

Publikation Nr. 25

Bundesarbeitsgemeinschaft der  
Senioren-Organisationen e.V.

Lobby der Älteren



Dokumentation

„Alter leben – Verantwortung übernehmen“



9. Deutscher Seniorentag

Kongress mit Ausstellung **SenNova**  · 8. bis 10. Juni 2009 in Leipzig

## DEUTSCHER SENIORENTAG 2009

Bundesarbeitsgemeinschaft der  
Senioren-Organisationen e.V. (BAGSO)

Bonngasse 10 · 53111 Bonn  
Tel.: 02 28 / 24 99 93 - 0  
Fax: 02 28 / 24 99 93 - 20  
E-Mail: [dst@bagso.de](mailto:dst@bagso.de)  
[www.deutscher-seniorentag.de](http://www.deutscher-seniorentag.de)  
[www.bagso.de](http://www.bagso.de)

## Ausstellung SenNova

**BAGSO Service GmbH**

Bonngasse 10 · 53111 Bonn  
Tel.: 02 28 / 55 52 55 - 53  
Fax: 02 28 / 55 52 55 - 66  
E-Mail: [info@bagso-service.de](mailto:info@bagso-service.de)  
[www.bagso-service.de](http://www.bagso-service.de)

Umschlagfoto hinten: Die Akteure der Abschlusspressekonferenz: v.l. Walter Link †  
(ehemaliger BAGSO-Vorsitzender), Dr. Barbara Keck (Geschäftsführerin BAGSO-Service),  
Prof. Dr. Thomas Fabian (Beigeordneter für Jugend, Soziales, Gesundheit und Schule der Stadt Leipzig)  
und Dr. Guido Klumpp (Geschäftsführer BAGSO).

# „Alter leben – Verantwortung übernehmen“

## DOKUMENTATION

9. DEUTSCHER SENIORENTAG  
KONGRESS MIT AUSSTELLUNG SENNOVA

8. bis 10. Juni 2009 in Leipzig



Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen e.V.

Der Deutsche Seniorentag 2009 wurde durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) sowie dem Sächsischen Staatsministerium für Soziales und Verbraucherschutz gefördert.

**Herausgeber:**  
**Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen e.V. (BAGSO)**  
 Bonngasse 10  
 53111 Bonn  
 Tel.: 02 28 / 24 99 93 0  
 Fax: 02 28 / 24 99 93 20  
 E-Mail: kontakt@bagso.de  
 www.bagso.de

Vervielfältigung erlaubt, Belegexemplar erwünscht.

© 2010, BAGSO, Bonn.

Umschlagfotos: Dieter Grundmann

**Redaktionelle Bearbeitung:** Heike Felscher  
 unter Mitarbeit von Frauke Beeken, Vera Klier, Ursula Lenz, Dana Schestag, Christiane Schiller

**Korrektorat:** Helga Vieth

**Layout:** Nadine Valeska Schwarz, www.nadine-schwarz.de  
**Druck:** Druckhaus Marburg GmbH

**Fotonachweis:** M. Dabdoub/BAGSO; Cornelia Dieme, BAGSO/Westend. Public Relations; FAIRNET; Dieter Grundmann, BAGSO/Westend. Public Relations; Dieter Gruner; Marie-Luise Marchand/BAGSO; Charlotte Sattler/BAGSO; Mike Auerbach

Soweit in dieser Publikation nur die männliche Schreibweise verwendet wird, ist bei Entsprechung auch die weibliche Form eingeschlossen.

Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme

Alter leben – Verantwortung übernehmen: Dokumentation Deutscher Seniorentag 2009, Leipzig, 8.-10. Juni 2009 / Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen (BAGSO). [Red. Bearb.: Heike Felscher]. – Bonn: BAGSO, 2010

ISBN 978-3-9809618-3-7

**INHALT**

**VORWORT**

*Prof. Dr. Dr. h.c. Ursula Lehr* ..... 10

**1. LEIPZIGER ERKLÄRUNG**  
**„Alter leben – Verantwortung übernehmen“** ..... 12

**2. ZENTRALE VERANSTALTUNGEN** ..... 17

**2.1. Festveranstaltung** ..... 17

2.1.1 *Walter Link*, BAGSO-Vorsitzender  
 Begrüßung ..... 17

2.1.2 *Burkhard Jung*, Oberbürgermeister der Stadt Leipzig  
 Grußwort ..... 20

2.1.3 *Stanislaw Tillich*, Ministerpräsident des Freistaates Sachsen  
 Grußwort ..... 23

2.1.4 *Bundeskanzlerin Angela Merkel*  
 Rede ..... 27

**2.2 Ökumenischer Gottesdienst**  
 „Alter schöpferisch leben“ ..... 43

**2.3 Alter ist Erfahrung – Erfahrung hat Zukunft**  
 Öffentliches Interview mit dem SPD-Vorsitzenden *Franz Müntefering*... 45

**2.4 Infrastruktur für eine alternde Gesellschaft**  
 Podiumsgespräch. .... 57

**2.5 TALK in Leipzig**  
 Sozialpolitik ohne Generationenvertrag? ..... 89

2.5.1 Begrüßung *Walter Link*, BAGSO-Vorsitzender..... 90

2.5.2 Impulsreferat: *Prof. Dr. Winfried Schmähl* ..... 91

2.5.3 Podiumsdiskussion ..... 102

<b>3. FOREN UND WORKSHOPS</b> .....	131
<b>Deutscher Seniorentag zunehmend barrierefrei</b> .....	132
<b>3.1 Mitgestalten und Mitentscheiden</b> .....	135
3.1.1 <b>Forum A:</b> Alter MIT ENGAGEMENT leben .....	135
3.1.2 Gemeinsam für den Klimaschutz – Ältere übernehmen Verantwortung	145
3.1.3 Senioren beleben ihre Stadt .....	146
3.1.4 Grenzübergreifende Zusammenarbeit – Senioren aktiv im Drei-Länder-Gebiet .....	150
3.1.5 „wir machen mit...“ – Ältere Migrantinnen und Migranten engagieren sich in ihrem Lebensumfeld .....	151
3.1.6 Frauen aus unserer Mitte und ihre Kompetenzen .....	154
3.1.7 Selbsthilfe älterer Menschen .....	158
3.1.8 Weiterbildung im höheren Bildungsalter .....	161
.....	
<b>3.2 Soziale Sicherheit</b> .....	163
3.2.1 <b>Forum B:</b> Alter in FINANZIELLER SICHERHEIT leben .....	165
.....	
<b>3.3 Pflege und Prävention</b> .....	175
3.3.1 <b>Forum C:</b> Alter SELBSTBESTIMMT und UMSORGT leben .....	175
3.3.2 Der schnelle Weg zum richtigen Heim .....	192
3.3.3 Schmerztherapie .....	194
3.3.4 Vorstellung Demenzatlas Sachsen .....	196
3.3.5 Im Fokus Demenz: Vorbeugen und Vorsorgen – was kann ich tun? ....	200
3.3.6 „Lässt sich Alzheimer hinauszögern und damit verhindern?“ .....	203
3.3.7 Kurzaktivierung für und mit Menschen mit Demenz – Ein Erlebnis für die Sinne .....	206

<b>3.4 Berufliche Erfahrung</b> .....	209
3.4.1 <b>Forum D:</b> Alter MIT BERUFLICHER ERFAHRUNG leben .....	209
.....	
<b>3.5 Selbstständigkeit im Alter</b> .....	223
3.5.1 <b>Forum E:</b> Im Alter SELBSTSTÄNDIG leben und wohnen .....	223
3.5.2 „Im Quartier bleiben!“ – eine Herzensangelegenheit für ältere Menschen	235
3.5.3 Gemeinschaftliches Wohnen .....	239
3.5.4 Sicher und bequem – die Wohnung den Bedürfnissen des Alters (mit und ohne Behinderungen) anpassen .....	242
3.5.5 Wohnen und Lebensqualität im Alter und mit Behinderung .....	246
3.5.6 DAISY – Hörbücher zum Blättern und Stöbern .....	248
3.5.7 „Alter – total normal – leben“ – Vom Leben mit vielen Freuden und kleinen Handicaps .....	251
.....	
<b>3.6 Gesund und beweglich bleiben</b> .....	255
3.6.1 <b>Forum F:</b> Alter AKTIV leben – körperlich und geistig beweglich bleiben	255
3.6.2 Frauengerechte Gesundheitsversorgung .....	266
3.6.3 Lebensqualität erhalten – Stürze verhindern – Brüche vermeiden – Risiko erkennen! .....	270
3.6.4 Im Alter IN FORM: mehr oder weniger, essen, trinken und bewegen?! .....	271
3.6.5 Zähne ein Leben lang – Informationen rund um die Mundgesundheit	274
3.6.6 Aktive Gesundheitsförderung durch Seniorentanz .....	276
3.6.7 Tänze aus aller Welt .....	280
3.6.8 Nordic Walking .....	282
3.6.9 Die Kraft, die aus der Mitte kommt. ....	283
3.6.10 Bewegen im Drei-Viertel-Takt – Swinging Chi .....	285
3.6.11 Bewegt Gedacht – Die Kombi macht's: Gehirntraining in Bewegung ...	287
3.6.12 Mit Freude das Gehirn aktivieren (MAT®) .....	291

<b>3.7 Dialog der Generationen</b> .....	293
3.7.1 <i>Forum G:</i> Alter im DIALOG DER GENERATIONEN leben .....	293
3.7.2 Engagementmöglichkeiten in generationenübergreifenden Projekten ..	308
3.7.3 Generationen lernen gemeinsam: Nachhaltigkeit .....	309
3.7.4 Intergenerationelle Bildung und Generationensolidarität .....	311
3.7.5 Generation Gesundheit – Intergenerative Ansätze in der Gesundheitsförderung .....	313
.....	
<b>3.8 Schaffenskraft und Kreativität</b> .....	315
3.8.1 <i>Forum H:</i> Alter SCHÖPFERISCH leben .....	315
3.8.2 Biografiearbeit mit älteren Menschen .....	329
3.8.3 Dialog – Die kreative Kommunikation .....	331
3.8.4 Was ich dir noch sagen wollte – was ich dich noch fragen wollte .....	334
.....	
<b>3.9 Ältere als Verbraucherinnen und Verbraucher</b> .....	337
3.9.1 Ältere/Altersbilder in den Medien – Rock'n Roll im Rollstuhl?! .....	337
3.9.2 Senioren als Wirtschaftsmacht – kritisch und anspruchsvoll. ....	340
3.9.3 „60 – na und? – Wer fragt, gewinnt!“ .....	343
3.9.4 Auf neuen Pfaden unterwegs in Europa. ....	346
.....	
<b>3.10 Erlebnis Internet</b> .....	348
3.10.1 Internet erleben – Erfahrungsaustausch gesucht. ....	348
3.10.2 Intergenerationelles Lernen: Alt + Jung im Dialog .....	350
3.10.3 Senior-Online-Redaktion. ....	355

<b>4. PODIUMSVERANSTALTUNGEN</b> .....	359
4.1 „Wie wollen wir morgen leben?“ – Kommunen im demografischen Wandel Symposium „Aktiv im Alter“ .....	359
4.2 „Produkte und Dienstleistungen für eine Gesellschaft des langen Lebens“ Fachpodium der Initiative „Wirtschaftsfaktor Alter“ .....	364
4.3 Altersbilder in der Gesellschaft – Zwischenergebnisse des Sechsten Altenberichts .....	368
.....	
<b>5. AUSSTELLUNG SENNOVA</b> .....	373
5.1 SenNova – Service, Qualität und Verbraucherschutz .....	373
5.2 GenerationenInsel .....	378
5.3 Leipziger Treff .....	380
5.4 Ausstellerliste .....	384
.....	
<b>6. WEITERE HÖHEPUNKTE</b> .....	393
6.1 Kulturelles Rahmenprogramm .....	393
6.2 Ökumenisches Rahmenprogramm .....	395
6.3 3.000 Schritte extra – Mitgehen am Mittwoch .....	400
6.4 Fotowettbewerb .....	402
.....	
<b>7. ERGEBNISSE DER BESUCHERBEFRAGUNG</b> .....	403

## VORWORT

„Alter leben – Verantwortung übernehmen“ lautete das Motto des 9. Deutschen Seniorentages 2009 in Leipzig. Mit diesem Motto machten die BAGSO-Verbände deutlich, dass Ältere Verantwortung für sich, für andere und für nachfolgende Generationen übernehmen, und sich aktiv an der Gestaltung der Gesellschaft beteiligen möchten.

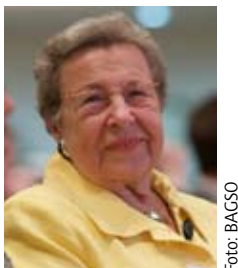


Foto: BAGSO

Prof. Dr. Ursula Lehr

Die vorliegende Dokumentation ist eine Zusammenstellung der Foren-, Workshop- und Diskussionsbeiträge, die Anregungen für eine aktive Lebensgestaltung bieten und gleichzeitig ein differenziertes Bild vom Alter – mit all seinen Facetten – liefern. Besonders gefreut hat uns das große Interesse junger Menschen den Seniorentag zu besuchen. Dies ist sicherlich nicht zuletzt auf die Vielzahl generationenübergreifender Angebote zurückzuführen.

Die Stadt Leipzig hat als Gastgeberin den Deutschen Seniorentag bei der Vorbereitung und Durchführung herausragend unterstützt. Ein Novum: 30 Auszubildende wurden für drei Veranstaltungstage freigestellt, um den Besucherinnen und Besuchern hilfreich zur Seite zu stehen.

Wir danken dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) sowie dem Sächsischen Staatsministerium für Soziales und Verbraucherschutz für die finanzielle Förderung der Veranstaltung. Auch den Sponsoren Generali Versicherungen, Pfizer Deutschland und Deutsche Telekom, ohne deren Förderung die Durchführung in dieser Größenordnung nicht möglich gewesen wäre, danken wir herzlich.

Unser besonderer Dank geht an die vielen ehrenamtlichen Mitwirkenden für ihre Unterstützung bei der Planung und Durchführung des Deutschen Seniorentages. Dazu zählen die von den Foren- und Workshopverantwortlichen bei der Vorbereitung aufgebrauchte Zeit, die geleisteten Stunden der Seniorinnen

und Senioren bei der Besetzung der Info-Stände auf der SenNova sowie die Bereitschaft der Referentinnen und Referenten ohne Honorar aufzutreten. Alle gemeinsam haben zum Erfolg des Deutschen Seniorentages beigetragen.

Ich hoffe, dass Sie die Anregungen und Impulse dieser Dokumentation für ihr eigenes Leben und für ihre Arbeit gewinnbringend nutzen können.

*Herzliche Grüße*

*Prof. Dr. Dr. h.c. Ursula Lehr  
BAGSO-Vorsitzende*



Foto: Kerstin Selig

Das Titelmotiv des 9. Deutschen Seniorentages brachte es auf den Punkt: Ältere übernehmen Verantwortung für sich, für andere und für nachfolgende Generationen.

## ALTER LEBEN – VERANTWORTUNG ÜBERNEHMEN

Erklärung der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen (BAGSO) und ihrer 101 Mitgliedsorganisationen zum Abschluss des 9. Deutschen Seniorentages

### „Leipziger Erklärung“

#### Präambel

Ältere Menschen sind bereit, unsere Gesellschaft des langen Lebens mitzugestalten. Sie übernehmen Verantwortung für sich selbst und für andere, sei es in der Familie, in der Nachbarschaft oder in anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen. Mit dem 9. Deutschen Seniorentag machen die Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen (BAGSO) und ihre 101 Mitgliedsverbände die Vielfalt des Engagements Älterer sichtbar. Sie rufen damit zu einer differenzierteren Wahrnehmung der gesellschaftlichen Rollen älterer Menschen auf. Im Bewusstsein, selbst Glied in einer Generationenabfolge zu sein, sehen sich die Älteren auch in der Verantwortung für nachfolgende Generationen. Sie streben ein neues gesellschaftliches Bündnis von Jung und Alt an, das weit über den bisherigen Generationenvertrag hinausreicht und sich am Grundsatz der Nachhaltigkeit ausrichtet: Alle politischen, wirtschaftlichen und individuellen Entscheidungen sind darauf zu überprüfen, ob sie geeignet sind, die aktuellen Lebensbedingungen zu verbessern, ohne die Zukunftschancen künftiger Generationen zu verschlechtern.

#### Verantwortung übernehmen – für sich und andere

Bewegung und Sport sind ebenso wie eine gesunde Ernährung Grundvoraussetzung für ein langes, selbst bestimmtes Leben. Wohnortnahe Angebote sind notwendig, um die eigene Gesundheit erhalten und so den Prozess des Alterns positiv gestalten zu können. Verbände müssen bei der Entwicklung und

Umsetzung entsprechender Programme unterstützt werden. Dass Menschen bis ins hohe Alter geistig aktiv und kreativ sein können, beweisen viele Persönlichkeiten aus Geschichte und Gegenwart. Kulturelles Schaffen kann dazu beitragen, die nachberufliche Zeit mit ihren unterschiedlichen Entwicklungsphasen mit Sinn zu füllen, wie viele (Alten-) Theater, Orchester, Malgruppen oder Schreibclubs zeigen. Mit zielgruppengerechten Bildungsangeboten sollten die geistige Fitness und die Kreativität des Alters gefördert werden. So hat der Mensch bis zu seinem Lebensende die Möglichkeit, aber auch die Verantwortung, sich zu entwickeln und sein Leben zu gestalten. Ein in dieser Weise positives Verständnis des Alterns schließt Verletzlichkeit und Brüchigkeit des Lebens ein. Dabei betonen die BAGSO-Verbände die Würde und den Wert des alternden und alten Menschen jenseits eines auf Leistung und Nutzen ausgerichteten Denkens.

#### 2. Selbstbestimmt leben – eingebunden in Gemeinschaft

Viele ältere Menschen ergreifen selbst die Initiative, um sich und anderen ein selbstständiges Leben und Wohnen zu ermöglichen. Bund, Länder und Kommunen müssen diese Bemühungen verstärkt unterstützen. Dies betrifft u. a. die barrierefreie Gestaltung von Wohnung und Wohnumfeld. Maßnahmen der Wohnungsanpassung bieten auch Gelegenheit, die Energieeffizienz von Gebäuden zu verbessern und damit einen wichtigen Beitrag zum Klimaschutz zu leisten. Wichtige Dienstleistungen, wie Einkaufsmöglichkeiten, Arztpraxen, Apotheken oder Kultureinrichtungen, müssen auch im ländlichen Raum vorhanden bzw. erreichbar sein. Ein gut ausgebautes öffentliches Verkehrssystem ist Grundlage für die Teilhabe aller am gesellschaftlichen Leben. Zu einer funktionierenden Infrastruktur gehören zudem Beratungs- und Informationsstellen, die nicht allein Unterstützung im Pflegebedarf, sondern auch Hilfestellung bei der Haushaltsführung sowie Fragen des täglichen Lebens bieten. Das Miteinander von Jung und Alt sollte zu einer Maxime der Stadtteilentwicklung werden. Das Entstehen von Netzwerken, die es auch Menschen mit Hilfebedarf erlauben, möglichst lange zu Hause zu leben, ist eine gemeinsame Aufgabe der Kommunen und der in Nachbarschaft lebenden Generationen. Die Möglich-

keiten, bei Krankheit und Pflegebedürftigkeit in der eigenen häuslichen Umgebung zu bleiben, müssen erweitert werden. Neben dem Ausbau ambulanter Pflege- und Betreuungsdienste ist die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Pflege weiter zu verbessern. Im stationären Bereich müssen die Qualität verbessert und die Selbstbestimmung der Bewohnerinnen und Bewohner gestärkt werden. Die „Charta der Rechte hilfe- und pflegebedürftiger Menschen“ sollte zum Grundgesetz der Pflege in Deutschland werden. Auch in der letzten Lebensphase müssen Selbstbestimmung und Selbstverantwortung in möglichst großem Umfang gewährleistet sein. Neben einer Verbesserung vor allem der institutionellen Rahmenbedingungen für ein menschenwürdiges Leben bis zum Tod ist eine Enttabuisierung des Sterbens notwendig.

### 3. Neue Verantwortungsrollen wahrnehmen

Es braucht eine gemeinsame Anstrengung der Wirtschaft einschließlich der Sozialpartner, der Politik und jedes Einzelnen, damit Menschen tatsächlich länger am Arbeitsleben teilhaben können. Zur Eigenverantwortung der Älteren gehört die Bereitschaft, Kenntnisse und Fähigkeiten regelmäßig zu aktualisieren und zu erweitern. Berufliche Erfahrungen sind ebenso wie familiäre und allgemeine Lebenserfahrungen wertvolle Potenziale für ein freiwilliges Engagement. Zahlreiche gute Beispiele belegen, dass das Ehrenamt Generationen verbindet. Die Schaffung von nachhaltig angelegten Strukturen, in denen sich Engagement entfalten kann, ist unerlässlich. Zu den notwendigen Rahmenbedingungen gehören vor allem Mitgestaltungs- und Selbstorganisationsmöglichkeiten sowie Ressourcen für Infrastruktur, Qualifizierung und Begleitung. Barrieren, die sich aus Behinderungen, chronischen Erkrankungen sowie sprachlichen und kulturellen Unterschieden ergeben, müssen gemeinsam überwunden werden. Ebenso wie in der Arbeitswelt brauchen wir auch in der Politik das Miteinander von Jung und Alt. Ältere Menschen sind aufgerufen, die zahlreichen Möglichkeiten der politischen Einflussnahme im parlamentarischen und vorparlamentarischen Raum noch stärker als bisher zu nutzen. Wo solche Mitbestimmungsrechte nicht bestehen, müssen sie gesetzlich festgelegt werden. Eine Darstellung der zahlreichen Verantwortungsrollen

Älterer durch die Medien nimmt Jungen die Angst vorm Älterwerden und motiviert zur Nachahmung.

### 4. Verlässliche Sozialpolitik – für alle Generationen

Die gesetzlichen Renten werden auch in Zukunft für die meisten Menschen die wichtigste Einkommensquelle im Alter sein. Mit den Reformen der vergangenen Jahre wurde eine Stabilisierung der Finanzierungsgrundlagen der gesetzlichen Rentenversicherung erreicht. Für die heutigen und noch mehr für die künftigen Rentnerinnen und Rentner bedeuten sie aber erhebliche Einschränkungen, zumal die Eigenleistungen im Bereich der Gesundheitsversorgung stark gestiegen sind. Erwerbsbiografien mit durchgehender Vollzeitertätigkeit werden immer seltener. Infolge von Arbeitslosigkeit, Niedriglohnbeschäftigung oder erziehungs- und pflegebedingten Ausfallzeiten werden geringere Rentenansprüche erworben. Damit dies nicht zu einem Anstieg der Altersarmut führt, müssen unsere Alterssicherungssysteme den veränderten Gegebenheiten angepasst werden. Die gesetzliche Rentenversicherung hat sich bei der Wiedervereinigung als ein außerordentlich leistungsfähiges Alterssicherungssystem erwiesen. Es bedarf dringend einer politischen Lösung, damit in absehbarer Zeit gleiche Lebensarbeitsleistungen in Ost und West gleich anerkannt und bewertet werden.

**Verantwortung für sich selbst und füreinander müssen zur Maxime werden. Die großen gesellschaftlichen Herausforderungen, wie soziale Stabilität, kulturelle Integration, Bildung und Klimaschutz, können nur bewältigt werden, wenn Einzel- und Gruppeninteressen zurückgestellt werden und am Gemeinwohl orientiertes Denken und Handeln in den Vordergrund treten. Die Älteren stehen für ein solches Bündnis der Generationen bereit und fordern andere Generationen sowie alle relevanten gesellschaftlichen Akteure auf, sich daran zu beteiligen.**

*Leipzig, den 10. Juni 2009*





Die Jugendlichen des Sinfonischen Bläserorchesters gestalteten mit einem Musik-Medley aus Hollywood-Filmklassikern den musikalischen Rahmen der Festveranstaltung.

Foto: Dieter Grundmann

## 2. ZENTRALE VERANSTALTUNGEN

### 2.1 FESTVERANSTALTUNG

Musikalisch begleitet wurde die Festveranstaltung vom Sinfonischen Bläserorchester der Musikschule Leipzig „Johann Sebastian Bach“ unter der Leitung von Wilfried Thoss mit mehr als 50 Jugendlichen zwischen 14 und 22 Jahren.

#### 2.1.1 Begrüßung

##### ► Walter Link †, BAGSO-Vorsitzender (2006–2009)

Sehr geehrte Frau Bundeskanzlerin, sehr geehrter Herr Ministerpräsident, sehr geehrter Herr Oberbürgermeister, ich freue mich, dass Sie heute zu uns gekommen sind, damit wir gemeinsam den 9. Deutschen Seniorentag eröffnen können.

Gleich zu Beginn möchte ich Ihnen sehr herzlich danken – für die Unterstützung, die wir seitens der Bundesregierung, des Freistaates Sachsen und der Stadt Leipzig erhalten haben!

Sehr geehrte Frau Bundeskanzlerin, als wir vor gut einem Jahr mit dem BAGSO-Vorstand zu Besuch bei Ihnen im Bundeskanzleramt waren, haben Sie sich bereit erklärt, die Schirmherrschaft über den 9. Deutschen Seniorentag zu übernehmen und eine Festansprache zu halten, in der Sie die Grundzüge der Seniorenpolitik der Bundesregierung darstellen.

Die Mitglieder unseres Vorstands waren beeindruckt von der hohen Sensibilität, die Sie für seniorenpolitische Fragestellungen haben.



Walter Link

Foto: Dieter Grundmann



Bundeskanzlerin Angela Merkel mit prominenten Gästen des Deutschen Seniorentages und dem BAGSO-Vorstand.

Foto: Dieter Grundmann

Wir sprachen nicht nur über Fragen der Altersversorgung, sondern auch über die Potenziale des Alters und über das notwendige Umdenken in der Wirtschaft, sowohl was das Altern von Belegschaften angeht als auch hinsichtlich der Gestaltung von Produkten und Dienstleistungen. Die weit über 200 Unternehmen und Institutionen, die sich hier beim Deutschen Seniorentag präsentieren, sind die besten Beispiele dafür, dass der demografische Wandel auch Chancen eröffnet.

Sehr geehrte Frau Bundeskanzlerin, ich habe mich damals mit den Worten von Ihnen verabschiedet: „Mit uns, den Älteren, muss die Politik rechnen. Auf uns Seniorinnen und Senioren können Politik und Gesellschaft aber auch zählen.“

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Besucherinnen und Besucher, Jung und Alt, die Sie aus ganz Deutschland angereist sind, als Vorsitzender der BAGSO, die über ihre 100 Verbände rund 13 Mio. ältere Menschen vertritt, begrüße ich Sie sehr herzlich zum 9. Deutschen Seniorentag.

„Alter leben – Verantwortung übernehmen“ – unter diesem Motto wollen wir drei Tage einander zuhören, miteinander diskutieren und voneinander lernen. In rund 100 Einzelveranstaltungen gibt es viele Informationen – zum Zuhören, Mitmachen und Ausprobieren –, gibt es viel Politik und gibt es viel Kultur – ich denke an die Auftritte von Orchestern und Chören, aber auch an die verschiedenen Ausstellungen, hier in der Neuen Messe und im GRASSI-Museum.

Auf der begleitenden Ausstellung SenNova, die ich schon heute Morgen eröffnet habe, präsentieren Unternehmen, Verbände und nicht zuletzt der Bund, der Freistaat Sachsen und die Stadt Leipzig ihre Angebote für eine Gesellschaft des langen Lebens. Entsprechend dem Motto von Frau Professor Lehr: Es kommt weniger darauf an, wie alt wir werden, als vielmehr, wie wir alt werden.

Der Deutsche Seniorentag ist eine Gemeinschaftsleistung vieler. Ich danke allen, die als Haupt- und Ehrenamtliche Verantwortung übernommen haben. Ohne Sie alle wäre eine Veranstaltung dieser Größe nicht zu realisieren!

Sehr herzlich begrüßen möchte ich den Parlamentarischen Staatssekretär bei der Bundesseniorenministerin, Herrn Dr. Hermann Kues, den Präsidenten des Sächsischen Landtages, Herrn Erich Iltgen, die Vizepräsidentin des Sächsischen Landtages, Frau Regina Schulz.

Ich begrüße ebenso herzlich

- die Sächsische Sozialministerin, Frau Christine Clauß,
- den Dresdner Regierungspräsidenten, Herrn Dr. Henry Hasenpflug,
- die anwesenden Mitglieder des Deutschen Bundestages und der Landtage,
- die vielen Repräsentanten aus Leipzig und anderen Kommunen,
- viele weitere Ehrengäste, darunter auch die Mitglieder unseres Vorstands und die Vorsitzenden vieler unserer Mitgliedsorganisationen
- sowie die Mitglieder verschiedener Delegationen aus dem europäischen Ausland.

Alter leben – Verantwortung übernehmen. – Das tun wir Älteren in vielen Bereichen: in der eigenen Familie, in Vereinen, Verbänden und Gewerkschaften, in der Kirche oder in der Politik. Wir tun dies nicht nur zum Wohle der Älteren, sondern zum Wohle aller Generationen, der heute lebenden und der nachfolgenden.

Ich freue mich ganz besonders darüber, dass auch viele junge Menschen den Seniorentag besuchen. Das Miteinander der Generationen liegt uns besonders am Herzen.

Die älteren Menschen sind also bereit, Verantwortung zu übernehmen – für sich selbst und für andere. Sie brauchen dabei aber auch Unterstützung. Die Rahmenbedingungen müssen stimmen. Wichtigste Rahmenbedingung ist eine ausreichende Altersversorgung. Bei unserem Besuch im vergangenen Jahr, sehr geehrte Frau Bundeskanzlerin, konnten wir unsere Position deutlich machen: Die umlagefinanzierte Gesetzliche Rentenversicherung hat sich über

viele Jahrzehnte bewährt. Sie muss – da sind wir uns, glaube ich, einig – auch in Zukunft mehr als eine Armut vermeidende Grundsicherung bleiben.

Wir müssen außerdem sicherstellen, dass auch die ländlichen Gegenden lebenswert bleiben. Die Älteren selbst haben viele Ideen, wie man das machen kann. Und sie sind bereit, auf ehrenamtlicher Basis mehr Verantwortung in den Kommunen zu übernehmen.

Sehr geehrte Frau Bundeskanzlerin, wir sind sicher, dass Sie uns bei diesen Anliegen auch weiterhin unterstützen! Weil das so ist, wiederhole ich mich gern: *Auf uns, die Älteren, kann die Gesellschaft zählen.*

## 2.1.2 Grußwort

### ► Burkhard Jung, Oberbürgermeister der Stadt Leipzig

Sehr geehrte Frau Bundeskanzlerin,  
sehr geehrter Herr Ministerpräsident,

sehr geehrter Herr Link,  
Abgeordnete der unterschiedlichen Parlamente,  
meine sehr verehrten Damen und Herren.

Ein herzliches Willkommen in Leipzig! Wir freuen uns außerordentlich, dass Sie Ihren diesjährigen Seniorentag in unserer wunderbaren Stadt begehen!

Für Leipzig zu optieren, ist allemal eine kluge Entscheidung, weil sie an einen außergewöhnlichen Ort kommen. Leipzig ist nicht nur eine Musikstadt, in der die Musik eines Johann Sebastian Bachs und eines Felix Mendelsohn Bartholdys, der in diesem Jahr seinen 200. Geburtstag feiert, zu Hause ist. Leipzig ist auch eine Messestadt – wir haben hier in Leipzig die Messe erfunden – und eine Stadt der Wissenschaften. In diesem Jahr feiert unsere Universität ihren



Burkhard Jung

Foto: Fairmet GmbH

600. Geburtstag – und ihre aktuell bekannteste Absolventin ist die Frau Bundeskanzlerin.

Über die Jahrhunderte hat das Alter immer eine ganz besondere Rolle gespielt. Alter hieß Erfahrung, Wissen, Weisheit, dieser Dreisatz sicherte dem Alter eine hohe Verehrung. Die Römer nannten ihre politischen Repräsentanten Senatoren, also den Rat der Ältesten. Lebensklugheit, Vertrautheit in den Dingen der Welt – das war die sichere Gewähr für eine gedeihliche Entwicklung des Gemeinwesens. Heutzutage scheint dies merkwürdig verkehrt. Blicken wir in unsere Medien, hören wir auf die Meinungsträger, so wird das Alter angeblich zunehmend zum Problem und trägt den Namen „Demografische Gefahr“. Ich möchte diese wunderbare Möglichkeit vor Ihnen nutzen, um provokant zu sagen: Die demografische Gefahr ist ein Gespenst.

Wir dürfen nicht vergessen: Das Land, in dem wir heute leben, haben die aufgebaut, über die wir reden, um die es in den kommenden drei Tagen gehen soll. Und weil das so ist – das zeigen unsere repräsentativen Befragungen in Leipzig – sind die Älteren der Stützpfiler unserer demokratischen Kultur in unserer Stadt. Unser Senioren-Report bekräftigt dies jedes Jahr aufs Neue und viele Vereine und Verbände wären ohne die ehrenamtliche Mitarbeit unserer Seniorinnen und Senioren schlicht nicht lebensfähig. Viele Lebenszusammenhänge der jüngeren Generation sind ohne unbezahlbare Arbeit von Eltern und Großeltern undenkbar. Das ist alles andere als selbstverständlich, denn unsere Gesellschaft huldigt einem Kult der Jugend. Jung, flexibel, mobil, so soll der heutige Zeitgenosse sein und diese Verehrung blendet eine wesentliche Grundtatsache aus: Humane Vermögen wie Lebenserfahrung, Berufskompetenz oder Menschenkenntnis sind Dinge, die eben nicht über Nacht wachsen. Um zu reifen, brauchen sie Zeit, und diese Vermögen sind zu wertvolle Reichtümer, als dass eine Gesellschaft sich erlauben könnte, sie zum alten Eisen zu werfen.

Ich sage das nicht, um mir Ihres Beifalls sicher zu sein. Wir brauchen in der Tat die älteren Menschen, die dieses Vermögen im überreichen Maße besitzen. Wir brauchen sie heute, morgen und übermorgen. Keine politische Phrase ist politisch dümmer und moralisch verwerflicher als die vom Kampf der Generationen.

Nur ein Beispiel aus Leipzig: Es gibt kaum einen engagierteren Beirat in unserer Stadt als den Seniorenbeirat, der sich einbringt und berät. Er gibt dem Stadtrat und mir Empfehlungen, sucht aktiv den Dialog über die Generation in den Schulen, er hat eine wunderbare Broschüre zum Bild des älteren Menschen, er veröffentlicht Mobilitätsbroschüren. Der Seniorenbeirat macht täglich deutlich: Die beklemmende Darstellung vom gebrechlichen älteren Menschen muss unbedingt neu formuliert und verändert werden. Wir dürfen den aktiv gestaltenden, lebenserfahrenen und Verantwortung suchenden älteren Menschen nicht vergessen.

Ich erlebe ältere Mitbürgerinnen und Mitbürger in unserer Stadt, die sehr wohl Unterstützung und Zuwendung suchen, die von der Politik eine bezahlbare und altersgerechte Infrastruktur und Möglichkeiten erwarten, sich in der Freizeit zu betätigen, Senioren sorgen sich im Pflegefall, ihren Familien und Kindern zur Last zu fallen, sie sorgen sich um steigende Preise bei der gesundheitlichen Versorgung, im öffentlichen Nahverkehr oder, wie gerade gehört, bei der Grundversorgung in Existenznot zu geraten oder wegen gesundheitlicher Probleme nicht in ihrer Wohnung bleiben zu können. Aber alle, die ich kenne, haben das Bedürfnis, nach möglichst langer Eigenständigkeit, nach Teilhabe, nach Gesundheit, nach Fürsorge und nach Entfaltung. Unsere Aufgabe ist es, ihnen dabei Unterstützung zu geben.

Was wünschen sich ein Oberbürgermeister und eine Stadt von den Seniorinnen und Senioren? Ich wünsche mir, dass Sie am Ball bleiben, sich engagieren, dass Sie sich einbringen. Jeder Mensch braucht Aufgaben, die seine Fähigkeiten herausfordern und ihm das Gefühl geben, dass er gebraucht wird, die Erfahrungshorizonte öffnen und ein sinnvolles Leben gestaltbar machen.

Engagement für die Gesellschaft im Verein, in der Nachbarschaft, in der Kirche, im Umweltbereich, im Sport oder im kulturellen Bereich schafft Zufriedenheit und tut persönlich gut. Man lernt neue Fähigkeiten und Kompetenzen, die im hohen Alter von großem Nutzen sind. Dies stelle ich allerorten in unserer Stadt fest.

Wir brauchen daher das generationsübergreifende Gespräch. In den traditionellen Gesellschaften war es die Regel, dass man das Alter als Erfahrungsschatz Ernst nimmt, hegt und pflegt. Daran müssen wir in unserem, in Ihrem und im Sinne derjenigen, die nach uns kommen, unter allen Umständen festhalten.

Ich wünsche Ihnen viel interessante Debatten und Erfahrungen. Ich wünsche Ihnen ertragreiche Gespräche. Und einen Wunsch als Oberbürgermeister kann ich mir natürlich nicht verkneifen: Lernen Sie in unsere wunderschöne Innenstadt kennen, machen Sie einen Einkaufsbummel, besuchen Sie unsere Museen, Theater und Kabarett. Mit einem Wort: Fühlen Sie sich in Leipzig wohl! *Und augenzwinkernd:* Lassen Sie den einen oder anderen Euro hier!

### 2.1.3 Grußwort

#### ► Stanislaw Tillich, Ministerpräsident des Freistaates Sachsen

Ich freue mich, hier in Leipzig so viele engagierte Mitstreiter zu treffen, die sich für eine generationengerechte Gesellschaft einsetzen.



Stanislaw Tillich

Foto: Charlotte Sattler

Vor sechs Wochen haben wir in Leipzig den sächsischen „Zukunftskongress“ veranstaltet. Mit vielen aktiven Bürgern – so wie Ihnen – haben wir Ideen entworfen, wie wir uns für das Jahr 2020 wappnen können. Wie Sie sich vorstellen können, haben Themen wie Innovationen, Wirtschaft und Arbeit eine wichtige Rolle gespielt. Aber genauso wichtig war uns die Generationen-Gerechtigkeit. Denn wir wollen dafür arbeiten, dass Sachsen und Deutschland allen Generationen eine gute Heimat ist.

Wenn Sie als Bundesarbeitsgemeinschaft mit ihrem Seniorentag schon zum zweiten Mal nach Sachsen kommen, dann passiert das nicht ohne Grund: Der Freistaat Sachsen ist genauso wie große Teile Ostdeutschlands ein Laboratorium für die demografische Entwicklung der gesamten Bundesrepublik. Lösun-

gen, die wir hier finden, können mit 10 oder 20 Jahren Verzögerung Vorbild für die gesamte Republik sein:

- Jeder dritte Sachse wird schon 2020 älter sein als 65 Jahre.
- Allein die Zahl der Hochbetagten über 80 wird bis dahin um fast 5 % steigen.
- Bereits jetzt hat sich die Zahl der Hundertjährigen mehr als verdoppelt.

Es gibt in Sachsen einige Pilotkommunen, von denen wir lernen können. Rochlitz bei Leipzig hat schon seit vierzehn Jahren ein Mehrgenerationenhaus. Görlitz wirbt erfolgreich um Ruheständler aus allen Teilen der Republik – und sorgt zugleich dafür, dass es sich in der historischen Altstadt für junge Familien gut leben lässt. Manche nehmen die Zahlen des demografischen Wandels mit Besorgnis oder Resignation wahr. Ich sehe das ganz anders: Wir sollten glücklich und dankbar sein, dass uns Deutschen ein so langes und erfülltes Leben beschieden ist!

Großeltern können viel Zeit mit ihren Enkeln verbringen – viel mehr als sie es selbst als Eltern wegen des Berufs tun konnten. Ich kenne Selbständige, die arbeiten mit großer Freude weit über das 65. Lebensjahr hinaus. Betriebe schätzen das Expertenwissen von Fachleuten, die seit Jahrzehnten im Job sind. Andere Senioren engagieren sich ehrenamtlich: Sie leiten Vereine, trainieren Jugendliche, helfen bei Hausaufgaben oder organisieren Veranstaltungen. Das zeigt: Wir sollten die durch den medizinischen Fortschritt gewonnene Lebenszeit aktiv und verantwortlich nutzen. Mehr Ehrenamt und Solidarität in der Gesellschaft, – mehr Eintreten füreinander, Senioren, die sich mit Freude für junge Familien und Vereine einbringen.

Das alles ist dank des demografischen Wandels möglich. Und diese Solidarität hält die Gesellschaft zusammen. Sie schafft ein Umfeld, in dem es jungen Paaren leichter fällt, sich ihren Kinderwunsch zu erfüllen. Und so können wir uns Hoffnung machen, dass in Deutschland wieder mehr Kinder geboren werden.

Wenn ich mich umsehe, mit viel Tatkraft auf dem Seniorentag – und tagtäglich in ihren Verbänden und Institutionen – mitgearbeitet wird, dann bin ich sicher: Wir werden einen neuen, funktionierenden Konsens zwischen den Generationen herstellen, um die Herausforderungen der Zukunft zu bewältigen!

Das gilt auch für die Sozialsysteme, die in den nächsten Jahren grundlegend umgebaut werden müssen. Unsere Gesellschaft kann die Situation nur schultern, wenn sich Jung und Alt darüber verständigen, dass jeder das leistet, zu dem er fähig ist.

Der Ruhestand ist ein eigener Lebensabschnitt geworden. Rollen oder Vorbilder, wie dieser Lebensabschnitt gefüllt werden kann, sind vorhanden. Und ich rede nicht von Stereotypen, wie sie die Werbung bietet. Aber sie haben sich in den Köpfen der Gesellschaft noch nicht durchgesetzt.

Tun wir nicht so, als sei es ein Sonderfall, wenn sich Senioren einbringen: Alle im Saal wissen das aus eigener Erfahrung. Ich erlebe eine aktive und selbstbewusste Generation der Senioren, die nichts mit den alten Rollenbildern der Großeltern zu tun hat. Ihnen allen müssen wir einen angemessenen Platz in der Mitte der Gesellschaft einräumen.

Dazu gehört auch, die Chance diese aktive Zeit angemessen leben zu können. Der Beruf ist ein wichtiger Teil davon. Es lohnt sich, einen 55-Jährigen weiterzubilden – anstatt völlig kontraproduktiv immer nur Debatten über eine Ausweitung der Frühverrentung zu führen. Mehr barrierefreie Angebote gehören ebenso dazu, um Senioren mehr Möglichkeiten zur Mitwirkung zu geben. Das gilt auch für das Internet: Viele würden es häufiger nutzen, wenn ihnen der Einstieg erleichtert würde.

Vor 20 Jahren begann die Friedliche Revolution in Sachsen. Seitdem haben wir auch das Versorgungssystem für Senioren neu aufgebaut. Viel hat sich seitdem im Freistaat getan: Mehr als 1,2 Milliarden Euro haben wir in die Sanierung von Altenpflegeheimen gesteckt. 45 Sozialstationen wurden im gesamten Land saniert oder neu errichtet.

Zukünftig wollen wir uns um die bessere Vernetzung von ambulanten Trägern bemühen. Der Wert einer Gesellschaft misst sich auch daran, wie sie mit ihren schwächsten Teilen umgeht – und dazu gehören gerade die pflegebedürftigen Senioren. Deshalb werden wir dafür arbeiten, ein Altern in Würde zu ermöglichen! Auch durch eine neue Gesetzgebung.

In den letzten 20 Jahren haben wir einen großen Teil dieses Weges mit den Vereinen und Verbänden der BAGSO zurückgelegt. Ihr Vorsitzender Link hat gesagt: „Mit uns müssen Sie rechnen, auf uns können Sie aber auch zählen!“ Dafür möchte ich Ihnen danken – und uns weiterhin gute Zusammenarbeit wünschen. Sie sind eine gute Lobby der älteren Generation – zum Wohl der gesamten Gesellschaft.

*Vielen Dank!*



Foto: Dieter Grundmann

Mehr als 3.000 Gäste strömten zur Festveranstaltung in die Messehalle 2 – ein beeindruckendes Bild.

## 2.1.4 Rede zur Eröffnung des 9. Deutschen Seniorentages

### ► *Bundeskanzlerin Angela Merkel*

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident,  
lieber Stanislaw Tillich,

Herr Landtagspräsident, Herr Oberbürgermeister,  
lieber Herr Jung,

lieber Herr Parlamentarischer Staatssekretär Kues,  
sehr geehrter Herr Link

und vor allem Sie, meine Damen und Herren,  
die Sie an diesem Tag der Bundesarbeitsgemeinschaft  
der Senioren-Organisationen teilnehmen.



Foto: Charlotte Sattler

Angela Merkel

Auch ich darf Ihnen Leipzig sehr ans Herz legen. Ich habe hier von 1973 bis 1978 studiert. An die Uni werden die meisten von Ihnen nicht gehen, obwohl wir über lebenslanges Lernen sprechen. Man war schon zu DDR-Zeiten streng, wenn man Physik studiert hat, und hatte sehr gut gebildete Professoren, aber die Stadt hat in den letzten 20 Jahren noch einmal vieles verschönt, auch wenn sie vorher schon vieles sehr schön gemacht hat.

Auch ich darf Ihnen raten, von der Thomaskirche bis zu den Arkaden und Passagen zu gehen und sich anzuschauen, wie wunderbar es dort ist.

Ich bin heute sehr gern hierher gekommen. Walter Link hat davon gesprochen, dass wir uns vor gut einem Jahr über dieses Treffen der Bundesarbeitsgemeinschaft unterhalten haben.

Ich möchte Ihnen gratulieren. Wir haben in diesem Jahr viele Jahrestage. Wir haben gerade 60 Jahre Bundesrepublik Deutschland gefeiert und können ein bisschen stolz darauf sein. Viele von Ihnen haben die längste Wegstrecke in dieser Bundesrepublik miterlebt – bewusst miterlebt, nicht nur miterlebt, son-

dern auch mit gestaltet. Dass wir, die etwas Jüngeren, heute voller Stolz auf dieses Land blicken können, ist zuallererst auch Ihr Werk. Dafür ein ganz herzliches Dankeschön.

Die allermeisten von Ihnen werden es als ein großes Glück begreifen, dass Ihnen zu Ihren Lebzeiten die Deutsche Einheit geschenkt wurde. Ich denke, dass uns die Tatsache, dass vor 20 Jahren die Mauer fiel, in Deutschland noch einmal ungeahnte Möglichkeiten eröffnet hat. Ich habe jetzt in den letzten Tagen, als wir uns sehr oft an damals erinnert haben – das werden wir bis zum 9. November, dem 20. Jahrestag des Mauerfalls, noch des Öfteren tun –, oft darüber gesprochen, wie meine Lebensplanung aussah. Sie war sehr übersichtlich. In der DDR wurden die Frauen schon mit 60 Rentnerinnen, die Männer mussten noch fünf Jahre länger arbeiten. Ich hatte scharf im Visier, dass die alte Bundesrepublik die deutsche Staatsbürgerschaft auch für DDR-Bürger erhalten hat. Man konnte mit seinem DDR-Ausweis aufs nächste Polizeiamt gehen. Wenn man als Rentner mit 60 reisen durfte, konnte man sich dort einen ordentlichen Pass holen. Und dann wollte ich nach Amerika fahren. Darauf hatte ich mich gefreut. Nun ist daraus schon früher etwas geworden – für viele von Ihnen auch. Ich glaube aber, das, was uns doch alle heute beglückt, ist vor allem die Tatsache, dass wir nicht mehr diese Mauer haben, dass wir nicht mehr den Stacheldraht haben, dass wir nicht mehr den Kalten Krieg haben und dass Sie hier in einer wunderschönen Stadt Leipzig miteinander sein können.

BAGSO hat sich in diesen 20 Jahren – Sie haben insofern auch ein Jubiläumsjahr; herzlichen Glückwunsch –, seit 1989 zu einem hörbaren Sprachrohr für die Interessen Älterer etabliert. Herzlichen Dank dafür. Es haben sich viele Arbeitsgemeinschaften und -gruppen zusammengeschlossen. Es ist sicherlich nicht ganz einfach, immer alle Interessen unter einen Hut zu bringen. Ich glaube, wenn man die hier Anwesenden sieht, wenn man die Kraft dieses Sprachrohres wahrnimmt, dann hat es sich gelohnt, auf Kompromisse einzugehen. Ich würde Ihnen raten: Bleiben Sie weiter gut zusammen, diskutieren Sie die kontroversen Dinge aus, aber seien Sie nach außen eine Arbeitsgemeinschaft, die mit einer Stimme die Interessen der Älteren in Deutschland vertritt. Das tut der ganzen Gesellschaft gut, meine Damen und Herren.

Sie haben mit Ihrem Motto „Alter leben – Verantwortung übernehmen“ auch deutlich gemacht, dass Sie sich aktiv einmischen möchten. Ich verstehe das als eine Feststellung, geradezu als ein Angebot. Ich glaube, dass dieses Angebot von uns allen nicht nur sehr aufmerksam verfolgt, sondern auch gern angenommen werden sollte.

Denn unsere Gesellschaft verändert sich. Das wird mit dem sehr technischen Wort des demografischen Wandels beschrieben. Sie stellen sich diesen Herausforderungen insoweit, als Sie die Interessen der Älteren kundtun. Ich bin sehr dafür, dass wir diesen demografischen Wandel als Chance begreifen. Wenn wir ihn aber als Chance begreifen wollen, dann heißt das für mich auch, dass wir die Größe der Herausforderung nicht einfach unter den Tisch fallen lassen dürfen. Deutschland wird eines der Länder auf der Welt sein, das mit am schnellsten von diesem demografischen Wandel betroffen sein wird. Deshalb kann Deutschland in der Art und Weise, wie wir diesen demografischen Wandel gestalten – wie in vielen anderen Bereichen auch –, ein Beispiel für andere Länder auf der Welt dafür sein, wie auch sie damit umgehen können.

Wir wissen, dass wir heute schon erste Auswirkungen der demografischen Veränderungen haben, ganz besonders in ländlichen Bereichen. Sie wirken sich auch auf die täglichen Lebensbedingungen in den ländlichen Bereichen aus, wenn z. B. die Infrastruktur in Dörfern bestenfalls nur noch aus einem Getränkeautomaten besteht oder nur ein Warenwagen ab und zu vorbeikommt, wenn die eigenen Enkel lange Schulwege in Kauf nehmen müssen, weil die Jahrgangsstärken zusammenschrumpfen, wenn Bahnlinien oder Busstrecken stillgelegt werden, weil man sagt, es lohnt sich aufgrund der geringen Fahrgastanzahl nicht mehr, sie zu betreiben, oder wenn auch die Kirche nicht mehr in jedem Ort finanziert werden kann. Dann zeigt sich, dass unser Leben anders organisiert und strukturiert wird.

Heute ist in Deutschland die Zahl derer, die über 60 sind, schon größer als die der unter 20-Jährigen. Wir werden bis zum Jahr 2030 eine Entwicklung haben, wonach die Zahl von heute rund 26 % der über 60-Jährigen auf etwa 36 % ansteigt. Das heißt also, es ist sehr wichtig, dass wir uns auf diese Veränderung der

Altersstruktur einstellen, dass wir die richtigen Antworten darauf finden. Diese Antworten sind natürlich vielgestaltiger Natur. Denn wir müssen darauf achten, dass der Zusammenhalt unserer Gesellschaft erhalten bleibt. Dass nicht nur ein Zusammenhalt zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern vorhanden ist, sondern dass auch in der Gesellschaft insgesamt die Bindekräfte immer wieder gestärkt und die solidarischen Elemente entwickelt werden, ist der Wesenskern der Sozialen Marktwirtschaft, der Deutschland so erfolgreich gemacht hat.

Nun leben wir heute – anders als zu Zeiten der Gründung der Bundesrepublik – in einem offenen Europa, in einer offenen Welt. Das heißt, eine Politik, die die Älteren in den Blick nimmt, muss gleichzeitig eine Politik sein, die auch den Jüngeren Lebenschancen eröffnet, damit Deutschland für alle Generationen ein lebens- und liebenswertes Land ist. Diese Aufgabe wird die Politik der nächsten Jahrzehnte prägen und beschäftigen. Es wäre falsch, darum herum zu reden, sondern wir müssen immer wieder an einem Interessenausgleich arbeiten. Das, was ich als positive Botschaft und als Angebot der Älteren nehme, ist die Bereitschaft, in dieser Situation Verantwortung zu übernehmen, sich für die Gesellschaft einzusetzen und einen Beitrag zu leisten, den Zusammenhalt der Generationen zu fördern.

Nun beginnt, wenn wir uns der Berufstätigkeitsphase zuwenden, das Ganze damit, dass lebenslanges Lernen auch in den späteren Jahren des Berufslebens eine ganz natürliche Aufgabe sein wird, aber auch über das Berufsleben hinaus. Qualifizierung wird also zum täglichen Brot gehören. Schon allein das verändert eine Gesellschaft erheblich, weil es für die Älteren nicht immer so einfach ist, wenn die Jüngeren die Lehrer sind, die dann benoten oder testieren, wie die Älteren und Erfahreneren ihren neuen Bildungsabschnitt bewältigen. Das stellt ein wenig die Autoritäten auf den Kopf. Ich habe das zum ersten Mal erfahren, als wir Anfang der 90er Jahre die Deutsche Einheit gestaltet haben und plötzlich junge – in Führungszeichen – „Alleswisser“ aus den alten Bundesländern kamen und Umschulungsmaßnahmen gestaltet haben. Es ist nicht immer einfach, wenn man plötzlich vor einem Jüngeren wieder in einer Schulprüfungssituation steht und alles Gelernte aufsagen muss. Dies bedarf einer gewissen Sensibilität aller, die daran beteiligt sind.

Dennoch haben wir in Deutschland große Fehler gemacht. Aus diesen großen Fehlern haben wir aber, glaube ich, glücklicherweise gelernt. Es gab schon Zeiten, in denen von den über 50-Jährigen nur noch 40 % überhaupt im Berufsleben waren. Dies ist glücklicherweise vorbei. Heute sind es wieder weit mehr als 50 %.

Es gibt zwei Punkte, bei denen ich hoffe, dass wir in der jetzigen krisenhaften Situation nicht wieder in die alten Fehler zurückfallen. Wir werden in der Mitte des nächsten Jahrzehnts in Deutschland dringend Fachkräfte benötigen. Es wäre grottenfalsch – wenn ich das so etwas lax sagen darf –, wenn wir jetzt wieder mit Teilzeitarbeitsstellen und Altersteilzeit diejenigen, die älter sind, aus dem Berufsleben drängen würden. Wir brauchen die Älteren einerseits, weil wir in Zukunft jede Fachkraft brauchen werden, andererseits, weil wir in Deutschland besser lernen müssen, in gemischten Teams zusammenzuarbeiten und die Erfahrung der Älteren mit der Schnelligkeit der Jüngeren zusammenzubringen. Das gilt für Frauen wie für Männer. Deutschland hat sich unglaublich schwergetan mit dem, was die Amerikaner Diversity, also Vielfalt, nennen. Vielfalt ist sozusagen eine Versicherung gegen große Fehler. Vielfalt ist eine Möglichkeit, Fehler nicht doppelt und dreifach zu machen. Sie schützt vor Fehlentwicklungen. Deshalb glaube ich, dass wir uns viel stärker dazu bekennen sollten. Deshalb sind die Erfahrung und der Schwung der Routine der Älteren ein unverzichtbarer Bestandteil unseres Berufslebens. Das muss sich endlich auch herumsprechen, meine Damen und Herren.

Dann kommt der Lebensabschnitt nach der Erwerbstätigkeit, nach der Berufstätigkeit. Ich will noch hinzufügen, wir müssen auch bei der Frage, wie lange jemand erwerbs- und berufstätig sein darf, flexibler werden. Diese Frage wird sich im Wissenschaftlerbereich noch einmal sehr stark stellen. Das ist auch aus Unternehmenssicht gesagt worden. Wir sollten – das haben wir auch in unserem Gespräch vor einem Jahr erwähnt – die Altersgrenzen, die wir in unserer Gesellschaft haben, soweit wie möglich abschaffen, weil die Frage des Alters sehr individuell ist und nicht durch schematische Grenzen in Ausgrenzung münden sollte. Auch das müssen wir lernen.



Aber dennoch gibt es eine Phase nach dem Berufsleben, die auch eine ausgesprochen aktive Phase ist. Das Wort „Ruhe-Stand“, das ja in zwei verschiedenen Facetten von Ruhe und Stand eine gewisse Immobilität andeutet, ist keine richtige Beschreibung der Phase nach dem Erwerbsleben der Älteren in unserer Gesellschaft. Man muss sich nur einmal ansehen, was hier los ist, wenn Reisegruppen unterwegs sind. Ob man nun im Ausland oder im Inland ist, man wird von Älteren freudig begrüßt. Es geht um ein hohes Maß an Mobilität, ein hohes Maß an Neugierde, ein hohes Maß an Verwirklichung von Wünschen, die man vielleicht sein ganzes Leben lang gehegt hat und sich jetzt erfüllen kann. Schablonen sind also nicht richtig.

Jetzt kommt im Grunde die wesentliche Aufgabe, an der wir nur gemeinsam arbeiten können. Der nächste Altenbericht, den die Bundesregierung erarbeiten wird, wird das Thema „Altersbilder“ haben. Ich finde den Titel eigentlich sehr schön, weil er zweierlei aussagt: Einerseits haben wir noch keine richtige Vorstellung davon, wie denn diese Altersphasen aussehen könnten. Wir müssen sie uns ausmalen, erkennen und darüber sprechen. Andererseits wird mit dem Wort „Altersbilder“ nicht nur ein Altersbild angesprochen, sondern es geht um mehrere Altersbilder. Das zeigt etwas von der Vielfalt in unserer Gesellschaft. Es gibt nicht den Älteren oder denjenigen, der sozusagen die Phase nach der Berufstätigkeit symbolisiert, sondern es gibt ganz unterschiedliche Lebensentwürfe. Das ist auch wie in den jüngeren Phasen des Lebens.

Ich glaube, wir können eine vernünftige und die Menschen auch ansprechende Wahrnehmung dieser Altersbilder überhaupt nur erreichen, wenn die Generationen besser auf die jeweiligen Belange hören. Denn die Älteren sind ja auch – sagen wir es einmal so – oft wählerisch. Sie wollen einerseits einbezogen sein, aber andererseits nicht verpflichtet werden. Sie wollen die richtigen Strukturen vorfinden, aber nicht gegängelt werden. Die Frage heißt also: Wie kommen wir an ihre individuellen Wünsche heran und wie ermöglichen wir das, was sie in die Gesellschaft einbringen wollen, ohne dass sie den Eindruck haben, missbraucht und nicht mit der notwendigen Anerkennung ausgestattet zu werden? Die Frage ist politisch noch nicht abschließend beantwortet.

Natürlich haben viele von Ihnen ein langes Erwerbsleben hinter sich. Sie haben sich jeden Tag oft in einen großen Zwang, in einen rigide festgelegten Tagesablauf einfügen müssen und freuen sich nun auf ein bisschen mehr Flexibilität. Trotzdem haben Sie Vorstellungen und Ideen, was man tun kann, und wollen sich ehrenamtlich engagieren. Dieses Maß an Flexibilität, verbunden mit strukturellen Möglichkeiten, müssen wir in unserer Gesellschaft noch besser ausgestalten.

Ich glaube, hierbei sind die Mehrgenerationenhäuser ein sehr, sehr guter Ansatz. Sie haben sich auch wirklich zu Rennern in unserer Gesellschaft entwickelt. Über 500 solcher Häuser gibt es bereits. Dort entstehen sehr spannende Projekte und Diskussionen. Natürlich wissen wir, dass es viele Möglichkeiten gibt, die Jüngeren und die Älteren zusammenzubringen, wie etwa über das Vorlesen im Kindergarten und Hilfen bei Schularbeiten oder Freizeitgestaltung. Ich glaube, die Vielfalt in unserer Gesellschaft ist auch ein Beweis für die Vielfalt der Projekte.

Das kann man sozusagen aus Berlin nun ganz schwer steuern. Das wollen wir auch nicht. Trotzdem darf sich die Bundesregierung dieser Aufgabe nicht entziehen. Deshalb ist das Gespräch mit den Verbänden, die die Interessen der Älteren auch widerspiegeln, eines der zentralen Elemente dafür, wie wir zueinander kommen und wie wir das auch hinbekommen.

Nun ist es so, dass wir ein zentrales Interesse im Sinne des Zusammenhalts der Gesellschaft haben – des Zusammenhalts der Jüngeren und Älteren, auch wenn sie heute oft durch unterschiedliche Wohnorte getrennt sind, auch wenn viele Ältere heute keine eigenen Kinder, keine eigenen Enkel haben. Doch jeder kann von dem anderen lernen.

Es ist auf der einen Seite so, dass die Älteren von den Jüngeren lernen können, wie man z. B. technische Geräte bedient. Ich kann es vielleicht noch lernen; ich weiß nicht, ob es im Alter bei mir mit der Technik noch besser wird. Ich glaube es nicht. Wenn man junge Leute sieht, wie die irgendetwas zusammenstecken und intuitiv alles richtig hinbekommen, dann ist das doch nicht schlecht. Ich

weiß aber auch, dass die Älteren heute auch gute Computernutzer sind. Diesbezüglich brauchen wir uns keine Sorgen zu machen.

Auf der anderen Seite können Ältere auch Hinweise geben, etwa zur Entwicklung der Städte, zu der Frage, wie man ein bisschen mehr Übersichtlichkeit und Ordnung in die Schilderwälder bringt, zur Formulierung von Gebrauchsanweisungen, zur Benutzung von Fahrkartenautomaten und zu allem, was einen sonst noch verwirrt. Ich meine, Sie sollten Ihre Forderung nach einer gewissen Normung durchaus aussprechen. Auch der Deutsche Städtetag kann sich einmal damit befassen, dass nicht jeder Fahrkartenautomat in jeder Stadt anders ist und sich als Teil einer besonderen Vielfalt herausstellt.

Wir wollen also Jung und Alt zusammenschmieden.



Foto: Charlotte Sattler

Interessierte und fröhliche Gesichter bei der Festveranstaltung zur Eröffnung des 9. Deutschen Seniorentages.

Wir wissen, dass ein Großteil unserer Infrastruktur und dessen, was wir an öffentlichen Angeboten machen können – vom Sportverein und Schwimmbad bis zur öffentlichen Bibliothek –, überhaupt nicht mehr funktionieren würde, wenn sich Ältere hier nicht einbringen würden. Deshalb wollen wir auch die Bedingungen für ehrenamtliches Wirken in Vereinen und Stiftungen weiter verbessern. Wir haben das in dieser Legislaturperiode schon getan. Wir haben auch Freiwilligendienste für alle Generationen geöffnet. Auch das ist etwas, bei dem wir den Älteren heute sehr viel mehr Möglichkeiten geben. In Schulen, in Familien, in Stadtteilzentren, in stationären Einrichtungen oder in Hospizen können heute Freiwillige aus allen Generationen arbeiten. Wir haben das Programm „Aktiv im Alter“, mit dem wir Kommunen und Städte dabei unterstützen, geeignete Rahmenbedingungen für das ehrenamtliche Wirken Älterer vor Ort zu gestalten. Beim Thema Ehrenamt werden wir am Ball bleiben. Wir sind da auch auf Ihre Hinweise, was Sie sich noch besser vorstellen können, angewiesen.

Nun ist eine der wesentlichen Fragen – Walter Link hat es bereits angesprochen –, die Frage, mit welcher materiellen Sicherheit ich in die Phase des Älterwerdens gehen kann. Ich stimme vollkommen zu, dass die Rente mehr sein muss als nur eine Grundsicherung. Wir haben ein bewährtes Prinzip, demnach sich gerade auch die Erfolge und die Leistungen im Arbeitsleben in der Rente widerspiegeln. Wir sind froh, dass es zum 1. Juli dieses Jahres nach langen Zeiten, in denen die Rentner Verzicht geübt haben, eine Rentensteigerung geben wird.

Ich stehe auch absolut dazu, dass wir es in der jetzigen krisenhaften Situation den Älteren nicht zumuten, sich von jedem Wirtschaftsprofessor mit jedem Gutachten jeden Tag dahingehend in Unruhe versetzen zu lassen, ob nun nächstes Jahr die Rente sinkt oder ob sie doch nicht sinkt. Vielmehr haben wir gesagt, dass, wenn sie entsprechend der Rentenformel eigentlich sinken sollte, die Minderung bei künftigen positiven Rentenanpassungen nachgeholt wird. Ich finde, man kann es älteren Bürgern nicht zumuten, die wirklich jeden Euro umdrehen müssen – ich weiß das auch aus meinen Bürgersprechstunden in meinem Wahlkreis –, die mit Preissteigerungen zu kämpfen haben, dass sie dann auch noch das ganze Jahr über durch eine Diskussion beunruhigt wer-

den, in welcher Art und Weise nun vielleicht die Rente gekürzt wird. Dagegen habe ich mich aus voller Überzeugung ausgesprochen, auch wenn es vielleicht wissenschaftlich fragwürdig ist. Es geht hier um Menschen, und zwar um ziemlich viele Menschen, meine Damen und Herren.

Sie wissen, dass wir einen zusätzlichen kapitalgedeckten Anteil an der Altersvorsorge brauchen. Mit der so genannten Riester-Rente ist ein Angebot gemacht worden. Es hat sich aber in der jetzigen Situation der internationalen Wirtschaftskrise auch gezeigt: Wir sind richtig damit gefahren, bei der Riester-Rente vielleicht auf manche Rendite in der Anlageform zu verzichten, aber zu garantieren, dass das, was man eingezahlt hat, auch wieder herauskommt. Es ist richtig, dass man damit keine exorbitanten Steigerungen beim Kapitalstock erreichen kann, aber man hat ein hohes Maß an Sicherheit.

Wenn man in diesen Tagen und Monaten einmal z. B. in die Vereinigten Staaten von Amerika schaut und sich die Aktienkurse der großen Automobilfirmen ansieht, kann man feststellen, wie der Wert der Fonds zusammengeschrumpft ist und was das für die Alterssicherung bedeutet. Dazu kann ich nur sagen: Ein Stück mehr Sicherheit und Berechenbarkeit, auch um den Preis, dass man keine exorbitanten Gewinne hat – man hat dann aber auch keine exorbitanten Verluste –, steht uns Deutschen gut zu Gesicht. Auch das ist ein Teil des Zusammenhalts der Gesellschaft.

Wir wissen, dass zum Älterwerden auch gehört, dass die eigenen physischen Fähigkeiten nicht besser werden. Viele sind in einem späteren Lebensabschnitt auf Hilfe angewiesen. Ich denke, auch diesen Teil des Älterwerdens dürfen wir nicht verdrängen. Er gehört zum Leben dazu. Deshalb ist mir sehr daran gelegen, dass wir auch den Tod nicht aus unserer gesellschaftlichen Wahrnehmung verdrängen, dass wir für ein würdiges Sterben eintreten, dass wir jeder Art von aktiver Sterbehilfe ein klares Nein entgegenschmettern.

Es darf nicht sein, dass der ältere Mensch in einer Phase der körperlichen Schwäche in eine Situation kommt, in der er denkt, er würde der Gesellschaft zur Last fallen. Dagegen werde ich immer wieder eintreten. Der Phase der Pfl-

ge kommt eine erhebliche Bedeutung zu. Diesbezüglich haben wir einiges in dieser Legislaturperiode zum Guten verändert, indem z. B. die Frage der Demenzerkrankungen in der Pflegeversicherung besser berücksichtigt wird. Es geht auch unter anderem darum, dass es für pflegende Angehörige möglich ist, ein Stück Freistellung vom Beruf zu bekommen, um sich der Pflege besser widmen zu können. Am Ende des Jahres müssen wir noch einmal über die Erfahrungen mit den Neuerungen reden.

Ich glaube, dass wir, was die Menschlichkeit der Pflege anbelangt, noch längst nicht an dem Punkt sind, an dem wir zufrieden sein können. Es gibt noch sehr, sehr viele mechanisch abzurechnende Schritte, bei denen die menschliche Zuwendung oft auf der Strecke bleibt. Das wird eine Daueraufgabe bleiben. Denn wir werden immer in einem Spannungsfeld liegen. Auf der einen Seite will man alles kontrollierbar machen, wenn es eine Klage oder Beschwerde gibt. Und auf der anderen Seite weiß man, dass, wenn wir alles kontrollieren, für individuelle Fallgestaltung und Zuwendung überhaupt kein Raum mehr bleibt.

Ein solches Spannungsfeld haben wir in unserer Gesellschaft an vielen Stellen, aber es darf nicht so einengend sein, sodass zum Schluss diejenigen, die Pflegeberufe erlernen, keine Freude mehr an diesen Berufen haben, weil sie nur noch mechanistisch tätig sein müssen, und diejenigen, die Pflege brauchen, zum Schluss keine Menschlichkeit und keine Emotionen mehr spüren. Das wird auch eine der ganz großen Aufgaben bleiben.

Meine Damen und Herren, es sind also spannende Zeiten – Zeiten, denen wir uns aber guten Mutes stellen wollen, weil wir wissen, dass unser Land die Herausforderungen, vor die es gestellt war, immer gut, klug und erfolgreich bewältigt hat, wie etwa den Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg – eine Leistung, vor der meine Generation nur staunend stehen kann. Wenn man in diesen Tagen noch einmal die Filme von einem zerstörten Deutschland gesehen hat, von einem Land, das die Wiedervereinigung alles in allem mutig und klug gemeistert hat, dann wird man verstehen können, dass dieses Land den demografischen Wandel auch als Bereicherung unserer Gesellschaft sehen kann. Ich wünsche mir das jedenfalls. Aber ich sage Ihnen auch: Ohne Ihre

Stimme wird es nicht gehen. Deshalb: Mischen Sie sich ein, seien Sie manchmal unbequem – natürlich in Maßen –, seien Sie immer konstruktiv.

Ich danke dafür, dass Sie dazu bereit sind, Verantwortung zu übernehmen. Das ist alles andere als selbstverständlich. Sie könnten sich zurückziehen und sagen: Wir haben unseren Teil getan. Dass Sie das nicht tun, ist eine große Ermüdung für uns. Herzlichen Dank dafür.

*Im Anschluss an die Rede der Bundeskanzlerin hatten einige Besucherinnen und Besucher die Möglichkeit, Fragen an Bundeskanzlerin Angela Merkel zu stellen:*

**Monika Bauer:** Ich bin Monika Bauer von der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit in der EKD (EAfA). Meine Frage betrifft die Verantwortung der Generationen füreinander. In der gesellschaftlichen Diskussion wird dies oft auf die Sozialversicherungssysteme reduziert. Sie haben die ganze Vielfalt angesprochen. Deshalb würde mich interessieren: In welchen Politikbereichen soll das Generationenthema eine größere Rolle spielen und was kann Politik für Generationengerechtigkeit tun?

**Bundeskanzlerin Angela Merkel:** Ja, die Generationengerechtigkeit ist eine klassische Querschnittsaufgabe. Wir haben uns dennoch in der Bundesregierung entschieden, ein Ministerium mit der Frage der Seniorenpolitik zu verbinden. Frau Prof. Lehr ist daran nicht unbeteiligt gewesen. Manchmal ist es mit den Querschnittsaufgaben so, dass sie überall und deshalb nirgends angesiedelt sind. Das darf natürlich nicht passieren. Insoweit ist die gesamte Frage des Generationenzusammenhalts im Familienministerium ganz stark gebündelt.

Ich habe über den Bildungsaspekt gesprochen. Wir können über den städtebaulichen Aspekt sprechen. Insofern ist es auch eine Frage des Bau- und Städtebauministeriums.

Ich habe den Anteil der Integration der Migranten heute noch nicht in den Mittelpunkt gestellt. Diesbezüglich kommt noch einmal eine neue Aufgabe auf

uns zu, wenn man sich einmal fragt: Wie sind die Gastarbeiter der ersten Stunde, die heute auch alle Senioren sind, in unsere Gesellschaft integriert? Haben sie ihre eigenen Vereine? Fällt man wieder in die eigene Nationalität zurück? Es stellen sich also auch hier wichtige Aufgaben.

Bei den Fragen zur Gesundheit sind ebenfalls sehr viele Ministerien beteiligt. Die Tatsache, dass hier so viele Sponsoren sind, deutet nicht unbedingt darauf hin, dass die Älteren als Wirtschaftsfaktor viele Jahre lang noch nicht so richtig ins Visier genommen wurden. Ich will dazu zweierlei sagen: Erstens sind sie hervorragende Konsumenten. Ich habe nie verstanden, warum ganze Fernsehanstalten bei 50 Schluss gemacht haben. Das ist veraltetes Denken. Zweitens tun die Älteren sehr viel für ihre Enkelkinder. Das heißt, wenn man möchte, dass die Großeltern auch ein bisschen Freude am Geschenk für das Enkelchen haben – obgleich nicht jeder Großvater und jede Großmutter alles tut, was das Enkelkind sagt, sondern man manchmal auch ein eigenes Bild davon hat, was das Kind schön finden könnte –, sollte man Produktwerbung in diesem Bereich machen und sich auch um den Geschmack der Älteren etwas mehr kümmern.

Jetzt habe ich Ihnen schon fast alle Ressorts der Bundesregierung aufgezählt. Vom Finanzminister habe ich aber noch nicht gesprochen. Der hat natürlich auch immer ein scharfes Auge darauf. Generationengerechtigkeit ist also eine klassische Querschnittsaufgabe. Ich glaube, auch durch die Altenberichte der Bundesregierung kommt dies zum Ausdruck.

Sie fangen immer mit einem Politikbereich an. Als Beispiele nenne ich die Frauenpolitik und die Umweltpolitik. Hierbei war es so ähnlich. Sie müssen erst einmal Ihren Raum erkämpfen. Irgendwann haben Sie es geschafft, dass es zum guten Ruf auch eines völlig anderen Ministeriums gehört, dass man die Älteren einfach nicht aus dem Blickfeld nimmt, sondern immer mit einbezieht. Auf dieser Strecke sind wir schon recht gut vorangekommen, aber es ist noch nicht so gut gemeistert, dass wir sagen können, wir brauchen keinen mehr, der sich ganz speziell um die Älteren kümmert. Deshalb haben wir das Seniorenministerium.

**Irmgard Gruner:** Mein Name ist Irmgard Gruner. Ich bin vom Seniorenbeirat der Stadt Leipzig. Frau Bundeskanzlerin, ehrenamtliche Arbeit muss von hauptamtlicher Arbeit begleitet werden. Wir wollen nicht, dass ehrenamtliche Arbeit hauptamtliche Arbeit verdrängt. Sie sagten bereits in Ihrer Rede, dass für Sie das bürgerschaftliche Engagement einen hohen Stellenwert hat. Wie schätzen Sie die Möglichkeit der dauerhaften Förderung des bürgerschaftlichen Engagements ein, zumal in den neuen Ländern die Spendenkultur noch nicht so ausgeprägt ist?

**Bundeskanzlerin Angela Merkel:** Ja, wir haben sehr viele steuerliche Maßnahmen zur Förderung des Ehrenamts. Diese kommen aber für viele Ältere nicht so richtig zum Zuge, weil nicht alle Steuern zahlen. Deshalb finde ich die Ansätze sehr Erfolg versprechend, die – Sie haben es selbst gesagt – zwar keine Verhauptamtlichung, aber eine gewisse Anerkennung darstellen.

Hierbei ist auf der kommunalen Ebene eigentlich schon eine ganze Menge geschehen, wenn man sieht, dass man z. B. bestimmte Eintrittskarten, die Nutzung von Verkehrsverbindungen oder Ähnliches verbilligt bekommt, woran man auch erkennt: Dadurch, dass ich mich für eine Bibliothek, für ein Schwimmbad, für einen Sportverein usw. einsetze, habe ich in meiner Stadt auch wieder bessere Möglichkeiten und eine kleine Anerkennung, was vielleicht Ehrenamtliche dann auch etwas stolz macht und ihnen gleichzeitig eine kleine materielle Hilfe ist.

Es ist sehr schwierig, das zentral zu regeln, weil man dann schon wieder in eine Art Verrechtlichung hineinkommt. Ich kann aber jede Kommune und jedes Land nur ermutigen, solche Beispiele zuzulassen. Wir werden auf jeden Fall seitens des Bundes fördern, dass man sich darüber austauscht, was gut funktioniert, was angenommen wird und was vielleicht nicht so toll ist.

**Olaf Wenzel:** Mein Name ist Olaf Wenzel. Ich bin der Vorsitzende der Volkssolidarität hier in Sachsen. Frau Bundeskanzlerin, ich habe eine Frage. Für die Rentnerinnen und Rentner insbesondere in den neuen Bundesländern ist es ein wichtiges Anliegen, dass ihre Lebensleistung in gleicher Weise anerkannt

und bewertet wird wie in den alten Bundesländern. Im September hieß es, die große Koalition plane, noch vor der Bundestagswahl den Zeitplan für die Angleichung der Rentenwerte Ost/West zu beschließen. Ist damit noch zu rechnen? In welchem Zeitraum würden Sie die Möglichkeit sehen?

**Bundeskanzlerin Angela Merkel:** In dieser Legislaturperiode – wir haben nur noch zwei Sitzungswochen – ist nicht mehr damit zu rechnen. Alle Parteien sehen das aber als eine Dringlichkeitsaufgabe für die nächste Wahlperiode an. Wenn Sie tiefer in die ganze Frage einsteigen, dann bemerken Sie, dass das ein sehr kompliziertes Geflecht ist. Wir müssen hierbei sehr aufpassen, dass da nicht Pauschalisierungen in den Raum gestellt werden, die uns sehr schnell die Dinge hochheizen lassen.

Ich stehe dazu, dass wir eine solche Angleichung von Ost und West brauchen. Ich würde, wenn Sie mich nach dem Zeitrahmen fragen, sagen, dass das Thema in den ersten beiden Jahren der nächsten Legislaturperiode erledigt sein wird.

**Aline Foster (Mitglied des Sinfonischen Blasorchesters der Musikschule Leipzig):** Jetzt kommt etwas nicht ganz so Kompliziertes. Uns würde sehr interessieren, ob Sie früher in Ihrer Jugend selbst ein Instrument gespielt haben oder ob Sie es noch immer spielen. Vielleicht ist es ein Instrument, das in unserem Orchester vertreten ist?

**Bundeskanzlerin Angela Merkel:** Das Orchester ist so professionell, dass ich mich in keinem Fall daran versündigen könnte. Ich habe früher auf Wunsch meiner Mutter Blockflöte und Klavier gelernt. Mit der Blockflöte ging es noch einigermaßen. Beim Klavier bekam ich erst einmal das berühmte Taktometer auf den Tisch gestellt. Aus der Küche schrie dann meine Mutter meistens „es“, wenn ich wieder „h“ oder so etwas Ähnliches spielte. Jedenfalls war ich nicht besonders begabt und habe mich dann in meiner intellektuellen Weiterbildung anderen Aufgaben als dem Instrumentenspielen gewidmet. Ich höre aber sehr gern Musik – das ist, glaube ich, bekannt – und bewundere deshalb alle, die das besser können, als ich es kann. Glücklicherweise hat der Herrgott die Gaben unterschiedlich verteilt, sodass wir nicht alle das gleiche gleichermaßen gut

können. Aus mir ist weder eine gute Eiskunstläuferin noch eine gute Klarinettenspielerin geworden. Das musste ich anderen überlassen.

Zum Abschluss der Festveranstaltung, die vom Chefredakteur des mdr Fernsehen Wolfgang Kenntemich moderiert wurde, stimmte Gotthilf Fischer mit dem Frauenchor der Volkssolidarität Leipzig und den Besucherinnen und Besuchern des 9. Deutschen Seniorentages im Rahmen seiner Aktion „Deutschland sing mit Gotthilf Fischer“ gemeinsam Volkslieder an.



Foto: Dieter Gruner

Gotthilf Fischer stimmt gemeinsam mit dem Frauenchor der Volkssolidarität das erste Lied an.

## 2.2 ÖKUMENISCHER GOTTESDIENST „ALTER SCHÖPFERISCH LEBEN“

Unter diesem Motto luden die Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit (EAfA) und das Bundesforum Katholische Seniorenarbeit (BfKS) die Seniorentagsbesucher in die Leipziger Thomaskirche ein.

Der Baum als Sinnbild regte die 800 Gäste des Gottesdienstes dazu an, die eigene Lebensgeschichte und das Älterwerden zu reflektieren. Meditationen, Bibeltexte, Gebete, Lieder und die Ansprachen von Landesbischof Jochen Bohl (Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsen) und Bischof Joachim Reinelt (Bistum Dresden-Meißen) ermutigten, auch – oder gerade – im Alter wie ein Baum zu wachsen, zu reifen und Früchte zu bringen.



Foto: Dieter Grundmann

Die vollbesetzte Thomaskirche bot einen feierlichen Rahmen für den Ökumenischen Gottesdienst.

Der Thomanerchor unter der Leitung von Thomaskantor Professor Georg Christoph Biller schuf eine ergreifende Atmosphäre. Beim gemeinsamen Singen, begleitet vom Orgelspiel, füllten die Gottesdienstbesucher die Kirche mit ihren eigenen Stimmen. Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit, die das Zusammenwirken in der BAGSO kennzeichnen, wurden so jenseits der Unterschiede von Religion, Alter, Kultur und Verband spürbar.

Ein lebender Baum schmückte die Kirche während des Gottesdienstes. Die Kollekte trägt dazu bei, dass dieser Baum im Rahmen der „Aktion für eine baumstarke Stadt“ in Leipzig gepflanzt werden kann.

Das Pflanzen eines Baumes, das als Plakatmotiv das Motto des Seniorentags „Alter leben – Verantwortung übernehmen“ symbolisierte, wurde so durch den Gottesdienst in die Tat umgesetzt und Leipzig behält eine lebendige Erinnerung an den 9. Deutschen Seniorentag.



Foto: Dieter Grundmann

Die Sänger des Thomanerchors trugen mit ihrem Vortrag zur stimmungsvollen Atmosphäre bei.

## 2.3. ALTER IST ERFAHRUNG – ERFAHRUNG HAT ZUKUNFT

*Der SPD-Vorsitzende Franz Müntefering\* im Gespräch mit dem Programmdirektor des Deutschlandfunks Dr. Günter Müchler zur Rolle der Älteren in der Arbeitswelt, in Politik und Gesellschaft (Live-Übertragung im Deutschlandfunk)*

*Dr. Günter Müchler:* Guten Tag, meine Damen und Herren, willkommen zum 9. Deutschen Seniorentag. Ich begrüße den Vorsitzenden der SPD, Franz Müntefering.

Ein Steckbrief zu unserem Gast: Geboren am 16. Januar 1940 im Sauerland; Konfession: katholisch; Beruf: Industriekaufmann; 1966 Eintritt in die SPD (MdB seit 1975 mit Unterbrechung); 1998/99 Bundesminister für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen; 2002 bis 2005 Vorsitzender der SPD-Bundestagsfraktion; 2004 bis 2005 Vorsitzender der SPD-Bundespartei; 2005 bis 2007 Bundesminister für Arbeit und Soziales; dann Rückzug aus der Politik!

Bis hierhin eine steile, bedeutende, aber nicht unnormale Karriere. Aber dann: 2008 Wiedereintritt in die Politik, nochmals Parteivorsitzender, 2009 immer noch Parteivorsitzender mit inzwischen 69 Jahren.

Alt werden heißt auch, die Optionen werden weniger, die Zeit für das Pläne schmieden, für Neuanfänge wird kürzer. Sie sind mit 68 noch einmal in die Politik eingestiegen und noch einmal Parteichef geworden, ein einmaliger Vorgang in der Parteien-Geschichte. Sie haben sich mit einer jüngeren Partnerin verbunden. Gibt es keine Altersgrenze für einen Neubeginn?

*Franz Müntefering:* Die Menschen sind verschieden. Ich glaube, je nachdem, wie man drauf ist und wie man sich fühlt, ist es unterschiedlich. Wenn man gesund ist – was ein großes Geschenk ist – und noch etwas leisten kann, darf es nicht am Alter festgemacht werden. Ich kenne 30-Jährige, die sind älter als ihre Großväter. Man kann das Leben und die Menschen nicht danach beurteilen, wie alt sie sind. Ich würde Ihre Einführung nicht ganz unterstreichen, dass die Optionen weniger werden, das empfinde ich nicht so. Wenn man jünger ist,

\* SPD-Vorsitzender bis November 2009.

plant man auch nicht fest das Leben. Man hat eine Idee, wohin es führt. Ich bin 69, es kann in ein paar Jahren alles vorbei sein, aber diese Zeit sollte man nutzen!

**Dr. Günter Müchler:** Würden Sie sagen, Sie sind optimistisch?

**Franz Müntefering:** Ich bin zuversichtlich. Ich weiß, dass es nach Rückschlägen auch immer wieder gute Entwicklungen geben kann, und dafür kämpfe ich, privat, aber auch politisch.

Gesellschaftlich ist es mir wichtig, die Zuversicht in die Gestaltbarkeit der Dinge zu behalten. Ich weiß, dass alles ein Prozess ist, dass die Menschen und die Gesellschaft sich verändern. Man darf nicht statisch denken und handeln, es gibt immer Chancen der Veränderungen.

Schauen Sie sich die letzten hundert Jahre an. Das Jahrhundert der Mobilität. Meine Mutter hatte als Kind erlebt, wie der elektrische Strom in das Dorf kam und das erste Motorrad durch das Dorf fuhr. Das sind riesige Entwicklungen, sowohl technisch als auch gesellschaftlich.

Das Wichtigste, was man braucht, ist: Neugier. Ich bin noch neugierig, und so lange man das ist, treibt es einen voran: die Neugier auf das, was noch möglich ist und noch kommen kann, und die Lust, zu handeln und zu gestalten, sich nicht zurückfallen zu lassen, sondern nach vorn zu gehen, mitzumischen und die Dinge zu verändern.

**Dr. Günter Müchler:** Viele sagen: „Politik ist das Bohren dicker Bretter.“ Lernt man das mit den Jahren? Was verändert sich überhaupt mit den Jahren? Gehen Sie heute nicht mehr mit dem Kopf durch die Wand?

**Franz Müntefering:** Erfahrung ist wichtig. Ist ein Vorzug. Man verändert sich selbst. Ich bin nicht in die Politik geboren worden.

Ich habe Fußball gespielt, bis ich 18 Jahre alt war, aber das reichte mir nicht.

Dann habe ich gelesen, gelesen, gelesen. Mit 25 Jahren bin ich Mitglied der Partei geworden, weil ich das Gefühl hatte, dass man sich engagieren und in der Gesellschaft seinen Teil dazu beitragen muss, dass es gelingt. Wenn man älter wird, hat man Erfahrungen im Umgang mit Menschen und Politik. Aber es ist nicht so, dass man vollkommen abgeklärt ist.

Man muss drei Eigenschaften, die ein Politiker braucht, unverändert haben.

**Dr. Günter Müchler:** Welche sind das?

**Franz Müntefering:** Erstens: Max Weber hat es gesagt: Leidenschaft in der Sache, die Dinge verändern und verbessern zu wollen. Zweitens: Verantwortung für das Ganze, sich nicht nur zuständig zu fühlen für Ausschnitte, sondern Verantwortung für das Ganze zu übernehmen und drittens, wahrscheinlich das Schwerste: Augenmaß. Man muss sehen, dass manches geht, manches nicht geht und manches irgendwann geht. Wenn man diese Eigenschaften hat, kann man als Politiker etwas schaffen. Das hat man nicht, wenn man jung ist. Mir ging es so, ich will es nicht allen absprechen.

**Dr. Günter Müchler:** Ein Spruch lautet: „Jeder Konservative war in seiner Jugend links“. Ich möchte Sie nicht als Konservativen bezeichnen, das müssten Sie hier dementieren. Ersetzen wir es durch pragmatisch. Ist es so, wird man im Alter pragmatischer?

**Franz Müntefering:** Ich bin konservativ und sehr katholisch im Sauerland groß geworden. Meine Eltern waren vor dem 2. Weltkrieg Wähler der Zentrums- partei, das war die katholische Volkspartei. Mein Vater sagte zu mir vor dem Hintergrund des Krieges, den er sieben Jahre lang erlebte: „Zwei Dinge musst du dir merken: 1. Gehe nie in eine Partei.“ Die Generation war geprägt davon, dass sie von einer Partei in die Irre geführt wurde. „2. Gehe nie mit deutschen Stiefeln in die Welt.“

Ich war nie ein Linksradikaler, sondern ich bin aus dem Konservativen heraus in die SPD gegangen, weil es mir als die liberalere und sozialere Variante



erschien. Möglicherweise auch, weil die CDU im Sauerland so stark war, dass sie bestimmte unangenehme Eigenarten entwickelte, die jedenfalls ich nicht besonders attraktiv fand.

Ich bin so reingerutscht mit 25 Jahren. Meine erste Tochter war gerade geboren und vielleicht habe ich als junger Vater gefühlt: Jetzt wird es ernst. Ich hatte 1965 beschlossen, dass die SPD die Bundestagswahl gewinnt, das hat sie aber nicht und dann bin ich aus Protest in diese Partei gegangen und habe gesagt: Jetzt komme ich und helfe mit.

**Dr. Günter Müchler:** Sie haben gesagt, mit den Jahren nimmt das Augenmaß zu. Tötet die Erfahrung vielleicht aber auch die Vision?

**Franz Müntefering:** Sie tötet die Vision nicht.

Ich habe eine Utopie. Das Wichtigste ist, dass man weiß, es ist ein Prozess, die Dinge gehen weiter! In diesem Jahrhundert heißt das, Formen finden müssen für internationale Zusammenarbeit. Wir denken und handeln nationalstaatlich. In Wirklichkeit sind aber die Informationen und das Geld rund um die Welt unterwegs und die Menschen und die Güter auch. Was wir schaffen müssen, ist, dass wir, bei Anerkennen der Souveränität der Nationalstaaten, beginnend in Europa, gemeinsam, freiwillig Vereinbarungen treffen, wie man internationale Probleme löst. Alle, die glauben, man könnte für oder gegen Globalisierung sein, irren sich. Die Tür ist auf, die Welt ist kleiner geworden. Globalität ist Fakt.

**Dr. Günter Müchler:** 2025 wird jeder zweite Deutsche über 50 Jahre alt sein. Hat das die Politik erfasst?

**Franz Müntefering:** Es hat weitere Konsequenzen. 50 ist noch kein Alter, wo sich Politik in besonderer Weise einmischen muss. Ich werde Ihnen noch eine andere Zahl nennen. Im Jahr 2050 werden 12% älter als 80 sein. Wir werden zehn Jahre älter als die, die 1960 vergleichbar alt waren. Das sind 88.000 Lebensstunden mehr, das ist ein großes Geschenk und eine große Entwicklung.

Ich bin froh, dass es so ist. Als ich Kind war, hat man Frauen mit 35 Jahren noch als alte Tanten gesehen. Beim letzten Klassentreffen habe ich den Schulkameradinnen gesagt: Ihr seht besser aus als je zuvor.

Das ist eine Entwicklung, die wir haben, auf die man sich vorbereiten muss, wobei es nicht weltweit so ist. Ich habe vor einiger Zeit einer chinesischen Delegation gesagt: „Wir haben ein Problem, wir werden im Jahr 2030 fünf Millionen weniger Menschen sein.“ Sie sagten: „Ist nicht schlimm, wir sind 200 Millionen mehr.“

Die Weltbevölkerung wächst rasant. Wir sind jetzt 6,3 Milliarden Menschen und im Jahr 2050 werden wir 9,1 Milliarden Menschen sein. Eine junge Welt wird es sein. Was wir in Deutschland als Problem in der Demografie haben, ist untypisch, selbst in Europa.

**Dr. Günter Müchler:** Ich habe gelesen, ältere Menschen präferieren ältere Kandidaten. Ist das etwas, worauf Wahlkampfmanager bei der Aufstellung der Listenplätze Rücksicht nehmen müssen?

**Franz Müntefering:** Da gibt es unterschiedliche Erkenntnisse. Dass die eigene Altersgruppe die eigene Altersgruppe wählt, das ist ein Irrtum. Es gibt junge Leute, die wählen die Generation der Großmütter und Großväter und umgekehrt! Ich glaube nicht, dass es da eine feste Logik gibt. Was Sinn macht ist, ist nach meiner Erfahrung eine gute Mischung von Altersgruppen in der Politik. Man muss sich gegenseitig respektieren. Das Alter ist nicht Garantie dafür, dass man recht hat, aber auch nicht umgekehrt. Das muss untereinander klar sein.

Sie können auch recht haben, die Jüngeren. Man muss sich mit Respekt begegnen dann ist es keine Schwierigkeit. Wegen der unterschiedlichen Lebenserfahrungen kann viel Wissen ausgetauscht werden.

Wir reden über das Alter. Sie haben die Grenze bei 50 aufgemacht, man kann sie auch bei 65 aufmachen. Da stecken immer noch mehrere Generationen dahinter. Einer ist alt, der hat Zarah Leander gekannt, und der andere ist Beatles-Fan.

Wir reden von Älteren und Alten. Wir haben noch nicht die richtige Vokabel, wen wir meinen. Die, die zwischen 60 und 90 sind, haben unterschiedliche Lebenserfahrungen, das ist nicht eine Generation, das sind mehrere.

**Dr. Günter Mächler:** Laufen wir auf einen Generationenkonflikt zu, auf einen Krieg der Generationen, wie es teilweise vorhergesagt wird? Wie kann Krisenprävention betrieben werden? Wie kann die Entstehung massiver Konflikte vermieden werden?

**Franz Müntefering:** Das erste, was wir begreifen müssen, ist, dass die alte klassische Familie mit drei bis fünf Kindern und zehn Enkelkindern seltener wird. Wir müssen neue Formen des Netzwerkes finden. Ich bin in den letzten Jahren viel in Krankenhäusern gewesen. Ich habe Leute kennengelernt, die lagen dort drei Wochen, ohne Besuch zu bekommen. Ich habe nachgefragt und sie sagten: Mein Kind arbeitet außerhalb. Es kann nicht kommen. Die Frage ist: Gibt es Freundschaften, Zugewandtheiten der Menschen untereinander? Wir sind eine zeitreiche Gesellschaft, weil so viel Lebensalter oben draufkommt.

Es müssen nicht so viele Menschen einsam sein, wie sie es immer noch sind. Was tun wir dafür, dass wir Netzwerke und Bekanntschaften haben, die füreinander da sind. Es gibt viele (und ich bin sicher, im Saal sind viele dabei), die haupt- und ehrenamtlich auf die eine oder andere Art und Weise ihren Teil dazu beitragen!

Wir wissen, dass wir neben dem Sozialstaat, der im wesentlichen für die große soziale Gesetzgebung steht, eine soziale Gesellschaft vor Ort brauchen, in der Menschen einander zugewandt sind und jeder seinen Teil dazu beiträgt, dass das gelingt. Zeit und Menschen haben wir genug, um menschlich miteinander leben zu können. Dafür muss geworben werden. Dann wird es auch in der Gesellschaft nicht zum Generationenkrieg kommen.

Wenn Sie den Generationenkonflikt konkret ausrichten auf die finanzielle Dimension, dann wird es ganz entscheidend sein, wie hoch der Gesamtwohlstand in 30 Jahren in Deutschland ist.



Foto: Dieter Grundmann

Der SPD-Politiker Franz Müntefering sprach sich dafür aus, neue Formen sozialer Netzwerke aufzubauen.

Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen: Als wir in der SPD-Fraktion über den Rentenniveausatz entscheiden mussten, haben wir über 46 % oder 43 % gesprochen. Wir haben gesagt 46 %. Aber Moment mal, wovon? Was ist 100 %, das ist entscheidend. Ich bin kein Mathematiker, aber die Volksschule Sauerland reicht: 43 % von viel ist mehr als 46 % von wenig. Wiederum: Wie hoch das Wohlstandsniveau 2030 sein wird, das ist abhängig von der Bildungs- und Leistungsfähigkeit der Gesellschaft insgesamt heute und morgen.

Die Gesellschaft ist ein Gesamtkörper. Wenn wir insgesamt einen hohen Wohlstand generieren, wird man auch für die Alten und die Jungen und die Familien das notwendige Geld zur Verfügung haben. Man wird sich immer streiten um ein paar Prozentpunkte. Aber die entscheidende Frage ist, was wir jetzt investieren in die Köpfe und Herzen der Enkelkinder, denn das ist die Voraussetzung, dass die Alterssicherung auch in Zukunft auf hohem Niveau ist. Da muss es keinen Krieg geben zwischen den Generationen.

**Dr. Günter Mächler:** Thema: Arbeitswelt. Das Motto dieses Gesprächs lautet: „Alter ist Erfahrung – Erfahrung hat Zukunft“. Bei den Entscheidern in der Politik und Wirtschaft ist es noch nicht angekommen.

**Franz Müntefering:** Teils, teils. 1998, als wir mit der Regierung Schröder begannen, waren von den 55-Jährigen in Deutschland 37% berufstätig. Heute sind es etwa 55%. Das heißt, wir haben faktisch ein deutliches Anheben des Renteneintrittsalters erreicht.

Was damals gang und gäbe war, war, dass die Menschen zu einem relativ frühen Zeitpunkt aus dem Unternehmen, aus ihrem Beruf aussortiert worden sind. Nicht aufgrund der Frage, ob sie noch konnten oder wollten. Es gab Finanzierungsmethoden, die aus den großen Sozial-Sicherungssystemen kamen, die das Geld hatten und die Menschen wurden weggeschickt. Das durfte nicht die Regel bleiben. Wir brauchen Individuelle Flexibilisierung.

**Dr. Günter Mächler:** Z. B. Vorruhestandsregelungen?

**Franz Müntefering:** Ja. Ich glaube, dass es flexible Systeme geben muss. Der eine kann noch mehr, der andere weniger. Es gibt Unterschiede in den Berufen. Man kann als Maurer nicht so lange, als wenn man nur auf dem Stuhl sitzt. Es muss individuell gesehen werden und man darf nicht sagen, die Leute sind mit 55 zu nichts mehr fähig. Das ist Unsinn. Vielleicht laufen sie nicht mehr so schnell wie die Jungen, haben aber andere große Fähigkeiten!

**Dr. Günter Mächler:** Sie haben eben gesagt, dass die Beschäftigungsquote der 55- bis 65-Jährigen zurzeit bei etwa bei 55% liegt. Das ist deutlich besser als vor einigen Jahren, aber noch deutlich schlechter als z. B. in den Vereinigten Staaten oder in Schweden. Warum ist der Schnitt bei uns so gering? Ist es die falsche Regulierung, die durch die verschiedenen Vorruhestandsregelungen betrieben wurde?

**Franz Müntefering:** In den 70er Jahren hatten wir die Illusion, dass wir den Menschen einen Gefallen tun, wenn wir sie früher aus dem Arbeitsleben ver-

abschieden. Das war falsch. Aber der, der eine frühere Rente braucht, soll sie zu ordentlichen Bedingungen bekommen. Wir müssen langsam das faktische Renteneintrittsalter anheben und über 60, 62 Jahre hinaus sehr flexible Formen für den Renteneintritt finden.

Da muss man auf die Möglichkeiten und Fähigkeiten der Einzelnen Rücksicht nehmen. Die Unternehmen haben es verstanden, dass die deutsche Facharbeiterschaft auch älter wird und dass diese Menschen gebraucht werden. Sie haben heute einen größeren Respekt vor 60-Jährigen und älteren.

**Dr. Günter Mächler:** Zurzeit werden viele Unternehmens-Rettungen vorgenommen, die zur Folge haben, dass es Sozialpläne gibt, die es den Älteren leichter machen auszusteigen. Die Botschaft lautet gleichwohl: Dich brauchen wir nicht mehr.

**Franz Müntefering:** Das ist anders als vor 20 Jahren. Es gibt Altersteilzeit, Erwerbsminderung und es gibt die Möglichkeit, dass einer zu vergünstigten Bedingungen ausscheidet, wenn ein jüngerer Mensch eingestellt wird. Wenn die Konjunktur anzieht, wird es wieder sein, wie wir es hatten: Die Älteren werden gebraucht. Die Älteren sind zum Teil zurückgeholt worden, weil Facharbeiter fehlten.

Ich bin viel in der Wirtschaft unterwegs und alle Unternehmen sind voll des Lobes auf die deutschen Facharbeiter, Männer wie Frauen, und daher glaube ich, dass wir eine vernünftige Regelung schaffen.

**Dr. Günter Mächler:** Trotzdem stehen dem viele Regelungen entgegen. Sie können mit 68 Jahren SPD-Vorsitzender werden, aber nicht ordentlicher Professor, kein Lehrer ist älter als 65. Sind die Regelungen generell zu streng?

**Franz Müntefering:** Ich habe keine Bedenken, wenn man über Öffnungsklauseln spricht. Selbstständige haben ja auch keine Altersgrenze! Es gibt eine Menge Vorstände, in denen Ältere tätig sind. Gerade im staatlichen Bereich ist es nicht üblich, man kann darüber sprechen und Öffnungsklauseln finden. Aber

zunächst geht es darum, dass wir dafür sorgen, dass die Leute nicht mit 55, 60 aussortiert werden. Das sind Regelungen, die nicht mehr übereinstimmen mit der Leistungsfähigkeit, wie wir sie heute haben.

**Dr. Günter Müchler:** Alter ist Erfahrung, haben wir gesagt und vielfach wird hinzugefügt: Erfahrung ist Ehrenamt. Ist es nicht eine billige Münze, mit dem Ehrenamt als einziger Perspektive für Ältere zu winken? Bei uns heißt es: Arbeit muss sich lohnen.

**Franz Müntefering:** Der Staat darf die Aufgaben, die er hat, nicht wegdrücken und sie dem Ehrenamt vorlegen und sagen: Das müsst ihr klären. Ehrenamt ist kein Lückenbüßer. Aber es ist unverzichtbar. Wir haben in den letzten Jahren einiges zur Stärkung des Ehrenamtes getan. Das ist alles andere als Lohn und Honorar, aber Verbesserungen wurden durchgeführt. Ich bleibe dabei, wenn man eine soziale Gesellschaft will, wenn man will, dass die Menschen füreinander da sind und aufeinander bezogen sind, Dienst Mensch am Menschen, dann werden wir nicht ohne Menschen auskommen, die freiwillig bereit sind, mitzuwirken.

Ich erlebe viele, die es gern tun, z. B. Nachhilfeunterricht oder Beratung über Rentenregelungen oder Kulturangebote. Alles Frauen und Männer, die über 70 Jahre sind. Sie machen es gern und für sie ist es ein Stück Leben: hilfreich zu sein für die Jungen, die es gern aufnehmen. Und: Selbst noch etwas leisten.

**Dr. Günter Müchler:** Das Stichwort Rente ist gefallen. Mit 67. Faktisch ist es eine Rentenkürzung, solange es nicht gelingt, die Menschen länger in der Beschäftigung zu halten. Gewerkschaften, Arbeitnehmer haben gekämpft gegen die Heraufsetzung des Eintrittsalters und kämpfen noch dagegen. Wie viel Prozent hat der Rentenbeschluss am Sonntagabend die SPD gekostet?

**Franz Müntefering:** Ich kenne die Statistik nicht, aber ich glaube nicht, dass es bei der Europawahl eine Rolle spielte. Dieser Beschluss wird 2029 realisiert sein. Es wird oft so getan, als ob es heute schon so wäre. Das ist zustande gekommen mit der Großen Koalition, und baut sich ab 2012 auf.

**Dr. Günter Müchler:** Der SPD nimmt man es übel?

**Franz Müntefering:** Das waren die CDU/CSU-Fraktion und SPD und auch der Bundesrat. Die Regelung ist gültig aufwachsend ab 2012 hin zu 2029. Mit der Ausnahme: alle, die 45 Jahre berufstätig sind, werden auch in Zukunft mit 65 Jahren volle Rente haben. Darüber wird nicht hinreichend gesprochen, es wird nicht fair mit dem Thema umgegangen. Es gibt eine Reihe von Ausnahmeregelungen, z. B. dass man aus gesundheitlichen Gründen früher aus dem Arbeitsprozess ausscheidet, auch ohne Abschlüsse. Und das ist keine Rentenkürzung; wenn einer ab 2029 mit 67 Jahren in Rente geht, bekommt er dafür auch mehr Rente, er hat ja zwei Jahre mehr eingezahlt! Es bleibt bei dem Prinzip, dass die eingezahlten Beiträge die Berechnungsgrundlage sind! Dass das nicht alle können oder wollen ist unbestritten.

**Dr. Günter Müchler:** Es bleibt für Sie und für die SPD auch nach der Bundestagswahl bei der Rente mit 67 ab 2029?

**Franz Müntefering:** Es bleibt bei den Regelungen. Ich gehe davon aus, dass es bei der Union nicht anders ist. Ein größeres Problem in der Zukunft wird sein, was wir mit denen machen, die unverschuldet lange arbeitslos waren und lange Fehlzeiten haben! Bekommen wir es hin, dass eine Mindestrente ausbezahlt wird, sodass insbesondere die Frauen die größere Fehlzeiten hatten, auch eine ordentliche Rente haben und nicht auf dem Niveau der Grundsicherung verharren.

Das ist ein Problem der Gerechtigkeit. Viele von denen, die arbeitslos sind, oder die Frauen, die Familien versorgt haben, sind die Leidtragenden. Darauf müssen wir achten, dass es dort einen vernünftigen Ausgleich gibt. Daran bin ich besonders interessiert, dass wir dort etwas tun. Das ist wirklich ein Problem. Nicht die 67.

**Dr. Günter Müchler:** Unsere Sendezeit nähert sich dem Ende, eine Frage habe ich noch. Mir ist aufgefallen, ein Motto der SPD war: Mehr SPD für Europa. Können Sie sich vorstellen, dass die nächste Wahl das Motto hat: Mehr SPD für die Älteren?

**Franz Müntefering:** Obwohl jetzt einige begeistert klatschen, ich bleibe dabei: Leidenschaft in der Sache, Verantwortung für das Ganze, mehr soziale Gerechtigkeit für alle Menschen, das muss das Ziel sein. Dazu braucht man aber einen Wohlstand für alle auf hohem Niveau. Alle wollen immer soziale Gerechtigkeit und Wohlstand auf hohem Niveau. Wenn wir Wohlstand auf hohem Niveau haben wollen, müssen wir dafür sorgen, dass der ökonomische Erfolg des gesamten Landes so ist, dass wir viel haben, was verteilt werden kann!

Das ist die Bedingung dafür, genauso Verantwortung für das Ganze und Augenmaß, wie vorhin angesprochen. Es macht keinen Sinn, nur einer Gruppe etwas zu versprechen! Gruppenegoismus ist dumm. Wenn wir dafür sorgen, dass die Jungen Ausbildung und Qualifizierung bekommen, und wenn wir als Ältere das einbringen, was wir können, dann kann es eine gute, stabile und liberale Gesellschaft sein, in der wir leben. Daran müssen wir miteinander arbeiten. Natürlich ist es eine älter werdende Gesellschaft, aber wir müssen alles im Blick behalten: alle für alle.

**Dr. Günter Mächler:** Vielen Dank.



Foto: Dieter Grundmann

Franz Müntefering singt gemeinsam mit Mitgliedern der NaturFreunde Deutschlands.

## 2.4 INFRASTRUKTUR FÜR EINE ALTERNDE GESELLSCHAFT

### Podiumsgespräch

- Christine Clauß, Sozialministerin des Freistaates Sachsen
- Prof. Dr. Jens-Uwe Fischer, Deutsche Bahn AG
- Prof. Dr. Dr. h. c. Ursula Lehr, Bundesministerin a. D.
- Dr. Henning Scherf, Bürgermeister a. D. der Freien Hansestadt Bremen
- Wolfgang Tiefensee\*, Bundesminister für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung
- Moderation: Prof. Dr. Thomas Fabian, Beigeordneter für Jugend, Soziales, Gesundheit und Schule der Stadt Leipzig

**Prof. Dr. Thomas Fabian:** Sehr geehrte Damen und Herren, ich begrüße Sie herzlich zu unserem heutigen Podiumsgespräch zum Thema „Infrastruktur für eine alternde Gesellschaft“.

Seien Sie beruhigt – wir werden nicht über Kanalisation oder Trinkwasserversorgung reden. Es wird vielmehr darum gehen, welche Erwartungen wir an Wohnen und Mobilität im Alter haben: Auf welche öffentlichen Verkehrsmittel können wir zurückgreifen? Wie stellen wir uns das soziale Leben vor? Wie gelingt es, dass Ältere aktiv bleiben können? Das sind wichtige Fragen zum Stichwort „Infrastruktur für eine alternde Gesellschaft“, die wir heute miteinander diskutieren möchten.

Ich möchte Ihnen zunächst unser Podium vorstellen:

**Professorin Dr. Dr. Ursula Lehr,** Bundesministerin a. D. Sie ist Wissenschaftlerin und sie war von 1988 bis 1991 Bundesfamilienministerin. Mit ihren vielfältigen Aktivitäten ist sie ein leuchtendes Beispiel und ein Vorbild für uns alle, wie man sein Leben lange gut gestalten kann.

\* Bundesminister bis Oktober 2009.

*Frau Staatsministerin Christine Clauß* hat ihren beruflichen Weg im Gesundheitswesen begonnen und verfügt insofern über einen sehr engen Bezug zu gesundheitlichen Themen, die ihr bis heute sehr wichtig sind – ich erwähne nur die „Gesundheitsziele des Freistaates Sachsen“, die ihr Ministerium entwickelt hat. Auch ist sie schon sehr lange politisch aktiv, ab 1990 als Stadtverordnete in der Ratsversammlung der Stadt Leipzig, seit 1999 Landtagsabgeordnete, und jetzt ist sie Staatsministerin für Soziales im Freistaat Sachsen

*Dr. Henning Scherf*, Bürgermeister a. D. Bremen: Sie haben eine lange Laufbahn als Politiker – es wäre ein abendfüllendes Programm, wenn ich alles auflisten würde. So hebe ich nur hervor, warum ich mich sehr freue, dass Sie bei uns sind. In Ihrem kürzlich erschienenen, sehr interessanten Buch „Grau ist Bunt“ stellen Sie Ihre Vorstellungen über ein aktives Leben im Alter dar. Ich bin sehr gespannt, was Sie aus Ihrer aktuellen Praxis berichten werden.

Und dann grüße ich ganz herzlich als Vertreter der Wirtschaft *Professor Dr. Jens-Uwe Fischer*. Er ist bei der Deutschen Bahn tätig und lehrt an Hochschulen. Er ist unser Fachmann für Mobilitätsfragen, die auch im Alter eine ganz wichtige Rolle spielen: auch dann wollen wir von A nach B kommen. Und da hilft uns die Bahn. Herzlichen Dank, dass Sie auch mit bei uns sind.

*Herr Wolfgang Tiefensee* ist in Leipzig sehr bekannt, war lange Zeit Beigeordneter, anschließend Oberbürgermeister. Heute ist er unser Bundesverkehrsminister.

Ihnen allen ein ganz herzliches Willkommen!

Herr Professor Fischer, fangen wir mit dem Thema Mobilität an, die für ältere Menschen eine wichtige Rolle spielt. Ich sagte eben, man möchte von einem Ort zum anderen gut kommen. Welche Lösungen sehen Sie? Was kann z. B. die Bahn dazu beitragen, um die Mobilität älterer Menschen zu sichern?

*Prof. Jens-Uwe Fischer*: Lassen Sie mich zuerst den technischen Rahmen umschreiben: Es werden pro Jahr etwa 1,9 Milliarden Menschen mit den Zügen transportiert. Mit den Bussen nur 780 Millionen. Also insofern ein ganz klarer

Schwerpunkt beim Thema Schiene gegenüber dem Bus. Wir haben als Bahn auch die Klientel – so muss man das einfach einmal sehen – der über 60-Jährigen. Wir wissen, dass etwa 4 Millionen Bundesbürger über 60 Jahre entweder eine BahnCard besitzen oder zumindest die Bahn häufiger nutzen. Und insofern ist diese Altersgruppe für uns ein sehr wichtiges Klientel.

Wir werden uns in Zukunft mit dem Thema der älteren Generation intensiver beschäftigen, gerade unter dem Aspekt der zunehmend alternden Gesellschaft. Das heißt nicht unbedingt, dass diese nicht mehr mobil ist. Hier haben wir einige Modelle in der Vergangenheit entwickelt und werden sie noch weiter ausbauen. Einmal gilt es für diejenigen, die Mobilitätseinschränkungen haben, den Zugang zur Infrastruktur durch Fahrstühle und Rampen zu verbessern. Auch muss der Service auf den Bahnhöfen ausgebaut werden, um Menschen darin zu unterstützen, von A nach B zu kommen. Als ein Beispiel für neue Mobilitätsangebote nenne ich den Gepäckservice: Sie können Ihr Gepäck mit einem kleinen Entgelt schon am Vortag an den Urlaubsort transportieren lassen, so dass Sie sich nicht mehr während der Fahrt belasten müssen.

Wir erwarten, dass die Mobilität in 10 Jahren tendenziell reduziert über die Schiene erfolgt, da sie intermodal sein wird. Sie nimmt viele Elemente an: es beginnt beim Individuum, beim Car-Sharing oder Autonutzen bis hin zum Bus. Auch wenn es sich vielleicht erstaunlich anhört, wenn man als Mobilitätsunternehmen der Schiene etwas zum Bus sagt, aber: Wir sehen auch beim Bus eine große Chance in der Fläche, um die Mobilitätskette in einer angemessenen Zeit von A nach B gewährleisten zu können.

Ich glaube, dass wir in Zukunft in Deutschland mehr komplette Mobilitätsangebote anbieten und neu andenken müssen: Wie sehen die Urbanitätskonzepte aus, welche Folgen ergeben sich für die Stadtplanung? Wie ist das Leben, Arbeiten und Wohnen aufeinander bezogen? In der Vergangenheit war es eher monozentrisch auseinander gezogen, in der Zukunft wird es polyzentrisch sein. Dadurch werden sich Verkehrswege verkürzen. Wir müssen komplette Angebote aufstellen und nicht mehr nur die Priorität bei der Schiene sehen. Das erwarte ich in zehn Jahren.

Interessanterweise ist im Ministerium sowohl das Thema Wohnen und Bauen als auch Verkehr zusammengeführt. Und da gibt es bestimmt noch einiges aufzubauen. Viele wissen es ja: Im regionalen Bereich sind wir Dienstleister aufgrund von Ausschreibungen der Kommunen oder der Länder oder der Städte. Nicht überall sind wir Gewinner. Es wird künftig auch eine Reihe weiterer Anbieter geben. Die Politik muss formulieren: Was ist das Mobilitätsangebot der Zukunft, das man bei den Dienstleistern bestellt? Wie sieht es aus? Und dazu gehört auch das Thema: Welche Anforderungen formuliert man für die Generation 60 plus? Das ist nicht nur Aufgabe des Dienstleisters, sondern auch des Bestellers. Hier – denke ich – kann man noch das eine oder andere verbessern.

**Prof. Dr. Thomas Fabian:** Danke schön. Greifen wir die Frage gleich auf: Herr Minister Tiefensee, wie sieht aus Ihrer Sicht das Thema seniorengerechte Verkehrspolitik aus? Sie waren persönlich lange mit Fragen der Stadtplanung und Stadtentwicklung befasst. Heute haben Sie darüber hinaus einen größeren Überblick über Verkehrsfragen. Vielleicht können Sie uns darlegen, was aus Ihrer Sicht hier notwendig ist, in den nächsten Jahren anzupacken.

**Wolfgang Tiefensee:** Professor Fabian hat mich als Verkehrsminister angesprochen. Das Ministerium ist in der Tat das Ministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung. Mit all diesen Feldern ist natürlich auch der demografische Wandel verbunden. Und weil „älter werdende Gesellschaft“ oder „alternde Gesellschaft“ manchmal so negativ klingt, möchte ich als erstes doch ein Bekenntnis abgeben: Ich bin froh, auch als einer der mittlerweile 54 Jahre ist, dass die Menschen in unserer Gesellschaft älter werden und gesund älter werden!

Aber sie sollten möglichst selbstbestimmt älter werden können. Die Wohnung, das Wohnquartier, die Stadt, die Verbindung zwischen Stadt und den ländlichen Regionen müssen so gestaltet werden, dass sie tatsächlich auf diese neuen Herausforderungen reagieren. Das ist ein Appell nicht nur an den Bund. Da sind die Länder und vor allen Dingen auch die Gemeindevertretungen und die Oberbürgermeister gefragt und natürlich alle gesellschaftlichen Gruppen, sich darauf einzustellen, dass ab dem Jahre 2050 etwa ein Drittel der Menschen über 65 Jahre alt sein wird.

Was kann der Bund tun? Es klang bereits an: Ein Schlüssel wird sein, dass wir die Städte so gestalten, dass sie generationsübergreifend Mobilität ermöglichen, und vor allen Dingen unabhängig davon, ob ich ein dickes Portmonee habe oder ein schmales. Was nützt es mir, wenn ich die besten Fortbewegungsmittel für Seniorinnen und Senioren habe, und sie sind nicht erschwinglich? Oder was nützt es mir, wenn sie vorhanden sind, aber die Zugangsmöglichkeiten sind nicht da? Oder die Seniorinnen und Senioren sind nicht richtig informiert und sie erhalten keine Unterstützung ... Alle diese Felder interessieren.

Wir geben jedes Jahr ungefähr 6,7 Mrd. € aufsteigend für den öffentlichen Personennahverkehr aus. Das ist das Geld, von dem Sie sprechen, um das sich auch die Deutsche Bahn bewirbt. Jeden Tag benutzen 28 Mio. Menschen den öffentlichen Nahverkehr. 28 Mio. Menschen! Auf unseren Bahnhöfen können 80 % der Reisenden über ein barrierefreies Angebot verfügen. Was nützt das aber denen, die die 20 % der Bahnhöfe nutzen wollen? Aus diesem Grunde haben wir jetzt ein zusätzliches Programm zum Bahnhofsumbau aufgelegt, das sie seniorengerecht machen und ein besseres Informationssystem bieten soll. Das Programm ist mit zweimal 150 Mio. Euro für 2009 und 2010 dotiert und wird über 2.000 Bahnhöfe einbeziehen. Darunter sind mehr als 50 Bahnhöfe, die wir seniorenen- und behindertengerecht im besten Maße umbauen, mit Rolltreppe, Fahrstuhl und Rampen.

Darüber hinaus richten wir unser Augenmerk auf die Verkehrsträger selbst. Sie haben vollkommen Recht – es ist nicht nur die Bahn. Denken wir auch an das Anrufsammeltaxi. In manchen Gebieten, in denen zusätzlich zum Älterwerden der Gesellschaft ein Wegzug der Menschen einher geht, hat es keinen Sinn, einen leeren Zug durch die Gegend fahren zu lassen. Wir müssen hier einen individuellen Zugang schaffen. Deshalb ist der mit Erdgas betriebene Bus vielleicht die Alternative, umweltfreundlich, und er hält in der Stadtmitte oder am Einkaufszentrum oder an der Schule. Darüber hinaus werden wir nach Möglichkeiten für den Fahrradverkehr suchen. Wir müssen nicht das Fahrrad neu erfinden, aber es in unsere Städte einführen. Seniorinnen und Senioren genauso wie Kinder wollen sicher unterwegs sein. Das können sie nur, wenn die Städte und die Straßensysteme entsprechend ausgebaut werden. Alles das

haben wir auf der Agenda. Ich bin mir aber bewusst, dass auch im Blick auf die Deutsche Bahn AG, aber nicht nur auf diese, noch eine Menge zu leisten ist. Das sollten wir nicht verschweigen. Die so genannten „gebrochenen Reiseketten“ machen uns am meisten Kopfzerbrechen.

Das gilt übrigens auch für die Container und trifft für Waren genauso zu wie für Personen. Ich muss von einem Transportmittel in das andere wechseln. Was aus der Wohnung irgendwie zum Bahnhof kommt, vom Bahnhof wieder zu meinem Ziel. Das klappt oftmals von der Organisation, das heißt von der zeitlichen Abfolge nicht gut genug. Dort müssen wir mehr Augenmerk drauf richten, dass ein Reisender auch tatsächlich über eine Zugverbindung verfügt, die möglichst von A nach B, und nicht von A nach B, von B nach C, von C nach D führt, möglichst einheitlich und pünktlich ist und dass ihm die Unterstützung gewährt wird, überall dort, wo er sie braucht.

Auf der einen Seite haben wir viel erreicht. Wir verfügen in Deutschland über ein hervorragendes Verkehrssystem, mit einer ganz engen Infrastruktur. Aber wir haben riesige Aufgaben vor uns, für die wir entsprechende Ziele gesteckt und Geld dafür vorgesehen haben.

**Prof. Dr. Thomas Fabian:** Dankeschön, Herr Minister Tiefensee.

Herr Dr. Scherf, ältere Menschen reisen nicht nur viel, sondern machen sich Gedanken darüber, wie sie ihr Leben zu Hause gestalten können und wie ihre Wohnsituation aussieht. Stichworte wie Barrierefreiheit spielen eine wichtige Rolle: Wie sind die Wohnungen konstruiert? Aber natürlich bewegt auch die Frage des sozialen, nachbarschaftlichen Zusammenlebens viele ältere Menschen, insbesondere dann, wenn sie später einmal alleinstehend sind. Sie haben sich nicht nur viele Gedanken darüber gemacht, sondern Sie leben uns ein praktisches Beispiel vor...

**Dr. Henning Scherf:** Es soll ungefähr 39 Mio. Wohnungen oder Häuser in der Bundesrepublik geben. Die Zahl habe ich von der Bundesstatistik. Und es gibt nur 800.000 Wohnungen, die behindertengerecht und barrierefrei sind. Das



Foto: Dieter Grundmann

Die Podiumsrunde: v.l. Prof. Jens-Uwe Fischer, Dr. Henning Scherf, Sozialministerin Christine Clauß, Prof. Dr. Thomas Fabian, Prof. Dr. Ursula Lehr, Verkehrsminister a. D. Wolfgang Tiefensee.

muss man sich einmal vorstellen! Wir haben eigentlich in der ganzen Wiederaufbauphase dieses Problem vergessen und verdrängt.

Man muss nicht alles neu bauen, sondern jetzt, wo der Bedarf sich ändert, umbauen. Allen, die über Wohnungen verfügen und sich überlegen, welche Mieter dort einziehen sollen, muss man sagen: Deine Wohnung muss bedarfsgerecht werden und auch für bewegungseingeschränkte Menschen geeignet sein. Fahrstühle müssen her, die oberen Etagen erreicht doch nicht mehr jeder. Dieses Umbauprogramm finde ich attraktiv, mindestens ebenso attraktiv, wie das Rückbauprogramm, das gegenwärtig läuft. Es ist eher anstrengend abzureißen statt umzubauen. Ich würde den Umbau bevorzugen, um den Leuten zu zeigen: Wir gehen auf euren Bedarf zu! Ich sehe darin eine große Handlungsperspektive für Kommunen und Wohnungsbaugesellschaften. Die sind auf Mieter erpicht, da sie keinen Leerstand haben wollen – also müssen sie auf diese neuen Bedarfe eingehen. Ich glaube, dass das mittlerweile verstanden wurde. Ich sehe überall im Lande Geschäftsführer, die sagen: Ja, machen wir.



Aber es hat noch nicht richtig zu Buche geschlagen; es ist einfach ein Riesensprogramm, was noch vor uns steht.

Das zweite: Ich möchte nicht nur einen behindertengerechten Umbau, bei dem die Bewohner in ihren Wohnungen allein bleiben. Ich möchte beim Umbau diesen Wunsch der großen Mehrheit der Menschen nach vitalen Nachbarschaften fördern. Dass man nicht alleine irgendwann ganz weit weg von den anderen ist, sondern dass man Leute, mit denen man es aushält, direkt in seiner Nähe hat, sie erreichen kann, mit ihnen kommunizieren, vielleicht gemeinsam kochen kann. Es ist schon eine tolle Sache, wenn man sich gegenseitig einlädt und nicht immer sein Süppchen alleine macht, sondern sagt: Ich bin heute dran. Die ganze übrige Woche bin ich bei anderen, und dann kommen sie wieder zu mir. Das ist eine riesige Hilfe, die nicht viel Geld kostet – man muss es möglich machen, denke ich. So kann ich mir vitale Nachbarschaften vorstellen. Ich wünsche mir integratives Wohnen in mehr Generationen übergreifenden Nachbarschaften.

Ich kann es nicht aushalten, dass es ständig neue Bauvorhaben auf der Grünen Wiese gibt, bei denen Investoren aus aller Welt meinen, sie können hier den Pflegemarkt abgreifen, und dann 500, 600 Betten auf die Grüne Wiese bauen! Das ist so was von falsch! Das muss man wirklich untersagen!

Ich finde, Ihr Bundespolitiker müsstet euch Gedanken darüber machen, dass die Kommunen wirklich ein Instrument hierzu erhalten. Dass ein verantwortungsbewusster Oberbürgermeister dann argumentieren kann: „Nein, wir wollen das baurechtlich nicht!“ Wir wollen stattdessen integriertes Wohnen, in die Stadt und in die Dorfmitte hinein. Wir wollen Nachbarschaften. Wir wollen, dass die Leute in ihrer vertrauten Umgebung ihre alte Kneipe erreichen können, vielleicht den Tante Emma Laden, der hoffentlich nicht pleite geht und hoffentlich überlebt. So, dass sie vielleicht ihre alten Schulfreunde noch erreichen können, dass sie vielleicht im Chor singen können. Das wünsche ich mir!

Wenn dazwischen noch eine Wohngemeinschaft – so wie meine eigene – besteht, dann bin ich noch froher. Es muss aber nicht unbedingt eine Wohn-

gemeinschaft sein; Hauptsache, beieinander bleiben! Nicht segregieren! Nicht die Alten in die eine Richtung schieben und die mit den Kindern in die andere Richtung und die Singles in eine dritte. Nein: beieinander; eine schöne gemischte Gesellschaft –, das wünsche ich mir!

**Prof. Dr. Thomas Fabian:** Herr Dr. Scherf, Sie haben ein Stichwort gegeben: Segregation. Insbesondere in Großstädten gibt es nicht nur soziale Segregation, sondern, wie wir z. B. in Leipzig gut beobachten können, auch Alterssegregation. Wir haben hier ganze Stadtteile, in denen der Altersdurchschnitt erheblich höher ist als in anderen. Das Zusammenleben ist dort nicht immer einfach. Wir haben uns in Leipzig kürzlich mit dem Thema „familienfreundliche Hausordnungen“ beschäftigt. Sie wissen, es gibt viele ältere Menschen, für die ist Kindergeschrei ein Störgeräusch. Für andere ist es ein Zukunftsversprechen. Es ist nicht immer einfach, wie sich das Zusammenleben von Alt und Jung gestaltet und Stadtentwicklung so zu betreiben, dass es nicht zu Segregation kommt.

**Dr. Henning Scherf:** Vorhin hat mir eine Dame gesagt: Sie wohnt in der Leipziger Innenstadt, und jetzt hat man ihr ein Open-Air-Kino in den Hinterhof gebracht...

**Prof. Dr. Thomas Fabian:** Das Kino liegt mitten in der Stadt, aber die Zuschauer haben Kopfhörer, das wusste die Dame vielleicht nicht...

**Wolfgang Tiefensee:** Lieber Professor Fabian, ich möchte mich nicht vordrängeln, weil die Damen sicherlich noch etwas sagen wollen. Aber Henning Scherf fordert mich heraus. Deshalb muss ich, sehr verehrte Damen und Herren, noch eine kurze Replik darauf halten. Das erste ist: Wir sind in deinem Wunsch, den du formulierst, völlig einig. Der Bund tut in diese Richtung viel. Aber wir haben es mit einer kommunalen Selbstverwaltung zu tun, und der Bund kann nur die Rahmenbedingungen schaffen, dass die Städte so handeln. Hier in dieser wunderschönen Stadt ist im Juni 2006 die „Charta der europäischen Stadt“ verabschiedet worden.

In ihr entwickeln alle europäischen Minister für Stadtentwicklung, wie die Stadt aussehen muss. Die Charta führt es auf: Wir wollen nicht, dass Wohnen und Arbeiten, Freizeit und Beruf auseinander fallen und wir wollen nicht, dass die Generationen auseinander fallen. Und wir wollen nicht, dass das Identitätsstiftende aus vorigen Jahrhunderten, das, was das Gesicht von Städten ausmacht, abgeräumt wird zugunsten von modernen Städten.

Zweitens: das Baugesetzbuch ist geändert. Man kann in der Innenstadt bauen und es wurde erheblich mit Auflagen und Schwierigkeiten belastet, wenn man auf die grüne Wiese will.

Drittens: Du wünschst dir ein Programm zum Umbau der Wohnungen. Bitte schön, seit dem 01.04.2009, mit Bundestagsbeschluss, gibt es zusätzliches Geld für die Kommunen, um Wohnungen seniorengerecht umzubauen. Ich sage immer flapsig: „Aufzug statt Auszug“ – das ist das, was du auch meinst. Klebt hinten einen Aufzug dran, dann müssen die Menschen nicht mehr ausziehen! Dann können sie sich entscheiden – und zwar freiwillig –, ob sie in ein schönes Heim gehen wollen oder dort bleiben wollen! Wohnungen und Häuser wollen wir in dieser Art und Weise umbauen!

Zum „Kinderlärm“. Sie kennen die Initiative, die ich jetzt gerade gestartet habe: „Kinderlärm ist Kindergeschrei“? Jubel und Streit ist kein Lärm, sondern ein Gewinn für die Zukunft! Ich weiß, dass das nicht leicht ist, aber wir wollen die Baubenutzungsordnung so ändern, dass es Wohnungsgesellschaften und Wohnungseigentümern leichter fällt, einen Kindergarten in einem Wohngebiet zu konzipieren und zu realisieren. Das sind Beispiele dafür, dass wir deine Wünsche umzusetzen beginnen, lieber Henning.

**Prof. Dr. Thomas Fabian:** Frau Staatsministerin Clauß, wenn wir in unseren eigenen Wohnungen möglichst lange leben wollen, dann gehört nicht nur dazu, dass die Wohnungen altersgerecht gestaltet und barrierefrei sind, sondern wir müssen auch darauf achten, dass wir möglichst lange gesund bleiben. Ich hatte bereits erwähnt, die sächsischen Gesundheitsziele liegen Ihnen sehr am Herzen, und insbesondere das Thema Gesundheitsprävention spielt hier eine wichtige Rolle.

**Christine Clauß:** Herr Professor Fabian, zum Warten-Können von Frauen erlauben Sie mir eine Anmerkung. Wir haben tatsächlich eine höhere Lebenserwartung – so können wir warten und haben es auch gerne getan. Stimmt es, Frau Professor Lehr?

Ein alter Menschheitstraum nimmt Gestalt an. Wir werden alle älter und das bei recht guter Gesundheit. Das ist die eine Seite der Medaille, die andere Seite zeigt, dass viel zu wenig Kinder geboren werden. Der demografische Wandel ist die Herausforderung der Zukunft. Und diese Herausforderung lässt nicht zu, dass wir in den bisherigen Strukturen weiterleben – dies gilt auch für die medizinische und pflegerische Versorgung. Eine sektorale Abgrenzung können wir uns hier in Zukunft nicht mehr leisten.

Hier gibt es schon Veränderungen, aber sie reichen noch nicht aus; besonders gilt dies für die psychosoziale Beratung. Wir sind dabei, diese Strukturgrenzen zwischen Kranken- und Pflegeversicherung mit allen Beteiligten intensiv zu thematisieren. Dies müssen wir tun, da wir ansonsten die Weichen für unsere Zukunft, für die unserer Senioren und die unserer Kinder falsch stellen.

Dieses Thema nehmen wir auch in den sächsischen Gesundheitszielen auf. Wir haben fünf Gesundheitsziele in der Koalitionsvereinbarung festgeschrieben. Darunter gibt es ein rein sächsisches Gesundheitsziel, das wir unter dem Titel „Aktiv altern“ entwickelt haben. „Aktiv altern“ hat drei Säulen: Gesundheit, Teilhabe und vor allem auch Sicherheit. Das Gesundheitsziel wird von einem ganzheitlichen Ansatz getragen: Wir wollen nicht nur in medizinischen Strukturen sektorale Grenzen aufbrechen, sondern auch generell in uns Menschen – denn Leib und Seele gehören zusammen. Wir müssen nicht nur die hier immer wieder angesprochenen Barrieren bei der Eisenbahn und in den Wohnungen abräumen, sondern die Barrieren in den Köpfen abbauen! Denn dort beginnt, dass wir, Alt und Jung, gemeinsam die Zukunft gestalten,.

Der medizinisch-technische Fortschritt ist bei uns angekommen. Die Lebenserwartung in Sachsen ist seit 1990 bei den Frauen um vier Jahre, bei den Männern um fünf Jahre angewachsen. In Sachsen haben wir aber auch den

bundesweit höchsten Altersdurchschnitt der Bevölkerung mit 45,4 Lebensjahren. Wir sind also in unserem demografischen Gestaltungswillen gezwungen, schneller zu handeln. Wir stehen nicht mehr vor der Tür, sondern in der Tür!

Aus dem Grund sind wir auch in der Pflegevernetzung gefordert, schnell zu handeln. Wir haben keine Zeit mehr für Experimente! Daher ist die Pflegevernetzung ist eines der wichtigsten Ziele. Das Netz muss immer enger geknüpft werden und letzten Endes alle Schnittstellen einbeziehen: die Situation nach der Krankenhausentlassung, teilstationäre, ambulante Pflegeleistungen ebenso wie die vollstationäre Pflege.

**Prof. Dr. Thomas Fabian:** Danke schön, Frau Clauß. Liebe Frau Professor Lehr, die Gerontologie hat immer wieder darauf hingewiesen, welche Bedeutung Aktivität hat, um auch im hohen Alter geistig und körperlich fit zu sein.

**Prof. Dr. Ursula Lehr:** Das hat vor viel mehr als 2.000 Jahren schon Hippokrates vertreten – im Hinblick auf ein gesundes Altwerden. Er sagte: „Alle Funktionen, die gebraucht werden – die mit Maß gebraucht werden – altern nicht vorzeitig. Braucht man sie aber nicht, altern sie vorzeitig und verkümmern“. Die Mediziner sprechen von einer „Inaktivitätsatrophie“: Fähigkeiten, die nicht gebraucht werden, inaktiv sind, verkümmern.

Wenn ich einmal zum demografischen Wandel zurückkommen darf: Ich finde es prima, dass wir uns alle mit der Frage auseinandersetzen, was wir tun können, damit auch ältere Menschen integriert in der Gemeinschaft leben können. Aber der demografische Wandel hat zumindest zwei Seiten: Einmal die zunehmende Langlebigkeit, die wir selbstverständlich begrüßen (und es auch begrüßen, wenn die Langlebigkeit der Männer zunimmt). Aber er hat auch die zweite Seite, die der nachlassenden Geburten. Ich meine, die Städte sind gefordert, zu handeln, damit wir familienfreundlicher werden, damit man „Ja“ sagen kann zum Kind. Sie haben vorhin Spielplätze angesprochen, die man als selbstverständlich akzeptieren sollte. Ich glaube, da gibt es noch mehr, das die Kommunen tun sollen, damit junge Menschen in die Stadt kommen und dann auch den Mut haben, dort Familien zu gründen.

Jetzt nun zu Ihrer Frage: Körperliche Aktivität, geistige Aktivität, soziale Aktivität: Selbstverständlich gehört auch gesunde Ernährung und Gesundheitsvorsorge dazu!

Da wir hier aber über Stadtentwicklung sprechen, möchte ich noch einmal den Begriff der Prävention ausweiten und an die Eigenverantwortung appellieren. Die Kommunen müssten hierbei helfen. Nehmen Sie als Beispiel öffentliche Schwimmbäder: morgendliches Schwimmen hält gesund. Die Kommunen müssen sparen und machen vielfach die Bäder erst mittags um 13 Uhr auf. Dann kommen die Schulkinder, und man kann dann nicht seine Bahnen schwimmen. Was können wir also tun, dass diese Möglichkeiten auch für die Gesunderhaltung der Senioren, die in Ruhe ihre Bahnen schwimmen wollen, geschaffen werden? Einige Städte haben ehrenamtlich tätige Senioren aktiviert, sodass (für Senioren und natürlich auch für Jüngere) die Schwimmbäder morgens von 6 bis 10 Uhr geöffnet sind.

Das ist nur ein Aspekt der Gesundheitsfürsorge und des gesunden Altwerdens. Wir müssen Barrieren abbauen und Motivation stärken. Wo bestehen Barrieren gegen körperliche Aktivität, gegen Sport? Wo gibt es Barrieren gegen geistige Aktivität – z. B. wenn das Theater abends spät zu Ende ist und dann kein Bus, keine Verkehrsmöglichkeiten mehr nach Hause existieren? In diesem Fall geht man eben nicht ins Theater. Oder wenn in Museen tolle Exponate ausgestellt sind, bei denen Sie nicht wissen, wer hat das wann gemalt, wann hat er gelebt? Sie müssen dann auf die Knie gehen und in Visitenkartengröße mit der Lupe, die Sie nicht dabei haben und die auch da nicht hängt, entziffern, wie der Titel heißt – das ist schlecht. Hier muss unsere Museumsgestaltung umgestaltet werden! Diese Angaben müssen in großer Schrift auf DIN A5 Format in Sehhöhe neben den Exponaten angebracht werden. In jedem Raum sollte außerdem eine anständige Bank oder Sitzmöglichkeit sein, damit man im Sitzen etwas betrachten kann. Mit anderen Worten: Wir müssen unter Prävention und unter gesundem Alter auch diesen Umweltaspekt stärker hervorheben. Wie oft haben wir bei Kirchen, Gasthäusern, usw. Treppen – und seien es nur zwei oder drei Stufen – ohne einen Handlauf? Wie oft haben wir Treppen, die nicht einmal an der untersten und der obersten Stufe farblich markiert sind.

Das kostet nur ein paar Cent ... ist aber die Ursache für ein Stolpern, für viele Unfälle bei älteren Personen.

Wir wissen, dass 30 Prozent aller Pflegefälle Folge von Stürzen sind. Von diesen Stürzen ist die Hälfte in der Person begründet, die andere Hälfte aber durch solche Umweltgegebenheiten. Man sollte selber etwas zur Prävention tun, sportliche Gymnastik, Sturzprophylaxe betreiben und weiteres. Aber die andere Hälfte ist durch die Umwelt, durch die Stadtgestaltung bedingt. Hier müssen wir wirklich mit offenen Augen durch die Straßen gehen, da kann ich Seniorinnen und Senioren nur ermuntern: Schauen Sie, gehen Sie mit offenen Augen durch Ihr Viertel und melden Sie solche Stolperfallen an den Bürgermeister oder an den zuständigen Seniorenrat oder wen auch immer; ändern Sie, was man in Ihrem Viertel ändern kann, machen Sie es „seniorengerecht“ – für die Senioren von heute, aber auch für die Senioren von morgen!

**Prof. Dr. Thomas Fabian:** Frau Professor Lehr, Sie haben es schon erwähnt: soziale Aktivitäten spielen eine wichtige Rolle, um im Alter fit zu bleiben. Herr Dr. Scherf, Sie haben sich intensiv damit auseinandergesetzt, wie ältere Menschen sich auch weiterhin in das soziale Leben ihrer Gemeinden, ihrer Städte, der Stadtgesellschaft einbringen können...

**Dr. Henning Scherf:** Ich habe eine solch' große Liste von Aktivitäten, dass ich gar nicht weiß, wo ich anfangen soll. Nehmen sie diese berufstätigen Eltern, die vielleicht zwei, drei Kinder haben: Die sind gestresst von morgens bis abends! Wenn sie das Glück haben, in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft ältere Leute zu haben – es müssen gar nicht nur die eigenen Großeltern sein –, die Vertrauen zu ihnen gefunden haben, und die auf die Kinder achten: Das ist doch zauberhaft! Wenn die Eltern durch die Älteren entlastet werden, und die Kinder nicht in der Stadt rumtigern und Blödsinn anstellen, sondern wirklich begleitet sind.

Das kann man auch, meine ich, in Gesellschaften, die bunt sind. Wir machen mit der Integration von Migranten nicht besonders gute Erfahrungen, wir wollen sie zwar alle, aber wir müssten hier viel besser werden. Viele Migranten

kommen mit ihren Kindern hierher. Und wer kümmert sich um diese und bringt ihnen deutsch bei? Hier können vitale ältere Leute mit Zeit und Erfahrungen viel bewirken – und sie können dadurch wunderbare Sachen entdecken! Seitdem ich aus den Ämtern raus bin, lese ich wöchentlich einmal in einer Schule mit 70 % nicht muttersprachlich deutschen Kindern vor. Es ist eine Riesenerfahrung, wie diese Kinder Vertrauen zu einem entwickeln! Sie freuen sich, einen netten Opa zu erleben, und sie freuen sich, dass der Opa Zeit für sie hat und auf sie eingeht und ihre Fragen versteht. Das ist für die Lehrerin keine Konkurrenz.

Kein Lehrer-Gewerkschaftsvertreter soll mir kommen und sagen, ich gäbe einen billigen Lehrer ab. Nein, denn es ist eine wunderbare Ergänzung für die Schule! Die Lehrerin ist glücklich, wenn sie dabeisitzt und ihre Kinder sieht! Genau so kann man es im Kindergarten machen. Ich wünsche mir, dass die Älteren – und ich mit meinen 70 Jahren gehöre dazu –, nicht als Last für diese Gesellschaft erlebt werden (schon wieder ein Altenplan, schon wieder ein Altenpflegestift) – Nein, wir sind ein Schatz dieser Gesellschaft! Wir können vieles einbringen, wir haben Lebenserfahrung, wir haben Kompetenz! Schauen Sie den Senioren-Experten-Services an, Senioren, die in aller Welt sind und mit ihrem Expertenwissen helfen. Die sind oft besser als die jungen Entwicklungshelfer, die ich kenne, die direkt von der Universität kommen. Die Älteren kommen nach langer Berufstätigkeit – das ist wunderbar! Sie arbeiten nicht als Konkurrenten, sondern als Ratgeber. Sie werden hochgeschätzt und geliebt und sind vielleicht das Beste, was wir in der Zusammenarbeit mit den Entwicklungsländern haben!

Darf ich etwas über den Chor sagen; ich bin doch Chorsänger? Früher wurden Menschen mit 60 Jahren spätestens rausgeschmissen. Heute werben die Chorleute um die Alten. Und man kann über Chorsingen Erfahrungen machen, sein Leben verlängern, sein Leben gestalten. Man kann bis in das hohe Alter singen.

Ich habe vor kurzem den amerikanischen Film „Young at Heart“ gesehen – den müssen Sie sich alle angucken! Das Durchschnittsalter des Chors ist über 80 Jahre, und sie singen Rock im Chor! Ich bin aus der Freude nicht heraus-

gekommen! Manche können den Rollstuhl nicht mehr verlassen. Und einer hatte eine Atmungsunterstützung in der Nase und sein Sauerstoffgerät dabei, aber Singen wollte er unbedingt! Er strahlte über alles, und der Chorleiter hat es hingekriegt... So etwas meine ich: So etwas brauchen wir in großer Breite in unserer Gesellschaft! Dann merken die vielen anderen, die jungen Politiker und Minister/innen, dass wir ein Schatz für diese Gesellschaft sind, dass man mit uns etwas machen kann!

**Prof. Dr. Thomas Fabian:** Es ist unbestritten, dass ältere Menschen für Familien und für das soziale Leben viel beitragen können. Ich weiß, dass das ehrenamtliche Engagement Ihnen persönlich auch sehr am Herzen liegt. Wie können wir es unterstützen, dass möglichst viele ältere Menschen sich engagieren können und die Möglichkeiten, die sie haben in die Tat umsetzen!

**Christine Clauß:** Herr Scherf, ich wünschte mir, dass Sie noch viele Menschen mit ihrer Begeisterung anstecken. Alle, die hier im Raum sind, haben Sie schon infiziert!

Es ist sehr wichtig, dass man die Fähigkeiten abrufft. Und dass man bekannt macht, welche Möglichkeiten zum Engagement bestehen. Es gibt Lesepatenschaften in den Kindertagesstätten und in Pflegeheimen. Ich denke auch an die vielen Grünen Damen in den Krankenhäusern: Was dort geleistet wird im Sozialen, im Ehrenamt, im Sportverein! Wir haben unlängst beim DFB viele ältere Herren ausgezeichnet, die über 40 Jahre lang Sonntag für Sonntag auf dem Fußballplatz, bei den Schützlingen, bei den Kleinen sind. Es ist unermesslich, was dort geleistet wird. Dieses ehrenamtliche Engagement lässt das Herz unserer Gesellschaft höher schlagen.

Aber ich muss auch dafür sorgen, dass man nicht noch draufzahlen muss. Wir haben in Sachsen über die Bürgerstiftung eine Ehrenamtsrichtlinie aufgelegt, über die wir eine Projektförderung anbieten, damit das auch umgesetzt werden kann, was als Vision in den Köpfen vorhanden ist. Aber das allein reicht nicht aus. Wir müssen in Zukunft weitere Unterstützung geben, wir müssen uns breiter aufstellen und vor allem das Miteinander der Generationen stärken.

Ein Beispiel dafür ist der Generationenpreis, der über den Ministerpräsidenten vergeben wird. Hierfür bewarben sich bei einer Jury über 430 Projekte. Jetzt im Juli werden die Gewinner geehrt. Wir müssen gerade solche Vorhaben weiter unterstützen und wir dürfen nicht nachlassen. Es kann nicht sein, dass ich Menschen mal heranziehe, wieder loslasse, wieder hole – immer nur dann, wenn ich sie brauche. Nein: Engagement braucht Kontinuität, Unterstützung und vor allem außerordentliche Anerkennung!

**Prof. Dr. Thomas Fabian:** Frau Lehr, wir haben jetzt von Herrn Scherf und Frau Clauß gehört, dass ältere Menschen viel von ihren Erfahrungen an die jüngere Generation weitergeben können. Jetzt stellt sich mir die Frage: Sollen die Älteren auch noch lernen? Wie sehen Sie das Thema Bildung im Alter?

**Prof. Dr. Ursula Lehr:** Das ist doch schon ein Schlagwort: lifelong learning, lebenslanges Lernen. Wir müssen mit dem Lernen viel früher anfangen, schon im Kindergarten. Der Kindergarten darf keine Bewahranstalt sein, sondern soll schon – vorsichtig – die Kinder nicht überfordern, aber doch stimulieren, anregen, Entwicklungen fördern. Wir müssen bis zum Alter lernen – lifelong learning. Wir brauchen stärker als bisher eine berufsbegleitende Weiterbildung. Wir brauchen kürzere Ausbildungszeiten. Wir Deutschen haben die ältesten Studenten, die ältesten Berufsanfänger und die jüngsten Rentner. Bald sieht es bei uns so aus: Vom BAföG in die Rente... Wir müssen hier wirklich etwas ändern.

Vielleicht müssen wir den einen oder anderen Lehrplan etwas entrümpeln. Und wir müssen früher zum Abitur kommen. Wenn unsere Schüler Abitur machen, dann kommen die Studenten von Frankreich, von Italien mit dem ersten Uni-Examen zu uns. Also, hier muss etwas getan werden. Kürzere Grundausbildung, aber dann berufsbegleitende Weiterbildung, und nicht so, wie es bisher bei einigen Firmen war: wenn sie 40 Jahre alt sind, dann lohnte es sich nach Auffassung der Firma nicht, sie zu Weiterbildungsmaßnahmen zu schicken. Früher mag es so gewesen sein, aber heute geht es so nicht! Sie wissen, dass die Halbwertszeit des Berufswissens heute im Durchschnitt nur fünf Jahre beträgt; ich glaube, in manchen Berufen sogar noch weniger. Das, was sie mal gelernt haben, ist in

fünf Jahren nur die Hälfte wert! Warum sollen nur Professoren ein Sabbatical haben, ein halbes Jahr oder ein Semester, in dem sie sich weiterbilden, aber auch sich für andere engagieren, etwas tun? Das könnte auch Freizeit und bürgerschaftliches Engagement sein. Wir müssen beides mehr verknüpfen.

Lernen ist Veränderung des Erlebens und Verhaltens. So lernt auch der Hundertjährige, der vielleicht doch in ein Altenheim einzieht, sich umzustellen. Er macht neue Erfahrungen und er lernt, dass man sich dann anders verhalten muss. Also: Lernen lebenslang – früher anfangen und später aufhören!

**Prof. Dr. Thomas Fabian:** Herr Fischer, ein Thema, das ältere Menschen immer wieder bewegt, ist die Veränderung der technischen Umwelt und die rasant ansteigenden Anforderungen in diesem Bereich. Auch die Deutsche Bahn setzt zunehmend auf das Internet. Man bekommt zunehmend den Eindruck, dass Verkaufsstellen abgebaut werden. Wie gelingt es Ihnen, der Auffassung entgegenzuwirken, dass Technik nicht gegen die älteren Menschen eingesetzt wird, sondern, dass sie den älteren Menschen nutzen kann?

**Prof. Jens-Uwe Fischer:** Wir werden in einer neuen Periode leben: der Wissensgesellschaft. Und zur Wissensgesellschaft gehört Kommunikation. Das Internet ist eine Basis davon, die man nicht negieren kann und die man akzeptieren muss. Und diese Basis ist natürlich auch für jedes Dienstleistungsunternehmen wichtig. Heute buchen schon etwa 30 Prozent unserer Kunden über Internet ihre Reise.

Wir haben in 110 Städten in Deutschland die Möglichkeit, dass Sie mit Ihrem Ticket auch automatisch den Nahverkehr nutzen können. Sie brauchen nicht ein zusätzliches Ticket. Wir sind jetzt dabei – Herr Minister Tiefensee hat es gesagt – in dem Konjunkturprogramm II die Bahnhöfe für eine bessere Wahrnehmung der Zuganzeige zu modernisieren: größere Buchstaben und größere Zahlen zu nehmen, damit sie erkennbarer sind.

Wir überlegen uns auch, nicht nur die Fahrkarte, sondern auch andere Tätigkeiten und andere Produkte zu verkaufen. Ich glaube, dass die eine oder andere Kommune noch weiteres entwickeln könnte, indem sie mittels Planungsrecht-

vorgaben z. B. Aktivitäten wie Einkaufszentren oder auch Einkaufsmöglichkeiten in die Nähe des Bahnhofs legt. Dann ergibt sich automatisch eine Chance, nicht nur einzukaufen, sondern auch Tickets zu kaufen. Hinzu kommen bei den großen Bahnhöfen so genannte Service Guides, die Älteren oder auch Jüngeren helfen, ihre Fahrkarte zu ziehen – es gibt auch Jüngere, die damit Schwierigkeiten haben.

Wir können, so meine ich, das Thema Internet und das Thema Kommunikation auf anderen Ebenen nicht mehr für die ältere Generation ausschließen. Wir müssen es nur transparenter machen. Wir müssen uns vielleicht überlegen, wie wir Geräte kundenfreundlicher gestalten oder wie wir Anzeigen mit größeren Buchstaben versehen, etc.

Und eins möchte ich noch einmal als Ausblick geben: In 10 Jahren, vielleicht auch 15 Jahren kommunizieren wir vielleicht gar nicht mehr mit den Händen, sondern mit der Sprache. Vielleicht ist es dann auch möglich, über die Sprache eine Fahrkarte zu bestellen. So etwas gibt es ja schon. Insofern sollte man nicht einer Technikfeindlichkeit das Wort reden. Wir sind in einer Wissensgesellschaft, wir sind in der Globalisierung, und deswegen müssen wir die Chance nutzen. Und ich denke mir, wir haben nicht nur die Hände, sondern auch die Sprache und den Mund, um hier zukünftige Technologien zu nutzen, um einzukaufen, um sich zu bewegen – hin bis zu allen anderen Dienstleistungen.

**Prof. Dr. Thomas Fabian:** Meine Damen und Herren, vieles von dem, was wir jetzt hier besprochen haben, bezieht sich auf große Städte – Herr Fischer hat eben eine mögliche Vision der Technikentwicklung dargestellt. Wenn wir aber aus den Städten herausgehen und das ganze Land ansehen, dann stellen wir fest, dass es immer noch viele Menschen gibt, die im ländlichen Raum wohnen: Wie kann es gelingen, dass die Menschen dort sich nicht abgekoppelt fühlen?

Wenn ich mir einen hochmodernen Bahnhof vorstelle, bei dem man sich mit der Sprache eine Fahrkarte bestellt – aber gleichzeitig an eine Kleinstadt denke, in der es vielleicht gar keinen Bahnhof mehr gibt ... Was kann die Politik tun, um solchen Entwicklungen entgegen zu wirken?

**Wolfgang Tiefensee:** Sie beschreiben eine riesige Herausforderung, vor der wir stehen. Wir dürfen uns nicht nur die mittleren und großen Städte anschauen, sondern die umgebende Region, die ländlichen Räume.

Es gibt Wanderungsbewegungen und es gibt einen Rückgang der Bevölkerung. Der Rückgang der Bevölkerung in Deutschland wird bis zum Jahre 2020 ca. 0,5 oder 1 Prozent betragen. Jetzt könnte man sich zurücklehnen und sagen: Es ist alles ganz wunderbar. Was soll das eine Prozent, das ist ja nur wenig! Aber mit Blick auf einzelne Regionen stellt man fest: München-Stadt boomt, das Gleiche gilt für Dresden, für Leipzig, Jena, Weimar, Potsdam. Dort ziehen die Menschen hin.

Auf der anderen Seite gibt es ländliche Räume, die 25 bis 30 Prozent der Menschen verlieren. Die Gefahr ist riesig, dass damit die Lebensqualität sinkt und es eine Abwärtsspirale entsteht, dass diejenigen, die dort wohnen, genau die Dienste nicht mehr haben, die sie sich wünschen und die notwendig sind, um dort zu bleiben oder wieder neue Menschen anzulocken. Das ist ein ganz weites Feld.

Es bleibt richtig: wenn im ländlichen Raum keine Arbeitsplätze bestehen, wird man junge Leute nicht halten können. Dann ist der ländliche Raum in großer Gefahr. Deshalb müssen die Anstrengungen zunächst und zuerst darauf gerichtet sein, dass sich kleinere, mittlere Unternehmen dort ansiedeln, die mindestens diesen Raum versorgen oder vielleicht darüber hinaus noch eine Funktion haben. Dann geht es darum, eine richtig gute Grundversorgung zu ermöglichen. Da spielt der Wohnraum wie auch die infrastrukturelle Anbindung eine Rolle, und es geht um die Gesundheitsversorgung, das kulturelle Angebot, das Bildungsangebot, um bis ins hohe Alter lernen zu können.

Ich greife einmal zwei, drei dieser Aspekte heraus. Der erste ist die regionale Anbindung. Wir haben darüber schon gesprochen.

Das Ziel muss sein, Seniorinnen und Senioren, überhaupt die Gesamtbevölkerung eines Dorfes an die Region anzubinden, und zwar mit dem bestmöglichen Verkehrsmittel.

Es kann dann ganz unklug sein, die Schiene und den Bahnhof weiter offen zu halten. Das Bahnhofssystem und das Schienensystem ist Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden. Da gab es keinen Individualverkehr, den gibt es erst seit 1950. Dies hat sich komplett geändert. Auch die Technologien, wie man ein Fahrzeug betreibt, haben sich komplett auf den Kopf gestellt. Denken Sie an den Erdgas betriebenen Bus, an Gas und Biomasse – sprich synthetischen Biokraftstoff, Elektro-, Wasserstoffzelle und Brennstoffzelle. Das ist manchmal viel günstiger als der Zug, der nicht ausgelastet ist. Wir geben viel Geld dafür aus, dass die Regionen angebunden werden. Aber, Herr Fischer, es bleibt unsere große Herausforderung, wie das ermöglicht werden kann. Es ist Aufgabe der Länder dafür zu sorgen, der Bund unterstützt sie dabei. Erster Punkt.

Zweiter: Gesundheit. Da ist jetzt der „Ostminister“ mal kurz gefragt. Ich habe ja neben Verkehr-, Bau und Stadtentwicklung noch mit dem Aufbau Ost zu tun gehabt und mich um die ländlichen Regionen gekümmert, z. B. um den Kyffhäuserkreis oder das Stettiner Haff. Wir haben dort ein altes DDR-Muster wieder aufleben lassen. Das ist die Gemeindegeschwister AGnES. Die einen kennen sie aus dem Fernsehen und die anderen ganz praktisch: In ländlichen Räumen geht eine speziell ausgebildete Krankenschwester in die Haushalte. Sie ist mit Kommunikationsmitteln ausgestattet, dass sie sich mit dem Arzt abstimmen kann und ihm wesentliche Aufgaben abnimmt. Sie ist dadurch ständig da und gibt Sicherheit. Und in diesem Netzwerk arbeitet sie so gut, dass die Kommunen gar nicht mehr darauf verzichten wollen. Und wie es so oft ist: „Ex oriente lux“ – „aus dem Osten kommt das Licht“. Wir haben jetzt dieses Modell „AGnES“ auf Westdeutschland übertragen. Das ist Gesundheitsversorgung.

Und ich gebe Ihnen Recht: Ein weiteres Thema ist die Bildung. Modellregion Stettiner Haff: Diejenigen, die in der DDR groß geworden sind, werden sofort mit den Begriffen Torgelow und Eggessin etwas verbinden. Das waren klassische Militärstandorte und Heidegebiete. Dort haben wir jetzt ein Pilotprojekt neben zusätzlichen Arbeitsplätzen gestartet, ein Kulturzentrum wieder aufzubauen, eine kleine Volkshochschule, die selbst organisiert wird, eine Tanzgruppe, einen Chor, ein Malzirkel in einem Gebiet kurz an der polnischen Grenze, oben in Usedom, wo man gar nicht glaubt, dass es wieder funktionieren kann!

Das ist exemplarisch für viele andere kleinere Städte, wenn dieses ehrenamtliche Engagement, das Sie, Frau Clauß, angesprochen haben, geweckt wird, dann gelingt es auch, lebenslanges Lernen in solchen Regionen zu ermöglichen. Trotzdem braucht es den Theaterbus und das Theater in der Nähe. Und ich kann jedem Ministerpräsidenten oder Kulturminister nur sagen: Kultur ist das Herz von Städten, auch von dörflichen Regionen. Wenn die Kultur wegbriecht, wenn man sich nicht mehr engagieren kann, indem man selbst mitmacht oder wenigstens zuschaut, dann geht ganz wesentliche Lebensqualität verloren.

Das Gleiche gilt für die Berufsschule, die in der Nähe sein muss. Das ist eine Zukunftsaufgabe. Ich denke, dass wir hier ganz gut vorangekommen sind. Und schließlich gibt es in unserem Konjunkturpaket II eine Position, die nennt sich Breitbandversorgung. Wir wissen, dass die ländlichen Räume, insbesondere wieder in Ostdeutschland, nicht angebunden sind; sie verfügen nicht über schnelle Internetzugänge. Deshalb haben wir uns das Ziel gestellt, bis zum Jahre 2011 alle Regionen mit der Grundversorgung auszustatten und im Jahre 2013 dann mit dem hochschnellen Netzen, damit jeder Bürger, egal wo er ist, diskriminierungsfrei und flächendeckend über diese Dienste verfügt.

**Prof. Dr. Thomas Fabian:** Frau Clauß, Sie befassen sich ja auch mit der Frage der Gesundheitsversorgung im ländlichen Raum, die Herr Tiefensee eben angesprochen hat. Ich frage Sie: Reicht die Gemeindegeschwester AGnES, um die Gesundheitsversorgung für die ländliche Bevölkerung auch bedarfsgerecht aufrecht zu erhalten?

**Christine Clauß:** Der Anspruch heißt: Ganz gleich wo wir leben – ob in der Stadt oder im ländlichen Raum – die gute medizinische Versorgung muss für alle zugänglich sein und sie muss langfristig gesichert sein.

Die Gemeindegeschwester AGnES war ein Modellvorhaben, das innerhalb kürzester Zeit in die Regelfinanzierung übergeführt wurde, das heißt, dass die Kassen AGnES bezahlen. AGnES ist die Abkürzung für „Assistierte gemeinde-nahe Schwester“. Aber Schwester AGnES alleine reicht nicht, denn sie braucht immer einen Arzt, der die medizinische Verantwortung trägt. Und hier wissen

wir genau, dass die jungen Ärzte sich lieber in den städtischen Räumen niederlassen. Ob es mir gefällt oder nicht: Wir müssen dafür sorgen, dass junge Ärzte auch in die ländlichen Räume gehen, vor allem als Hausarzt! Und wir wollen generell die doppelte Facharztschiene, d. h. auch Fachärzte vor Ort haben.

Wir haben daher eine Vielfalt von Maßnahmen für die entsprechende medizinische Versorgung im ländlichen Raum auf den Weg gebracht: Zum einen bekommen die Ärzte, die sich dort niederlassen, in unterversorgten Gebieten 200.000 € zusätzlich für ihre Investitionen. Das ist außerordentlich gut angelegtes Geld. Die Kommunen legen noch einmal Mittel drauf, indem sie Grundstücke zur für den Bau des Hauses oder der Praxis Verfügung stellen oder auch Unterstützung über einen Kredit anbieten. Darüberhinaus sollen Ärzte, die älter als 65 oder 68 Jahren sind, ihre Praxis fortführen können.

Zudem haben die Kassen dadurch attraktive finanzielle Anreize geschaffen, dass Ärzte in den unterversorgten Gebieten dreimal so viel an Zuschlägen bekommen. Eine weitere Anreizkomponente haben wir, d. h. das Sächsische Sozialministerium, die kassenärztlichen Vereinigung und die AOK, mit der Medizinstudentenbeihilfe geschaffen. Aus dem ganzen Bundesgebiet können sich Studenten bei uns bewerben, die die erste fachärztliche Prüfung abgeschlossen haben und sich dann bereit erklären, einen Vertrag zu zeichnen. Sie kommen in eine von uns als unterversorgt festgelegte Region nach Sachsen, nach Torgau, Oschatz oder in die Döbener Ecke, ins das West-Erzgebirge oder in andere sogenannte Sicherstellungsgebiete. Sie bekommen dort einen Hausarztpaten an ihre Seite gestellt, bei dem sie einmal im Monat in der Praxis Orientierung finden und Anleitung erhalten. Sie erhalten dazu einen besonderen finanziellen Anreiz: im ersten und zweiten 2. Jahr 300 € im Monat zusätzlich, im 3. Jahr dann 400 € und im letzten Jahr 600 € pro Monat, damit sie schnell ihr Studium beenden können und nicht nebenbei jobben müssen. Innerhalb kurzer Zeit werden diese jungen Mediziner in die Region gehen können. Ich bin davon überzeugt, dass dies der richtige Schritt ist. Wir haben vom Bund Signale bekommen, dass sich jetzt auch andere Bundesländer in dieses Programm einklinken wollen!



Ich glaube, dass es generell bei ärztlicher Weiterbildung, Versorgung, und auch Studium keine Denkverbote geben darf, um das Ziel einer guten ärztlichen Versorgung umsetzen zu können.

**Prof. Dr. Thomas Fabian:** Frau Professor Lehr, welche Schwerpunkte würden Sie als Gerontologin setzen, um die Infrastruktur im ländlichen Raum aufrecht zu erhalten?

**Prof. Dr. Ursula Lehr:** Frau Clauß, ich finde es großartig, dass die Ärzte, die weiterarbeiten wollen, auch weiterarbeiten können. Denn die Altersgrenze mit 65 ist heutzutage nach allen Erkenntnissen der Wissenschaft überholt. Wer will, soll und kann weiterarbeiten – und nicht nur für Privat-, sondern eben auch für die Kassenpatienten!

Um die Infrastruktur aufrecht zu erhalten, werden wir in ländlichen Gegenden weit mehr im Hinblick auf den „bewegten Bankdienst“ oder den „motorisierten Postdienst“ machen müssen. Ich glaube, hier müssen sich Einzelhandel und auch unsere Industrie umstellen! Wenn der Kunde nicht zum Händler gehen kann, muss eben der Händler zum Kunden gehen: „Mobile Dienste“. Das ist sicherlich eine große Herausforderung! Wir haben bereits motorisierte Friseurdienste, die den Menschen, die nicht mehr mobil sind, die entsprechenden Dienste in ihren eigenen Wohnungen anbieten. Ich glaube, dies wird sich sehr stark erweitern.

**Prof. Dr. Thomas Fabian:** Meine Damen und Herren, wir wollen ja alle besonders aktiv bleiben. Deswegen sollen Sie heute nicht nur Zuhörer sein: Sie haben die Möglichkeit, an die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Podiums Fragen zu stellen. Bevor ich überhaupt zu Ende gesprochen habe, sehe ich schon eine Meldung...

### **Fragen aus dem Publikum:**

**Erste Teilnehmerin:** Mein Name ist Vierus, ich komme aus Niedersachsen. Ich habe ein Anliegen an Herrn Fischer. Sie sagen so nonchalant: „Kommunikation – das ist eben heute Internet, auch für alte Leute“. Sollten wir nicht die Selbstgestaltung des alternden Menschen und seines Lebens so respektieren, dass er sich nicht von einem Computer und dem Internet abhängig machen möchte? Dass er seine schmale Rente nicht für eine technische Ausrüstung ausgeben möchte, die er nur wenig braucht? Wenn er ohne diese Technik leben möchte, ist er hilflos, wenn er vor Ihren Automaten steht und auf die Hilfe anderer angewiesen ist!

Was Sprachtechnik bewirkt, sehen wir ja an dem, was uns hier geboten wird [verweist auf die parallele Mitschrift der Veranstaltung]. Da kommt viel Unsinn an die Tafel – das sollten wir vielen Leuten ersparen, finde ich.

**Zweiter Teilnehmer:** Ich bin aus der Landes-Seniorenvertretung in Nordrhein-Westfalen. Da gibt es Überlegungen, die Sie sicher alle teilen, und die sich an das Wohnumfeld richten, Stichwort: Mehrgenerationenplatz. Es geht darum, Spielplätzen, die schnell veröden, zu Treffpunktplätzen für die Viertelbewohner zu machen, und es auch zu ermöglichen, dass Kinder dort mit ihren Eltern aktiv werden. Zurzeit ist das schwierig, weil Kinder Lärm machen – dann werden gegebenenfalls solche Plätze geschlossen. Ich meine, es ist wichtig, umzudenken und zu vertreten, dass an diesen Treffpunktplätzen Lärm ertragen wird.

**Dritter Teilnehmer:** Mein Name ist Schöne, ich leite ein Seniorenkolleg an der TU Chemnitz. Ich habe mich sehr gefreut, dass der ländliche Raum zur Sprache kam, und möchte das Thema noch verstärken. Frau Lehr hat deutlich die Versorgung angesprochen, hier denke ich an Bildung und Kultur, die wir dringend auch mobil in die ländlichen Regionen bringen müssen. Herr Tiefensee hat vorhin bereits gesagt: Wenn die letzte Kirche verschwunden ist und viele andere kulturellen Angebote, wird es immer schwieriger. Ich würde also sehr dafür plädieren, dass wir Bildung nicht allein nur in den klassischen Bildungsformen, sondern auch die kulturelle Bildung und die soziale Bildung

– und diese auch mobil – in den ländlichen Raum bringen! Keine 40 km von hier haben wir Ostelbien – nach der OECD wüst und menschenleer mitten in Sachsen. Das sollte uns zu denken geben.

An den Vertreter der Deutschen Bahn eine Frage: Mich interessiert Ihr Konzept zur Gestaltung des demografischen Wandels unter dem Aspekt der Daseinsvorsorge: Wie wollen Sie das für alle Menschen verständlich darstellen? Sie hatten vorhin wieder ein Fremdwort benutzt. Ich weiß nicht, ob das die Automaten künftig auch verstehen oder ob sie einen Dolmetscher brauchen? Wann beginnt die Bahn, die deutsche Sprache kontinuierlich einzusetzen?

**Vierter Teilnehmer:** Ich möchte einem Beitrag aus dem Publikum widersprechen. Ich bin jetzt 75, ich habe vor kurzem begonnen, mich mit Computer und Internet zu befassen. Was Frau Lehr über das lebenslange Lernen sagte, gilt doch genau dafür! Wenn ich bestimmte Dinge nur mit Hilfe des Internets oder des Computers bewältigen kann, ist es meine Pflicht, mich damit zu beschäftigen. Ich hoffe, die Computer werden bald so modern, dass ich da nur noch reinsprechen muss, damit der Text dann geschrieben herauskommt.

**Fünfter Teilnehmer:** Herr Tiefensee, Sie sagten vorhin, dass Sie zur Stärkung der ländlichen Strukturen dafür sind, kleine und mittlere Betriebe dort anzusiedeln. Es ist sehr gut, dass Menschen dort Arbeit finden, und nicht die Menschen zur Arbeit müssen. Wir haben von der Staatsministerin für Soziales, Frau Clauß, gehört, dass für Ärzte dort finanzielle Mittel bereitgestellt werden. Wie sieht es nun bei kleineren und mittleren Betrieben aus? Ich kann mir kaum vorstellen, Herr Minister, dass sich ein kleinerer oder mittlerer Betrieb ohne entsprechende Anreize dort ansiedelt?

Herr Bundesminister Tiefensee, ich darf die Anregung von der Frau Bundeskanzlerin Merkel aufgreifen. Bitte sorgen Sie dafür, dass die Bahnautomaten bundesweit einheitlich sind, und wir älteren Leute nicht in jeder Stadt oder in jedem Dorf einen Dolmetscher brauchen und Horror kriegen, wenn wir eine Fahrkarte ziehen! Und an den Vertreter der Bahn: Bitte sorgen Sie dafür, Herr Fischer, dass an jedem Service-Punkt ein Schlüssel ist für die Toilettenbenut-

zung für behinderte Leute, damit man nicht ewig Umwege in Kauf nehmen muss und von A bis B geschickt wird.

**Prof. Dr. Thomas Fabian:** Herr Fischer, Sie wurden zum Thema Technik und Daseinsvorsorge direkt angesprochen ...

**Prof. Dr. Jens-Uwe Fischer:** Ich will zwei Aspekte herausgreifen. Ich hatte betont: Wir sind eine Wissensgesellschaft und müssen uns mit dem Thema Technik beschäftigen. Herr Tiefensee hat es bereits gesagt: Die Breitbandtechnik wird 2011 bundesweit flächendeckend verfügbar sein, das ist die Kommunikation. Und wenn Sie Leistungen aus der Technologie und der Wirtschaft entgegennehmen wollen, dann müssen Sie sich hiermit beschäftigen. Richtig ist: Wir müssen uns überlegen, wie können wir Sie an das Thema heranbringen? Das ist nicht nur Aufgabe der Bahn, sondern auch der Gesellschaft.

Zum Thema deutsche Sprache. Sie wissen vielleicht: Heute gerade an den Universitäten – ich bin selbst an einer Universität tätig, hier in Leipzig – werden die Studiengänge aktuell umgestellt. Es heißt heute nicht mehr Diplom, es heißt Bachelor und Master. Die Master-Studiengänge in Leipzig werden überwiegend in Englisch abgehalten, die Bachelor-Studiengänge zumindest teilweise ebenfalls. Im Augenblick erleben wir in der Ausbildung der jungen Studenten eine klare Tendenz hin zum Englischen, weg vom Deutschen. Und genau so ist es für einen Mobilitätsanbieter wie die Bahn, die nicht nur Leistungen in Deutschland anbietet, sondern europaweit, Herr Tiefensee kennt das ja. Wir sind geopolitisch in einer hervorragenden Lage mit Deutschland. Wir müssen uns aber auch überlegen, welche Worte für bestimmte Tätigkeiten und Inhalte europaweit allgemein verständlich sind – und zwar Sprachen übergreifend! Man kann diskutieren, ob „Service Store“ das richtige Wort ist oder nicht; ich glaube, es gab hierfür eine silberne Zitrone für Herrn Mehdorn. Aber wir sind in einer globalen Gesellschaft, einer europäischen Gesellschaft, und wir müssen uns mit dem Thema auseinandersetzen. Dazu gehört Kommunikation und auch diese Wortbildung.

Wir müssen uns vielleicht überlegen, wie wir die deutsche Sprache auch im europäischen Raum mehr nach vorne bringen. Das ist zweifelsohne ein Thema.

Man muss sich überlegen, ob es wirklich nur zwei Hauptsprachen im europäischen Raum, – Englisch und Französisch – gibt, oder ob dazu auch Deutsch gehört. Aber das sind mehr politische Fragen, da möchte ich mich als Bahnvertreter im Prinzip nicht dazu äußern.

Zum Thema Zugänge zu den Fahrscheinautomaten: Wir werden dort Verbesserungen durchführen, damit es für Sie einfacher erscheint. Aber wir können nicht überall Service-Personal rund um die Uhr 24 Stunden an den Bahnhöfen etablieren. Wir haben 5.700 Bahnhöfe. Was man überlegen muss, ist, zusätzliche Funktionen an den Bahnhof zu verlegen, um dann in Ergänzung dazu die Fahrkarten verkaufen zu können.

**Prof. Dr. Thomas Fabian:** Vielen Dank, Herr Fischer. An den Fragen haben Sie auch gemerkt, wie wichtig die Bahn in unserem Land für die Menschen ist. Herr Scherf, die vorhin angesprochenen Mehrgenerationenplätze: Ist es eine gute Idee?

**Dr. Henning Scherf:** Ich würde keine Spezialplätze einrichten. Ich finde, alle öffentlichen Plätze, die man überhaupt erreichen kann, müssen sich als Mehrgenerationenplätze verstehen und müssen auch so angenommen werden! Und wenn sich da wirklich einmal Querköpfe melden – klar, wir müssen mit Querköpfen leben –, rate ich wirklich, sich auf das Gerichtsverfahren einzulassen! Ich beobachte, dass die Obergerichte, Bundesverwaltungsgerichte allemal, in-between richtig programmäßig diese alten überspitzten Emissionsschutzrechte wieder herunterfahren, z. B. für Integrationsprojekte.

Ich bin hier sehr zuversichtlich. Wenn die Vertreter des örtlichen Gerichts anderes entscheiden, dann gehen Sie einfach in die nächste Instanz. Geben Sie nicht auf, sagen Sie nicht: „Die Richter in der ersten Instanz sind die letzte Instanz!“ Ich komme selber aus der Justiz, ich spüre, dass die das kapiert haben! Das liegt auch an deren eigener Lebenslage – sie entscheiden nicht nur über andere, sondern auch über sich selbst. Es hat sich herumgesprochen, dass das integrative Wohnen und das Wohnen in Nachbarschaft die Zukunft ist. Und dass es deshalb keine Schranken, keine Verbote, keine Grenzen, keine Aus-

grenzungen braucht, sondern möglichst ein breites Öffentlichmachen unserer Plätze für alle Generationen. Wir wollen voneinander lernen, besonders gerne in der Öffentlichkeit!

**Prof. Dr. Thomas Fabian:** Vielen Dank Herr Dr. Scherf. Frau Clauß, nicht nur die Gemeindegewerkschaft und die Ärzte sind für die Menschen im ländlichen Raum wichtig, sondern offensichtlich auch die Kirche und die Kultur. Der Freistaat Sachsen macht hier eine ganze Menge, auch wenn es nicht Ihr Ressort ist...

**Christine Clauß:** Die Vielfalt gerade unserer unterschiedlichen Region macht den Freistaat Sachsen lebenswert und liebenswert. Und genau dort, wo Traditionen gelebt werden, müssen wir ansetzen, wo viele Wurzeln zu finden sind. Wir haben ein wunderbares Kulturraumgesetz, das Möglichkeiten der Finanzierung vor Ort gibt, und das wird es auch weiter geben.

**Prof. Dr. Thomas Fabian:** Danke schön, Frau Clauß. Frau Lehr, das habe ich von Ihnen gelernt: Je älter wir werden, desto mehr unterscheiden wir uns voneinander. Und das hat man schon bei den fünf Wortmeldungen hier gemerkt: Der eine schimpft über die Technik, und der andere sagt: Ich freue mich über die Technik.

**Prof. Dr. Ursula Lehr:** Ja, und warum soll das nicht so sein? Obwohl ich demjenigen, der über die Technik geschimpft hat, doch raten würde, versuchen Sie es, so ganz langsam, – Sie schaffen das schon! Ohne Technik kommen wir heute nicht hin. Es gibt die Chance, auch noch als 90-Jähriger mit dem Internet fertig zu werden. Wie schön ist es, wenn Sie dann mit ihrer Enkelin in Singapur oder mit ihrem Neffen in San Francisco e-mailen können. E-Mail ist eine ganz hohe Motivation, um sich doch ans Internet zu wagen! Und es gibt in vielen Kommunen Möglichkeiten, die wirklich ganz behutsam ältere Menschen ans Netz bringen!

Wenn ich mit einer kleinen Gruppe von Senioren rede, dann sage ich immer: Als wir jung waren, hatten wir doch Klavierstunde, ob wir es mochten oder nicht – und wir haben viele Jahre lang Klavier geübt. Jetzt im Alter können wir

doch von den Jungen lernen, holen wir uns doch einen jungen Studenten, der das Internet beherrscht. Und Sie brauchen nicht jahrelang zu üben; der junge Student braucht nur drei bis viermal zu Ihnen zu kommen, dann haben sie es begriffen. Nehmen Sie doch für 15 oder 20 € eine Privatstunde für das Internet und Sie sind drin, und Ihr Lebensraum hat sich enorm erweitert! Ich würde nur raten: Wagen Sie es!

**Prof. Dr. Thomas Fabian:** Danke schön, Frau Lehr! Herr Tiefensee, da ich Sie ja nun auch lange kenne, weiß ich, dass Ihnen das Thema Wirtschaft und gerade auch die kleinen Betriebe sehr am Herzen liegen. Aus dem Publikum wurde die wirtschaftliche Entwicklung im ländlichen Raum angesprochen. Welche Möglichkeiten kann die Politik dort bieten, sie zu unterstützen?

**Wolfgang Tiefensee:** Für die Ansiedlung von Betrieben im ländlichen Raum braucht es eine staatliche Förderung, da ein Unternehmen es in der Regel alleine nicht schafft. Und die besteht in zweierlei Hinsicht: Die Gemeinde, auch der



Foto: Dieter Grundmann

Aufmerksam verfolgten die Besucherinnen und Besucher dem Gesprächsverlauf.

Bund, müssen die entsprechende Infrastruktur schaffen, um einen solchen Betrieb zu erreichen. Sein Grundstück muss zugänglich sein, er muss über Strom und Wasser und eben auch Breitbandversorgung und dergleichen verfügen.

Dann gibt es die so genannte Investitionszulage, da sind wir genau bei dem, was letztlich Frau Clauß zum Arzt gesagt hat. Der Bund fördert im Jahr für eine Summe weit oberhalb von 500 Millionen Euro kleine und mittlere Betriebe, die sich neu ansiedeln, neue Arbeitsplätze schaffen oder den bestehenden Betrieb erweitern wollen. Und es gibt eine Förderung, die z. B. im Freistaat Sachsen von der Wirtschaftsförderung gewährt wird, und die könnte jetzt sagen: Nein, in dieses Dorf nicht. Aus diesem Grund gibt es eine Investitionszulage, auf die ein Unternehmen, das der Herr angesprochen hat, einen Rechtsanspruch hat. Wenn Sie also eine bestimmte Anzahl von Arbeitsplätzen schaffen, bekommen Sie einen Steuervorteil, der sich in Euro und Cent ausdrückt. Das führt dazu, dass viele Unternehmen genau prüfen: Sind dort in der Region Arbeitskräfte vorhanden, weil ein anderes Unternehmen gerade geschlossen hat? Wenn ich die wieder für mein Unternehmen nutze, dann kann ich erfolgreich sein.

Nun zu den Treffpunktplätzen und dem Lärm: Es ist richtig, die Gerichte bewegen sich langsam in die richtige Richtung, aber es dauert zu lange. Aus diesem Grunde verändern wir noch in dieser Legislaturperiode die gesetzliche Grundlage, weil es eben eine Reihe von Fällen gibt.

Dann wollte ich zur Vereinheitlichung der Bahnautomaten betonen: Es ist richtig, was Sie geantwortet haben. Man muss sich etwas daran gewöhnen – und das habe ich dreieinhalb Jahre leidvoll erfahren müssen –, dass die Bahn jetzt ein auf sich selbst gestelltes Unternehmen ist. Die Bahn ist eine Aktiengesellschaft, die zwar einen Eigentümer hat, aber die ganzen operativen Geschäfte für sich entscheiden muss. Und ein Bundesminister kann immer nur Anregungen geben. Deshalb ist es richtig, Ihre Forderungen an Herrn Fischer, beziehungsweise an den neuen Bahnchef Grube zu stellen.

Mir geht es auch um die deutsche Sprache, nicht, dass ein falscher Eindruck entsteht. Wir kämpfen dafür, dass die deutsche Sprache mit einem ganz hohen

Stellenwert nicht nur erhalten, sondern ausgebaut wird. Auch auf der europäischen Ebene – dass eben nicht nur englisch gesprochen wird, sondern auch französisch und deutsch. Ihnen wird bekannt sein, dass in der Europäischen Union mehr Menschen deutsch als Muttersprache sprechen als englisch, wenn man alle Millionen im deutschsprachigen Raum zusammenzählt.

*Prof. Dr. Thomas Fabian:* Herr Tiefensee, vielen Dank. Ein Hinweis noch zu den Schriftdolmetschern: Es ist wirklich beachtlich, was diese wenigen Menschen, die das können, hier leisten. Sie schreiben in Echtzeit mit, um es hörgeschädigten Menschen zu erlauben, der Diskussion zu folgen.

Meine Damen und Herren, 90 Minuten waren leider nur eine kurze Zeit, und wir konnten das Thema „Infrastruktur für eine alternde Gesellschaft“ nur grob skizzieren. Wir haben eine ganze Menge an Problemen aufgezeigt und verschiedene Bereiche angesprochen – Bildung, Wohnen Gesundheit, Kultur. Ich hoffe, Sie konnten aus dieser Podiumsdiskussion mitnehmen, dass es auch eine ganze Menge kreativer Ideen und Lösungsansätze gibt, wie wir die Infrastruktur in der Zukunft gestalten können, dass sie auch altersgerecht ist, und zwar nicht nur in der Großstadt, sondern auch im ländlichen Raum.

Ich möchte noch einmal ganz herzlich den Podiumsteilnehmerinnen und -teilnehmern danken, dass sie zu uns gekommen sind – Herr Fischer, Herr Scherf, Frau Clauß, Frau Lehr und Herr Tiefensee – Ihnen allen ganz vielen herzlichen Dank!

## 2.5 TALK IN LEIPZIG „SOZIALPOLITIK OHNE GENERATIONENVERTRAG?“

### *Impulsreferat:*

*Prof. Dr. Winfried Schmähl, Wirtschaftswissenschaftler,  
Mitglied des BAGSO-Expertenrats*

### *Podium:*

- Barbara Stamm, CSU, Präsidentin des Bayerischen Landtags und stv. Parteivorsitzende
- Rolf Schwanitz\*, MdB SPD, Parlamentarischer Staatssekretär bei der Bundesministerin für Gesundheit
- Sibylle Laurischk, MdB FDP, seniorenpolitische Sprecherin der FDP-Bundestagsfraktion
- Irmingard Schewe-Gerigk\*\*, MdB, BÜNDNIS 90/ DIE GRÜNEN, Mitglied im Ausschuss Familie, Senioren, Frauen und Jugend sowie für Arbeit und Soziales
- Katja Kipping, MdB, Die LINKE, stv. Parteivorsitzende
- Moderation: Bernd Hilder, Chefredakteur der Leipziger Volkszeitung

\* Parlamentarischer Staatssekretär bis Oktober 2009.

\*\* Mitglied des Bundestages bis Oktober 2009.



Barbara Stamm



Rolf Schwanitz



Sibylle Laurischk



Irmingard Schewe-Gerigk



Katja Kipping

## 2.5.1 Begrüßung

*Walter Link:* Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Besucherinnen und Besucher des 9. Deutschen Seniorentages. Als Vorsitzender der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen (BAGSO), die über ihre 100 Mitgliedsverbände rund 13 Millionen ältere Menschen vertritt, begrüße ich Sie zum Talk in Leipzig.

Ich begrüße die Politikerinnen und Politiker, die an dieser sozialpolitischen Talkrunde teilnehmen, herzlich

*Herrn Rolf Schwanitz*, Parl. Staatssekretär (SPD),  
für die Bundesgesundheitsministerin, die heute in Karlsruhe ist,

*Frau Barbara Stamm*, Landtagspräsidentin der CSU,

*Frau Sybille Laurischk*, seniorenpolitische Sprecherin der FDP,

*Frau Katja Kipping*, stellv. Parteivorsitzende Die LINKE und

*Frau Irmingard Schewe-Gerigk*, parl. Geschäftsführerin BÜNDNIS90/DIE GRÜNEN. Haben Sie vielen Dank, dass Sie kurzfristig für die erkrankte Parteivorsitzende Claudia Roth eingesprungen sind.

Ich begrüße den Chefredakteur der Leipziger Volkszeitung, *Herrn Bernd Hilder*.

Das Thema lautet: Sozialpolitik ohne Generationenvertrag.

Ich bin überzeugt, dass der Generationenvertrag wichtiger denn je ist. Ich weiß, dass Prof. Schmähl, der gleich einen Überblick geben wird, es ähnlich sieht.

Alter leben, Verantwortung übernehmen, unter diesem Motto findet der 9. Deutsche Seniorentag statt. Viele Tausend Besucherinnen und Besucher sind Ausdruck dafür, wie groß die Bereitschaft älterer Menschen ist, sich in die Gesellschaft einzubringen und sich ehrenamtlich zu engagieren.

Damit sie dies tun können, brauchen sie in erster Linie ein sicheres Auskommen. Wir wissen, dass die Rentner nicht die Bevölkerungsgruppe sind, die am

stärksten von Armut betroffen ist, aber es hat sich in den letzten Jahren einiges verändert.

Inflationsbedingt sind die nicht steigenden Renten weniger wert und die Energiekosten sind erheblich gestiegen. Auch die Gesundheitsleistungen, auf die Ältere mehr angewiesen sind, sind in der Regel teurer geworden: Praxisgebühr, Eigenanteile bei Medikamenten und Hilfsmitteln. Eine Umfrage der BAGSO hat gezeigt, dass sich über 40 % der Älteren stark belastet fühlen, in den neuen Ländern waren es sogar über 45 %. Wenn das dazu führt, dass die Menschen wichtige Vorsorgeuntersuchungen oder sogar Behandlungen nicht vornehmen lassen, ist es fatal, gesundheitspolitisch, gesellschaftspolitisch und sogar volkswirtschaftlich. Aber ich will der Rede von Prof. Schmähl nicht vorgreifen. Ich freue mich, dass wir Sie, Prof. Schmähl, gewinnen konnten.

Prof. Schmähl ist Wirtschaftswissenschaftler und war 20 Jahre Direktor der wissenschaftlichen Abteilung des Zentrums für Sozialpolitik an der Universität Bremen. Er hat in verschiedenen Enquete-Kommissionen mitgewirkt, unter anderem in der Kommission zum Demografischen Wandel. Er war Mitglied der Sachverständigenkommission des Bundestags für den 5. Altenbericht.

Prof. Schmähl, Sie haben das Wort.

## 2.5.2 Impulsreferat

*Prof. Dr. Winfried Schmähl:* Insbesondere die Alterssicherung, aber auch das Gesundheitswesen befinden sich in Deutschland in einem tiefgreifenden Wandel. Dieser wird maßgebend bewirkt durch politische Entscheidungen, um eine angeblich sonst unausweichliche „Krise“ aufgrund der demografischen Veränderungen zu verhüten, und zwar durch „nachhaltige“ Reformen im Interesse der „Generationengerechtigkeit“ und zur Stärkung der deutschen Wirtschaft im Prozess der Globalisierung, vor allem zur Senkung der Lohnnebenkosten – Schlagworte, die in den letzten Jahren immer wieder zu hören waren.

Ich konzentriere mich in diesem Kurzreferat auf einige Grundsatzfragen und längerfristige Entwicklungen bei der Absicherung für das Alter sowie bei Krankheit und Pflegebedürftigkeit. Zunächst aber einige Beispiele dafür, wie oftmals gezielt ein einseitiges Bild vermittelt wird.

Sozialpolitisches Handeln sollte Nutzen stiften für die Vielfalt der Angehörigen aller „Generationen,“ Jüngere und Ältere, Männer und Frauen mit unterschiedlichem Familienstand, Einkommen und Vermögen. Dabei sollte der Blick aber nicht auf die Situation in einem Kalenderjahr beschränkt werden, denn das verführt oft zu einseitigen Aussagen. Wichtig ist vielmehr eine auf den Lebenslauf bezogene Sichtweise, denn sie macht u. a. unmittelbar deutlich, dass heute Jüngere später selbst zu den Älteren zählen werden. Ein Beispiel dafür: In der gesetzlichen Krankenversicherung zahlen die Jungen im Durchschnitt in einem Jahr mehr Beiträge, als sie selbst an Leistungen in Anspruch nehmen. Da im Unterschied dazu die Älteren im Schnitt aber mehr Leistungen erhalten, als sie selbst zur Finanzierung in einem Jahr beitragen, führt dies schnell zu der Aussage: Die Jungen subventionieren die Alten. Doch betrachtet man dies im Lebensablauf, so zahlen später ja wiederum die Jungen auch für die jeweiligen Älteren, die heute noch zu den Jungen zählen. Und wenn Vertreter der jüngeren Generation aus Kostengründen Einschnitte bei Leistungen für Ältere fordern z. B. bei bestimmten Operationen, so wird offenbar vergessen, dass sie später selbst davon betroffen sein könnten.

Ein weiteres Beispiel: Erwerbstätige zahlen Beiträge zur gesetzlichen Rentenversicherung. Dort werden im sogenannten Umlageverfahren aus den Beitragseinnahmen im gleichen Kalenderjahr die jeweiligen Rentenzahlungen finanziert. Viele Ökonomen wie auch Privatversicherungen und Banken betonen nun, dass in der Rentenversicherung der Einzelne keine Eigenvorsorge betreiben sollte, da dort kein Vermögen aufgebaut werde. Eigenvorsorge erfolge nur, so heißt es, wenn die Altersvorsorge über den Kapitalmarkt laufe.

Eine solche Aussage trägt mit zu dem Eindruck bei, hier werde die „Generationengerechtigkeit“ verletzt, da die erwerbstätigen Jungen in der Sozialversicherung zwar für die Alten zahlen, doch damit nichts für ihr eigenes Alter tun bzw.

selbst – angesichts der demografischen Entwicklung – kaum etwas im Alter an Rente erwarten können. Doch dabei wird bewusst ausgeblendet, dass die Erwerbstätigen mit ihren Beitragszahlungen Ansprüche erwerben, und zwar auf eine eigene Rente, also gleichfalls Eigenvorsorge betreiben. Unabhängig vom Finanzierungsverfahren der Alterssicherung, ob diese also im Umlage- oder sogenannten Kapitaldeckungsverfahren erfolgt, stellen Rentenansprüche immer Ansprüche auf künftiges Einkommen dar. Jeder Beitragszahler – ob in einem gesetzlichen umlagefinanzierten oder privaten kapitalmarktabhängigen System – vertraut darauf oder hofft, dass er aufgrund seiner durch Beitragszahlungen erworbenen Ansprüche im Alter Einkommen zur Verfügung haben wird.

Dieses Vertrauen kann allerdings gestört werden, sei es durch Erschütterungen auf den Finanzmärkten und deren Folgen für die Wirtschaft, sei es durch politische Entscheidungen. Zu einem Vertrauensverlust in die gesetzliche Rente haben nicht nur Äußerungen u. a. von Interessenverbänden sowie manchen Politikberatern über die demografisch bedingte Krise des Rentensystems beigetragen, sondern auch Aussagen maßgebender Politiker, u. a. dass „wir“ uns soziale Sicherung auf dem bisherigen Niveau „nicht mehr leisten können“, die gesetzliche Rente künftig kaum mehr als eine Grundsicherung, eine Basisrente, sein könne. Tief greifende Einschnitte ins Rentenrecht wurden inzwischen beschlossen und als „alternativlos“ bezeichnet – alternativlos, das klingt aber geradezu wie eine Entmündigung der Bürger.

2001 wurde eine als Jahrhundertreform gepriesene Richtungsentscheidung in der Alterssicherungspolitik vorgenommen durch eine beträchtliche Reduzierung der gesetzlichen Rentenversicherung. Zum Teil soll an ihre Stelle eine staatlich geförderte, private kapitalmarktabhängige Vorsorge treten, um die bei der gesetzlichen Rente künftig immer größer werdende Lücke zu schließen.

Damals war von negativen Folgen dieser Strategie – wie der Gefahr steigender Altersarmut – keine Rede. Im Gegenteil: Der damalige Bundesarbeitsminister Walter Riester erklärte: „Jede Rentnerin und jeder Rentner wird jetzt und in Zukunft mehr Rente erhalten als nach altem Recht“.

Diese 2001 eingeleitete Umbaustrategie wurde 2004 unter der heutigen Gesundheitsministerin Ulla Schmidt fortgeführt. Die damaligen Entscheidungen lösten kaum Kritik in den Medien und in der Öffentlichkeit aus; negative Wirkungen waren kein Thema. Es dominierte eine geradezu uniformierte positive Darstellung von Gründen und Wirkungen der politisch beschlossenen Maßnahmen.

Die dann unter Arbeitsminister Müntefering getroffene Entscheidung zur Anhebung des abschlagfreien Rentenalters („Rente mit 67“) führte nun allerdings zu Protesten von Gewerkschaften und Sozialverbänden, die von ihnen jedoch bei den zuvor getroffenen grundlegenden Entscheidungen kaum zu vernehmen waren.

Die neue Strategie in der Alterssicherungspolitik geht also zulasten der umlagefinanzierten gesetzlichen und zugunsten privater (einschließlich betrieblicher) kapitalmarktabhängiger Vorsorge und führt zu einer Verlagerung von Risiken und Verantwortlichkeiten vom Staat und den Arbeitgebern hin zu Arbeitnehmern bzw. privaten Haushalten. Nicht nur das, sie macht für lange Zeit Altersvorsorge sogar teurer. Dies war bereits 2001 zu erkennen, als ohne die dann beschlossenen Maßnahmen für das Jahr 2030 in der gesetzlichen Rentenversicherung ein Beitragssatz von 24 % errechnet wurde – je zur Hälfte von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu zahlen, während mit den Reformmaßnahmen der Beitragssatz zwar nur auf 22 % statt 24 % steigen soll. Doch zusätzlich wurde ein Beitrag zur Privatvorsorge von 4 % für erforderlich gehalten, um zu erreichen, dass in der gesetzlichen und privaten Alterssicherung zusammen etwa das bisherige Leistungsniveau der gesetzlichen Rentenversicherung möglich wird. Damit sind folglich Vorsorgebeiträge von dann 26 % und nicht 24 % erforderlich. Während sonst Arbeitnehmer und Arbeitgeber jeweils 12 % zu zahlen hätten, erhöht sich dies für Arbeitnehmer auf 15 %, für Arbeitgeber sind es dagegen nur 11 %. Die Bevölkerung soll sich soziale Sicherung also durchaus „leisten“, allerdings nun für lange Zeit zu einem höheren Preis. Finanziell entlastet werden dagegen insbesondere Arbeitgeber und Gewinner sind die Anbieter privater Altersvorsorge.

Insgesamt hat dies tief greifende Folgen: Denn wären die Maßnahmen, die stufenweise ihre Wirkung entfalten sollen, bereits heute voll wirksam, so wären Renten um ein Viertel niedriger, z. B. eine Nettorente von 1.000 € betrüge nur noch etwa 750 €.

Geht man davon aus, dass zur Armutsvermeidung die Grundsicherung ausreicht, dann benötigt ein Durchschnittsverdiener heute etwa 26 Beitragsjahre, um im Alter von 65 eine Rente in Höhe dieser „Armutsgrenze“ zu erhalten, 2030 sind es dagegen rd. 37 Beitragsjahre, also 37 Entgeltpunkte. Wer jedoch über den gesamten Versicherungsverlauf betrachtet unterdurchschnittlich verdiente – insbesondere bei Frauen ja keine Seltenheit –, wird noch länger Beiträge zu zahlen haben, um eine Rente gerade in Höhe der bedürftigkeitsgeprüften Grundsicherung zu erhalten – auf die ja ein Anspruch auch ohne jede Vorleistung besteht – z. B. bei einem Lohnniveau, das rund 20 % unter dem Durchschnitt liegt, müssten sogar 45 Jahre Beiträge gezahlt werden.

Zusätzlich zu den Folgen der bisher erwähnten generellen Reduktion des Leistungsniveaus in der Rentenversicherung kommt hinzu, dass viele Versicherte künftig weniger Rentenansprüche erwerben können, z. B. wegen geringerer Anrechnung von Ausbildungszeiten. Aber vor allem wirken sich Unterbrechungen der Erwerbstätigkeit, prekäre Arbeitsverhältnisse und niedrige Löhne aus. Während der Arbeitslosigkeit sinken die Rentenansprüche z. T. drastisch, insbesondere beim Bezug von Arbeitslosengeld II. Nach Beschlüssen der Großen Koalition zur Entlastung des Bundeshaushalts führt z. B. 5 Jahre Alg-II-Bezug nur noch zu einer Monatsrente von lediglich etwas über 10 €. Alg-II-Bezug kann also auch dann, wenn jemand vorher relativ gut verdiente, zu einem drastischen Einbruch bei der Rentenhöhe führen. Zudem werden immer mehr Rentner wegen vorzeitigem Rentenbezugs von Abschlägen von der vollen Rente betroffen. Was sich bislang an Folgen der Arbeitslosigkeit bei verringerten Rentenbeträgen zeigt, das ist jedoch erst die Spitze des Eisbergs – die Auswirkungen auf künftige Renten werden noch deutlicher werden.

Bei Arbeitslosigkeit ergeben sich nicht nur beträchtliche Einschnitte bei gesetzlichen Renten, sondern es werden auch keine Ansprüche auf Betriebsren-



ten erworben und in der Regel sind dann die finanziellen Möglichkeiten zur privaten Vorsorge höchst begrenzt. Durch all dies steigt die Gefahr von Altersarmut wieder an, während es bislang in der Bundesrepublik gelungen war, Altersarmut weitgehend zurückzudrängen, und zwar maßgeblich durch das Leistungsniveau der gesetzlichen Rentenversicherung.

Wenn in Zukunft für einen Großteil der Versicherten selbst nach langer Versicherungsdauer der durch Beiträge erzielbare Rentenanspruch in der gesetzlichen Rentenversicherung kaum spürbar über einer armutsvermeidenden Sozialhilfe bzw. Grundsicherung liegt, dann verliert die beitragsfinanzierte Rentenversicherung ihre Legitimation und Akzeptanz.

Von Einschnitten in der gesetzlichen Rentenversicherung sind übrigens diejenigen relativ am stärksten betroffen, deren Haushaltseinkommen zum großen Teil aus gesetzlichen Renten besteht. Das ist vielfach im unteren Einkommensbereich der Fall und vor allem auch in Ostdeutschland, wo private Vorsorge



Foto: Dieter Grundmann

Im Impulsreferat konzentrierte sich Prof. Winfried Schmähl auf Grundsatzfragen und längerfristige Entwicklung der sozialen Sicherungssysteme.

und Betriebsrenten noch auf längere Zeit nicht die Bedeutung wie in Westdeutschland erlangen werden.

Für einen Großteil der Bevölkerung wird die neue deutsche Alterssicherungspolitik einen Rückschritt darstellen, auch dann, wenn man die Förderung der Privatvorsorge berücksichtigt, denn die Förderung der Privatvorsorge, sprich Riester-Rente, setzt Sparfähigkeit voraus. Haushalte mit höherem Einkommen profitieren absolut gesehen besonders viel von der Förderung. Ähnliches gilt auch für die beitrags- und steuerfreie Umwandlung von Arbeitsentgelt in einen Betriebsrentenanspruch, den der Arbeitnehmer allerdings in der Regel selbst finanziert und nicht der Arbeitgeber. Diese Entgeltumwandlung wie auch die sogenannte Riester-Rente führen über die Rentenformel dazu, dass das Leistungsniveau der gesetzlichen Rentenversicherung reduziert wird, und zwar für alle, also auch für diejenigen, die nicht privat vorsorgen oder Entgelt umwandeln können. Im Zweifel ist zudem die Förderung mit vielen Mitnahmeeffekten verbunden, indem diejenigen, die sich Vorsorge leisten können, Geld in geförderte Formen umschichten. Die Förderung wird jedoch von allen Steuerzahlern z. B. über die Mehrwertsteuer bezahlt, auch von denjenigen, die nicht vorsorgen können.

Doch warum diese politisch gewollte Stärkung der kapitalmarktabhängigen privaten Alterssicherung? Angeblich sei diese dem Umlageverfahren der gesetzlichen Rentenversicherung in nahezu allen Aspekten überlegen. Die Umlagefinanzierung stelle in einer alternden Bevölkerung eine „tickende Zeitbombe“ dar, die nur durch private Vorsorge „entschärft“ werden könne. Vor allem sei dort die Rendite deutlich höher. Dass aber höhere Renditen auch etwas mit höheren Risiken zu tun haben, das macht die aktuelle Entwicklung überaus deutlich.

Was wir an ersten Folgen der Finanzmarktkrise sehen, das lässt an das Märchen „Des Kaisers neue Kleider“ denken: Nun sieht man, dass der Kaiser nackt ist.

Doch auch für das Gesundheitssystem wird kapitalmarktabhängige Vorsorge propagiert. So forderte jüngst der gesundheitspolitische Sprecher der FDP-Bun-

destagsfraktion trotz Finanzmarktkrise: „Man muss das Umlagesystem durch kapitalgedeckte Vorsorge ersetzen. Das hat die SPD mit der Riester-Rente doch vorbildlich gemacht. Das Gleiche brauchen wir in der Krankenversicherung. Erinnert sei daran, dass sich Bismarck Ende des 19. Jahrhunderts entschieden gegen die Absicherung sozialer Risiken auf privatwirtschaftlicher Basis und durch „Kapitalfundierung“ aussprach: „Man kann“, so Bismarck, „nicht den Sparpfennig der Armen dem Konkurs aussetzen, man kann auch nicht zugeben, dass ein Abzug von den Beiträgen als Dividende und zur Verzinsung von Aktien gezahlt würde [...]“.

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass es sich bei der jetzigen Alterssicherungspolitik nicht um eine durch den demografischen Wandel aufgezwungene, sondern um eine politisch gewollte Entscheidung handelt, die auch den ökonomischen Interessen einflussreicher Akteure entspricht.

Eine umfassend konzipierte Alterssicherungspolitik sollte sich allerdings nicht allein auf die privaten, betrieblichen und staatlichen Alterssicherungssysteme beschränken, sondern auch weitere Elemente berücksichtigen, die für die Lage im Alter wichtig sind. Dazu gehört – neben der Besteuerung – vor allem die Entwicklung in der Kranken- und der Pflegeversicherung. Je mehr dort die Beitragssätze steigen, das Leistungsniveau begrenzt, Zusatzbeiträge, Zuzahlungen und Praxisgebühren erforderlich werden, umso höher ist der Einkommensbedarf im Alter.

Der Einkommensbedarf dürfte gerade im höheren Alter nicht ab-, sondern eher zunehmen. Vermehrt sind persönliche Hilfeleistungen zu finanzieren wie auch Ausgaben bei gesundheitlichen Beeinträchtigungen, zumal dann, wenn das Leistungsniveau der gesetzlichen Systeme angesichts einer Deckelung des Beitragssatzes sinkt. Schon der Philosoph Schopenhauer betonte, man brauche im Alter Geld, „weil es den Ersatz für alle fehlenden Kräfte gibt.“

Demgegenüber besteht die Gefahr, dass trotz steigenden Einkommensbedarfs die Einkommen im Alter immer weiter hinter Preissteigerungen oder der allgemeinen Einkommensentwicklung zurückbleiben. Dazu tragen nicht nur

vom Gesetzgeber beschlossene Leistungsreduktionen und die Abkoppelung der gesetzlichen Rente von der Lohnentwicklung bei, sondern auch eine unzureichende Dynamisierung anderer Einkommen. Wenn z. B. private oder betriebliche Leistungen der Alterssicherung nicht oder kaum dynamisiert sind, so sinkt im Zeitablauf die Kaufkraft der Renten immer mehr, z. B. im Verlauf von 15 Jahren bei einer Inflationsrate von 2% pro Jahr bereits um ein Viertel. Die Dynamisierung der Leistungen ist ein wichtiger, aber vielfach nicht hinreichend beachteter Aspekt der Alterssicherungspolitik.

Für die gesetzliche Pflegeversicherung sind zwar Leistungsanhebungen, finanziert durch einen um 0,25 Prozentpunkte höheren Beitragssatz, beschlossen worden, doch kann damit der in der Pflegeversicherung bislang schon eingetretene Realwertverlust der Pflegeleistungen nicht kompensiert werden. Es bleibt also auch in Zukunft bei einer realen Leistungsminderung, selbst bei einer Dynamisierung der Leistungen, die ab 2014 in dreijährigem Abstand geprüft werden soll. Es besteht dann die Gefahr, dass im Zeitablauf die Sozialhilfeabhängigkeit gerade auch bei pflegebedürftigen Menschen wieder steigt.

Vorgeschlagen wird ein neuer Pflegebegriff, der sich nicht auf körperliche Defizite beschränkt, sondern umfassender ist und auch Bedürfnissen von Menschen z. B. mit Demenz Rechnung tragen soll. Allerdings ist unklar, ob und inwieweit damit auch eine Ausweitung des Finanzrahmens der Pflegeversicherung erfolgt oder nur eine mehr oder weniger kostenneutrale Umschichtung im Pflegeversicherungshaushalt. Dies – wie vor allem auch die langfristige Finanzierung der Pflege – harrt noch der Klärung.

Prävention und Rehabilitation sind wichtige Fragen, die in der Pflegeversicherung bislang eher unzulänglich berücksichtigt werden. So wie es in der Rentenversicherung heißt ‚Rehabilitation vor Rente‘, so sollte in der Pflegeversicherung das Motto sein: ‚Rehabilitation vor Pflege‘.

Im Gesundheitswesen stellen sich viele wichtige, aber zum Teil noch wenig beachtete Aufgaben, z. B. wie in ländlichen Gebieten mit alternder und schrumpfender Bevölkerung die Versorgung aufrechterhalten werden kann oder wie

die Bedürfnisse der wachsenden Zahl älterer Migranten, die nach der Erwerbsphase in Deutschland bleiben, zu berücksichtigen sind.

Noch einmal sei Schopenhauer zitiert: „Armut im Alter ist ein großes Unglück. Ist diese gebannt und die Gesundheit geblieben, so kann das Alter ein sehr erträglicher Teil des Lebens sein.“ Was sollte nun getan werden, damit dies auch erreicht wird? Dazu abschließend einige Stichworte.

Von zentraler Bedeutung ist, dass in der Rentenversicherung politisch möglichst bald umgesteuert wird, indem ein ausreichendes Leistungsniveau wieder maßgebendes Ziel wird und die Lohnbezogenheit der Rente bei ihrer Erstberechnung und während der Laufzeit wieder hergestellt wird. Lange darf man allerdings mit einer politischen Kurskorrektur nicht warten. Denn ist erst einmal das Leistungsniveau in der Rentenversicherung deutlich gesunken, so wird es kaum wieder anzuheben sein. Dem werden sich allerdings einflussreiche Interessengruppen widersetzen. Und ob die Politiker, die diesen „Paradigmenwechsel“ durchsetzen und/oder begrüßen, den Mut zu einer solchen Kurskorrektur haben, erscheint derzeit – noch – zweifelhaft, auch wenn die Bundeskanzlerin in ihrem Festvortrag auf dem diesjährigen Seniorentag sinngemäß sagte, die Rente solle über der Grundsicherung liegen. Soll das erreicht werden, so muss bald gehandelt werden. Aus der Finanzmarktkrise – so wird erklärt – will man Lehren ziehen; man sollte dies auch in der Sozialpolitik tun. Je deutlicher die negativen Folgen des politischen Handelns in der Öffentlichkeit thematisiert werden, umso eher steigen die Chancen für einen Wandel.

Ein erster Schritt wäre die Beseitigung der verschiedenen Bremsfaktoren in der gegenwärtigen Rentenformel, die zu der generellen Niveausenkung führen. Die Rentenformel ist inzwischen völlig intransparent geworden durch Riester-Faktor, Nachhaltigkeitsfaktor sowie verschiedene Nachholfaktoren, die im Zweifel in den kommenden Jahren zu allenfalls minimalen Rentenanpassungen führen dürften. Es ist höchste Zeit, dieses rententechnische Monster durch eine einfache, die Lohn- und Beitragssatzentwicklung berücksichtigende transparente Formel zu ersetzen, um den Lohnersatzcharakter der Rentenversicherung zu erhalten und zumindest für langjährig Versicherte ein Rentenniveau zu rea-

lisieren, das spürbar über einer armutsvermeidenden Grundsicherung liegt. Also wieder Dominanz der Leistungs- statt der Beitragsorientierung. Selbst wenn dafür ein etwas höherer Beitragssatz in der Rentenversicherung erforderlich wäre, so würde dennoch für die Bürger die Alterssicherung insgesamt nicht etwa teurer, sondern die gesamten Vorsorgeaufwendungen würden sogar niedriger als nach jetzigem Konzept, da bei gleichem Sicherungsniveau weniger private Alterssicherung erforderlich wäre, die ja zum Teil mit erheblichen Kosten verbunden ist. Private und betriebliche Alterssicherung sollten – wie in der Vergangenheit – die gesetzliche Rentenversicherung ergänzen, aber nicht – wie dies der jetzigen Politik entspricht – zum Teil ersetzen.

Im Interesse der Vermeidung von Altersarmut ist auch eine deutliche Erhöhung der nur noch minimalen Rentenbeiträge der Bundesagentur für Arbeit für Bezieher von Arbeitslosengeld II erforderlich, und zwar aus Steuermitteln. Erforderlich ist auch eine steuerliche Förderung der Weiterqualifizierung älterer Erwerbstätiger. Diese ist eine wichtige Voraussetzung zum Erhalt der Erwerbsfähigkeit, insbesondere dann, wenn ein längeres Verbleiben im Erwerbsleben angestrebt wird.

Die Veränderung und Flexibilisierung der Altersgrenzen wie auch die gerade in Ostdeutschland geforderte Angleichung der Rentenwerte zwischen West und Ost sollten nicht als isolierte Forderungen erhoben werden, sondern in ein Gesamtkonzept eingebettet sein, das vor allem das Erlangen eines ausreichenden Sicherungsniveaus zum Gegenstand hat.

Insgesamt könnten mit solchen Maßnahmen die Demontage der gesetzlichen Rentenversicherung gestoppt und eine Grundlage für Alterseinkommen geschaffen werden, mit denen man im Alter „in Würde“ leben kann – wie dies Barack Obama, der amerikanische Präsident, als eine Aufgabe des Staates betonte.

Die Erhöhung des Steueranteils in der Sozialversicherung gehört auch in der Kranken- und Pflegeversicherung auf die politische Tagesordnung, vor allem zur vollen Finanzierung familienpolitischer Leistungen. In der Krankenversicherung erfolgt inzwischen zumindest ein Einstieg.

Allerdings wird einer Erhöhung der Steuerfinanzierung u. a. entgegengehalten werden, dass dies angesichts der Belastungen des Bundeshaushalts nicht machbar sei. Doch angesichts der Milliarden, die u. a. an „systemrelevante“ Bankenflossen, sollte nicht vergessen werden, dass es vor allem die Menschen sind, die systemrelevant sind.

An klaren Zielen ausgerichtete politische Entscheidungen, die nicht kurzfristig orientiert sind, sich nicht danach richten, was gerade opportun erscheint oder von einflussreichen Gruppen gefordert wird, dies könnte mit dazu beitragen, dass die sozialen Sicherungssysteme den Bürgern wieder ein Gefühl von sozialer Sicherheit vermitteln. Leider wurde in den vergangenen Jahren vielfach gezielt das Vertrauen insbesondere in die umlagefinanzierte Sozialversicherung untergraben. Doch nicht in der demografischen Entwicklung und im Umlageverfahren ist eine „tickende Zeitbombe“ zu sehen – wie immer wieder behauptet wird, sondern Entscheidungen und Entwicklungen vergangener Jahre, deren Folgen – insbesondere in der Alterssicherung – immer deutlicher werden, stellen eine sozial- und gesellschaftspolitisch „tickende Zeitbombe“ dar. Hier gilt es, an den Ursachen anzusetzen und auch bereit zu sein, Fehlentwicklungen politischer Entscheidungen zu korrigieren im Interesse der Lebensbedingungen und der Lebenschancen aller „Generationen“.

### 2.5.3 Podiumsdiskussion

**Bernd Hilder:** Vielen Dank für die einleitenden, deutlichen Worte und Thesen, auch für die aus der Sicht mancher Parteienvertreter streitbaren Thesen.

Mir ist in Erinnerung geblieben, was der Philosoph Schopenhauer über das Alter gesagt hat, man braucht Geld, das ersetzt die schwindenden Kräfte in vielen Bereichen. Es scheint mir, dass es bei den Themen Rente, Gesundheit und Pflege, über die wir reden wollen, immer wieder um dieses Geld geht. Es geht nicht nur um die Finanzen, sondern auch um systemische Fragen. Was ist am Ende das beste, das günstigste System für die Betroffenen und die immer

größer werdende Zahl der Älteren? Und die Älteren sind auch die, die immer mehr Macht haben, wenn man sich die Wahlen vom letzten Wochenende anschaut. Ältere gehen in einem höheren Maß und mit mehr Begeisterung zu den Wahlen als Jüngere und damit wird diese größer werdende Bevölkerungsgruppe ein politischer Machtfaktor sein. Das werden wir hier zu diskutieren und zu berücksichtigen haben.

In der ersten Runde sollte jeder Diskussionsteilnehmer eine Situationsbeschreibung darüber geben, wie der Zustand der älteren Generation in Deutschland ist. Wie gerade gesagt wurde, die Altersarmut wird wieder größer und die gesetzliche Rentenversicherung ist in Gefahr. Prof. Schmähl hat ein Plädoyer abgegeben für die umlagefinanzierten Renten und bemängelt, dass die Vorsorgemöglichkeiten wie Riester-Renten ungerecht verteilt seien und am Ende nicht viel bringen. Es war damals eine rot-grüne Bundesregierung, die das alles eingeführt hat!

**Rolf Schwanitz:** Es ist deutlich, dass das Thema, worüber wir hier reden, die älter werdende Gesellschaft und die Konsequenzen, uns flächendeckend durch die sozialen Sicherungssysteme und darüber hinaus täglich bewegt. Es geht darum, die sozialen Sicherungssysteme neu auszurichten, damit wir in dieser Umstellungssituation mehr Solidarität bekommen und sich z. B. nicht nur die gesetzliche Krankenversicherung um die schweren Krankheitslasten und die Gesundheitsversorgung kümmern muss, sondern auch die privaten Versicherungen.

Ich werbe für diese Umstellung, wir sind in diesem Prozess. In der Tat sind die Problembeschreibungen richtig getroffen worden. Aber ich bin nicht einverstanden mit jedem Punkt der Analyse und nicht mit jedem Lösungsvorschlag, insbesondere nicht, dass die älter werdende Gesellschaft ein von der Politik erfundenes Problem sei.

Es gibt eine wunderbare Tradition des Bundespräsidenten. Jeder Bürger, der 100. Geburtstag hat, bekommt ein Glückwunschs Schreiben. Im Jahre 2008 waren es 5.480 Schreiben. Wenn er dies in den nächsten Jahren weitermachen will,

muss der Präsident ab dem Jahr 2025 44.000 Schreiben schicken. Das hat auch Konsequenzen, die ich übrigens in der Leipziger Erklärung der BAGSO schon in der Präambel erkennen kann mit der Betonung, dass wir Veränderung und Einstellen der sozialen Sicherungssysteme unter dem Stichwort Nachhaltigkeit brauchen. Das ist notwendig und das hat die Politik nicht erfunden.

**Bernd Hilder:** Frau Kipping, wie sehen Sie die Situation der Älteren?

**Katja Kipping:** Die älter werdende Gesellschaft ist sicherlich keine Erfindung der Politik, aber die Kürzungen, die in der Rentenversicherung vorgenommen werden, sind sehr wohl eine Erfindung der Politik. Die Kürzungen greifen erst nach und nach. Wenn die Kürzungen, die unter Rot-Grün beschlossen worden sind, sofort greifen würden, wäre eine Rente, die ursprünglich 1.000 € betrug, plötzlich nur noch 750 € wert. Das heißt, es hat eine massive Untergrabung der Rentenversicherung gegeben. Diese Kürzungen müssen rückgängig gemacht werden.

Noch ist Altersarmut kein Massenphänomen, aber bereits heute gibt es Menschen, die mit wenig Geld zurechtkommen müssen. Ich hatte neulich eine ältere Dame in der Sprechstunde, die 630 € Rente bekommt, und sie hat aufgliedert, wie viel Euro übrig bleiben pro Tag. Und davon muss sie auch noch die Praxisgebühr bezahlen. Man muss sagen, dass die älteren Menschen mehr belastet werden durch die Praxisgebühren und Zuzahlungen, da besteht deutlich Änderungsbedarf.

Wir reden über Altersarmut. Das ist einer der großen Irrtümer, dass man denkt, Rentenpolitik betrifft Menschen über 60 Jahre. Ich glaube, die wahre Herausforderung besteht für Menschen in meinem Alter und jüngere, denn Altersarmut wird ein Problem in der Zukunft werden. Wir haben die zentrale Zahl gehört, wer im Jahr 2030 eine Rente auf Sozialhilfeniveau haben will, muss rund 35 Jahre lang ein sozialversicherungspflichtiges Durchschnittseinkommen haben. Nun kann man sich ausrechnen, wer das Glück hat, 35 Jahre lang am Stück eine Arbeit zu haben und einen Durchschnittslohn zu bekommen! Es braucht eine Reform, dass wir mit der gesetzlichen Rente eine Mindestrente haben und kein Rentner und keine Rentnerin unter 800 € Rente erhalten.

**Bernd Hilder:** Frau Laurischk, das, was Prof. Schmähl gesagt hat, war nicht unbedingt Wasser auf die Mühlen der Liberalen. Sie würden lieber von Umlagefinanziert auf Kapitalgedeckt umsteigen. Und auch noch die generelle Frage: Wie sehen Sie die Situation der Älteren?

**Sybille Laurischk:** Der Deutsche Seniorentag steht unter dem Motto „Alter leben – Verantwortung übernehmen“. Die Verantwortung muss schon sehr viel früher übernommen werden. Mir macht Sorge, wie wir eine Verschuldungspolitik erleben, die die gesamte Gesellschaft tragen muss. Insofern gilt es, Möglichkeiten zu geben, Altersvorsorge aufzubauen in den Zeiten der Leistungsfähigkeit, wenn man jung und berufstätig ist. Sofern man das Glück hat, berufstätig zu sein, das ist nicht selbstverständlich, aber es sollte ein Ziel der Gesellschaft sein, dass man in jungen Jahren berufstätig sein kann und dann auch Altersvorsorge aufbauen kann.

Die Verschuldungsentwicklung wird große Probleme nach sich ziehen und die junge Generation zahlt diese Zeche. Das macht uns Sorge und das sollten wir bei der ganzen Diskussion nicht vergessen!

Wir haben als Liberale die Vorstellung, dass eine Rentenreform nur möglich ist, wenn eine Steuerreform vorausgegangen ist, sodass die Leistungsfähigen wieder Altersvorsorge nach eigenen Vorstellungen betreiben können. Derzeit ist es so, dass der normalen durchschnittlichen Familie nichts mehr bleibt, um Altersvorsorge zu betreiben, um eine eigene Verantwortung für die Lebens- und Altersplanung zu übernehmen. Wenn wir von „Verantwortung übernehmen“ sprechen als Motto dieses Seniorentages, müssen wir auch früher ansetzen.

Ich habe den Eindruck, das wird bei der Diskussion und beim Einführungsreferat etwas übersehen. Hier liegt ein wesentlicher Reformbedarf und darauf setzt die FDP. Steuerreform, damit etwas übrig bleibt für die eigene Vorsorge. Und dann ist natürlich der demografische Wandel nicht zu ignorieren. Wir haben keinen Geburtenüberschuss mehr und die Anstrengungen der Bundesfamilienministerin, umzusteuern und Anreize zu bieten, greifen nicht wirklich.

Wir haben eine absehbar immer älter werdende und in der Zahl der Älteren auch steigende Gesellschaftssituation. Und die Jüngeren werden wir nicht über kurz oder lang in der Zahl vergrößern können. Also müssen wir Zusatzanreize bieten.

Es ist nicht nur mit der Umlagefinanzierung leistbar, dass diejenigen, die sich anstrengen, auch tatsächlich im Alter eine angemessene Altersvorsorge haben können. Wir sagen ganz klar: Wer arbeitet, soll im Alter als Lohn dieser Anstrengung etwas mehr haben als diejenigen, die sich nicht so angestrengt haben. Leistung muss sich wieder lohnen.

Das ist etwas, was wir zum Ausdruck bringen und was meiner Ansicht nach vonseiten der Wählerschaft mit den aktuellen Wahlergebnissen honoriert wird.

Die Bereitschaft, sich anzustrengen, muss honoriert werden und auch im Rahmen von Renten und Altersvorsorge einen Niederschlag finden. Wir sind da nachdrücklich, wir fangen viel früher mit der Thematik an. Eine Steuerreform ist dringend notwendig, dann lassen sich die Leistungsbereitschaft und -fähigkeit neu strukturieren.

**Bernd Hilder:** Frau Stamm.

**Barbara Stamm:** Ich schrecke immer etwas auf, wenn ich höre, dass der Reformbedarf groß ist. Damit erweckt man den Eindruck, dass es in der Rentenversicherung in den zurückliegenden Jahren keine Reformen gab. Es hat enorme Reformen gegeben, die zulasten der Rentner gegangen sind. Und ausgerechnet für die Nachkriegsgeneration! Das will ich ausdrücklich sagen.

Man muss wissen, wir hatten eine bruttolohnbezogene Rente und wir haben sie zur nettolohnbezogenen Rente gemacht. Erhöhungen wurden ausgesetzt, das bedeutete, dass wiederholt Minus-Renten erfolgten, weil die Krankenversicherungsbeiträge angestiegen sind. Die Ausbildungszeiten wurden enorm verkürzt, das führte dazu, dass die Nettorente geringer geworden ist.

Die Lebensarbeitszeit der Frauen wurde auf das 65. Lebensjahr angehoben. Die Lebensarbeitszeit der Männer wurde ebenfalls vom 63. Lebensjahr auf das 65. Lebensjahr angehoben. Berufsunfähigkeitsrenten wurden erschwert.

Ich meine, die Nachkriegsgeneration hat ihren Beitrag, was Reformen in der Vergangenheit angeht, erbracht. Jeder von uns und Ihnen, der Enkel hat, weiß, was es bedeutet, in die Solidarität mit der jungen Generation zu gehen. Das fällt der älteren Generation, die Enkel hat, sehr viel leichter, als denen, die keine haben. Das hat auch mit dem Generationenvertrag zu tun. Wenn wir über Altersarmut sprechen, wird diese in Zukunft drastisch auftreten bei denen, die heute Beitragszahler sind. Diese Generation ist es, der wir uns bei zukünftigen Reformen widmen müssen. Es ist richtig, dass man sich auf Rentenerhöhung und auf eine Rentenformel verständigte. Für die Nachkriegsgeneration ist dies ein Stück Sicherheit. Es ist ein Unding zu meinen, dass man Rentenreformen rückgängig machen kann oder Lebensarbeitszeitverlängerungen rückgängig macht. Wenn wir den Generationenvertrag aufrechterhalten wollen, müssen wir jetzt an unsere Kinder und an deren Kinder denken. Das schließt nicht aus, dass es heute Altersarmut gibt, aber bitte vergessen wir nicht, dass sich auch heute schon Familien mit ihren Kindern in einer Armutsfalle befinden. Wer zukünftig eine Grundrente in Höhe von 800 € monatlich garantieren will, muss der jungen Generation sagen, wie das finanziert werden soll. Diese Generation hat ein Recht darauf dies zu erfahren. Eine zusätzliche Privatvorsorge wird nur funktionieren, wenn wir denjenigen, die privat vorsorgen, auch den Spielraum geben, um das bezahlen zu können! Deswegen brauchen wir Steuerreformen.

**Bernd Hilder:** Die heutige Generation ist die Generation „Melkkuh“, sie gibt viel ab, bekommt wenig zurück.

**Irmingard Schewe-Gerigk:** Sie haben nach der Situation der Älteren gefragt. Dazu muss ich zunächst sagen, es gibt nicht „die Älteren“ in unserer Gesellschaft. Es gibt auf der einen Seite die meist hochaltrigen, pflegebedürftigen Menschen, die gern zu Hause gepflegt werden möchten, die ein Leben in Würde brauchen und bei denen wir sagen, wir müssen die Situation in Hospizen und Einrichtungen verbessern. Dann gibt es die „fitten Alten“, die finanziell

abgesichert sind, die Urlaube machen und sich an Seniorenuniversitäten weiterbilden, die für ihre Enkel sorgen und etwas weitergeben. Dann wiederum gibt es Ältere, die wenig Einkommen haben, aber ein Recht darauf haben, Grundsicherung zu bekommen, aber darauf verzichten. Da gibt es eine verschämte Armut. Und darum hatten wir, die GRÜNEN, die Grundsicherung so konstruiert, dass der Rückgriff nicht auf die Kinder gemacht wird, sodass sie auch stärker in Anspruch genommen werden kann. Und es gibt Menschen, die ein Leben lang in die Rentenkasse eingezahlt haben und feststellen, das reicht nicht. Hier ist die Politik gefragt. Sie muss den Menschen, die lange gearbeitet haben und dem Arbeitsmarkt zur Verfügung standen, aber keinen Arbeitsplatz bekommen haben, eine Rente garantieren. Wir GRÜNEN haben ein Rentenkonzept, das geringe Beiträge aufwertet, sodass die Rentner mehr haben als die Grundsicherung. Und was wir machen müssen, da wir hier in Leipzig sind, das sind gleichwertige Lebensbedingungen. Die Arbeit, die jemand im Westen und Osten geleistet hat, muss sich gleich auswirken auf die Rente. Wir brauchen sehr schnell eine Rentenangleichung Ost-West.

Es wird nicht so sein, dass die Aufwertung um 18 % an alle weitergezahlt werden kann, weil es inzwischen viele Berufsgruppen gibt, in denen der Verdienst im Osten und Westen gleich ist. Das muss man mit viel Sachverstand machen. Wichtig wird dabei sein, dass unabhängig vom Wohnort im Osten oder im Westen diejenigen, die wenig gearbeitet haben oder erwerbslos waren, sehr viel stärker unterstützt werden. Das kann die Beitragskasse nicht leisten, das muss – und da bin ich mit Herrn Schmähl einer Meinung – aus Steuermitteln finanziert werden, damit jeder auch im Alter ein Leben in Würde haben kann.

Wenn ich sehe, wie reich eigentlich unser Land ist, wenn man es vergleicht mit anderen Ländern, frage ich mich, warum leisten wir uns Altersarmut und warum leisten wir uns Armut von Kindern. Hier sind wir alle gefragt und die Politik muss darauf Antwort geben.

**Bernd Hilder:** Wir haben natürlich drei Themenkomplexe: Rente, Gesundheit und Pflege. Aber wir sollten noch bei der Rente bleiben. Das wurde auch in der ersten Runde betont. Frau Kipping möchte etwas zu Frau Stamm sagen.

**Katja Kipping:** Mich ärgert immer, wenn die jüngeren Generationen herhalten müssen dafür, dass man in der gesetzlichen Rentenversicherung Kürzungen vornimmt und dass das Ganze dann auch noch als Generationengerechtigkeit bezeichnet wird. Was passiert, wenn wir die Kürzungen der gesetzlichen Rentenversicherung nicht zurücknehmen? Dann steigt der Druck, privat vorzusorgen. Und privat heißt dann, man muss in Anlagen etc. investieren. Es gibt sichere Formen der Geldanlage, aber wie sicher private Anlagen und Finanzspekulation sind oder besser: wie unsicher das ist, erleben wir aktuell. Glaubt ernsthaft jemand, wenn man Geld anlegt und es einmal um den Globus gejagt wird, dass dann Mehrwert entsteht oder entsteht dabei nicht eher eine Finanzblase, die irgendwann platzt und die nächste Wirtschaftskrise auslöst?

Ein zweiter Punkt ist wichtig. Wir wollen fördern, wenn wir sagen, es soll mehr private Vorsorge geben. 13 Mrd. € jährlich sollen nach Plänen der Bundesregierung in die Förderung fließen. Ich finde, dieses Geld wäre besser angelegt als Bundeszuschuss in die gesetzliche Rentenversicherung, wenn sie eine Mindestrente einbaut, um Altersarmut zu verhindern.

Noch zur Generationengerechtigkeit. Es ist ein Irrtum zu denken, dass die Jüngeren profitieren, wenn die gesetzliche Rentenversicherung gekürzt wird und in die private Vorsorge geht. Egal ob Jung oder Alt, die private Vorsorge können sich nur die mit höherem Einkommen leisten. Insofern geht es nicht um Jung gegen Alt, sondern um diejenigen, die es sich leisten können gegen diejenigen, die so gerade über die Runden kommen.

**Bernd Hilder:** Trotzdem stellt sich die Frage nach den Finanzen. Ein ehemaliger für die Rente zuständiger Minister, Norbert Blüm, hat den berühmten Satz gesagt: Die Rente ist sicher. Dafür ist er lange gescholten worden. Inzwischen erlebt er eine kleine Renaissance.

Ich will ein paar nackte Zahlen nennen. In normalen Jahren hat der Bundeshaushalt 260 Mrd. € Volumen. Davon gehen 40 Mrd. € in die Schuldentilgung, 40 Mrd. € in Hartz-IV-Leistungen und 80 Mrd. € sind Zuschüsse in das Rentensystem.

Da stellt sich mir als Mitglied der Generation „Melkkuh“, die einzahlen muss und nicht weiß, was sie später bekommt, die Frage, wie ist das finanzierbar, ist es überhaupt noch lange finanzierbar?

**Rolf Schwanitz:** Ich finde es richtig, dass Sie die Zahlen so darstellen, weil es deutlich macht, dass wir bei der Rentenfinanzierung schon längst eine gemischte Finanzierungssituation haben. Wir haben nicht nur den klassischen Generationenvertrag, bei dem die Arbeitnehmergeneration für die jetzigen Rentner Beiträge in die Rentenkasse gibt und Anwartschaften erwirbt. Wir haben neben der privaten Vorsorge ein großes Element aus der Steuerkasse. Es geht um die 30 % der Rentenversicherung, die aus Steuergeld in die Rentenkasse fließt. In den neuen Bundesländern sind wir aufgrund der Arbeitslosigkeit höhergradig abhängig von diesem Bundeszuschuss aus Steuergeld. Ich sehe auch bei der Riester-Rente niemanden, der diesen Schritt zurücknehmen will. Ich habe übrigens den Eindruck, dass neben anfänglichen Startschwierigkeiten dieses in der Tat eine Vorsorge ist, die im Wachsen begriffen ist. Wir müssen mehr darüber reden, auch gegenüber einer Generation im Blick auf ihre Lebenssituation, die vielleicht erst nach 20, 30, 40 Jahren eintritt, und möchten dies verbinden mit einer privaten Vorsorgekomponente, die übrigens der Staat in der Förderung so aufgestellt hat, dass die stärkste Förderung dort einsetzt, wo die niedrigsten Eigenbeiträge geleistet werden.

Da ist natürlich eine soziale Komponente in der Förderung. Es sind bisher über 12 Millionen Verträge abgeschlossen worden. Das ist eine Zahl, die ein klares Signal dafür ist, dass das Instrument angenommen wird und auch greift. Die Sensibilität für die künftige Generation ist vorhanden. Ich glaube, dass man deswegen jenseits von Wahlsagen, über die man sich freut, den Blick nicht verstellen darf. Das Instrument wird bleiben, aber ich glaube, dass wir trotzdem Regelungsbedarf haben. Die Ost-West-Angleichung ist ein Thema, das von allen Parteien auf die Fahne geschrieben wird. Ich sage hierzu, dass auch das ein Generationenproblem in sich birgt. Denn die besondere rentenrechtliche Situation des Ostens kennt nicht nur aufgrund der Lohnunterschiede zwischen Ost und West die niedrigere Rentenhöhe im Osten, sondern das besondere Rentenrecht Ost kennt auch die Aufwertung der Rentenanwartschaften für

die jetzige Arbeitergeneration. Man war im Einigungsvertrag der Auffassung, wenn die dann Rentner sind, dann soll die Aufwertung verhindern, dass sie die niedrigen Löhne lebenslang auch an den niedrigeren Renten spüren sollen. Wir müssen bei der Angleichung aufpassen, dass das, was wir machen, nicht die junge Generation negativ trifft. Das wird nochmal ein schwieriger Akt in der nächsten Legislaturperiode werden.

**Katja Kipping:** Herr Schwanitz, streuen Sie den Leuten nicht Sand in die Augen, wenn Sie sagen, die Ost-West-Frage steht, das heißt, die Angleichung des Rentenwerts-Ost an den Rentenwert-West?

Ich will nur in Erinnerung rufen, dass es verschiedene Anträge gab. Auch meine Fraktion hat einen Antrag eingebracht im Bundestag, den Rentenwert-Ost anzugleichen an den des Westens innerhalb von fünf Jahren, und die SPD hat all diese Anträge abgelehnt.

Das muss man an dieser Stelle auch sagen. Wir haben vor kurzem eine Anfrage eingebracht, was die Bundesregierung gedenkt zu tun, und da hat die Bundesregierung geantwortet, man prüft es noch sehr gründlich. Ich möchte Sie daran erinnern, Sie prüfen nun schon 19 Jahre lang.

**Barbara Stamm:** Zu der Prüfzeit von 19 Jahren möchte ich anmerken, ich glaube schon, der Staatssekretär hat es ja auch angesprochen, dass es sorgsam überprüft werden muss, weil alles, was wir jetzt an Veränderungen im System vornehmen, nicht die heutige Generation trifft, sondern die zukünftige, die eine hohe Beitragsleistung erbringen müssen. Die Zahlen sind genannt worden, was vom Steuersäckel schon jetzt in die Rentenversicherung bezahlt wird. Wenn man an weitere Überlegungen herangeht, dann wird man sicher einiges bereinigen müssen, das muss man sorgfältig tun, vor allem im Hinblick auf die jüngere Generation.

Vergessen wir bitte auch nicht die großartige Leistung von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern nach der Wiedervereinigung in der Zusammenführung der Rente in Ost und West.



Nochmals zur Grundrente zurückkommend muss ich ausdrücklich betonen, dass die Alterssicherung in der Zukunft auch immer an einer Erwerbstätigkeit festgemacht werden muss. Und wenn die Versicherungszeiten nicht ausreichen ein Existenzminimum zu garantieren, ist es Aufgabe der Politik, die entsprechenden Voraussetzungen dafür zu schaffen.

Und jetzt sage ich etwas zur Riester-Rente als CSU-Mitglied. Ich wüsste nichts, was ich derzeit an der Riester-Rente aussetzen sollte. Sie hat bestens abgeschnitten, auch was das Vertrauen angeht. Es ist nachgebessert worden, vor allen Dingen, was die geringen Einkommen anbelangt und bei Familien mit Kindern. Wenn jemand privat vorsorgt, muss er mehr Angst haben, dass der Staat wieder zugreift, wie z. B. beim Arbeitslosengeld II. Da sollten alle Politiker einen Eid schwören. Wenn Menschen private Vorsorge betreiben, hat der Staat hier nicht mehr zuzugreifen. Hände weg von der privaten Vorsorge!

**Irmingard Schewe-Gerigk:** Zu Frau Kipping zunächst: Sie haben gerade über Ihren Antrag gesprochen, haben aber verschwiegen, was Sie dort regeln wollen. Wenn das durchgesetzt worden wäre, dann hätten wir neue Mauern gebaut, nämlich in den Köpfen der Menschen. Sie wollten, dass die Hochwertung Ost-West auch für die Bereiche gilt, in denen gleiche Löhne und gleiche Gehälter gezahlt werden. Ich bin auf der Herfahrt mit einem Professor aus Halle im Zugabteil gewesen. Der bekommt eine Hochwertung von 18 %, obwohl er das Gleiche verdient hat wie ein Professor in Bochum. Das können die Menschen, die im Westen leben, auch nicht akzeptieren. Das darf doch dann nicht zu einer Besserstellung führen und deshalb haben wir diesen Antrag abgelehnt.

Zur Riester-Rente möchte ich etwas sagen: Ich könnte es mir einfach machen. Ich habe 2001 diesem Vorhaben nicht zugestimmt mit der Begründung, die Rente wird reduziert auf die Alterssicherung, der Staat wird Ausfallbürge für die Wirtschaft, die nicht mehr paritätisch mitfinanzieren muss. Der Staat finanziert das über die Riester-Rente durch staatliche Förderung. Aber wenn ich jetzt sehe, dass 12 Millionen Menschen das abgeschlossen haben, finde ich es unverantwortlich, es wieder rückgängig zu machen. Und deshalb bin ich der

Meinung, wir müssen die Steuern prüfen, wo es Ungerechtigkeiten gibt und das entsprechend verbessern.

Noch eines zur Grundrente: Auch in der Partei ist lange darüber diskutiert worden. Im Moment zahlt der Bundesgesetzgeber 80 Mrd. € für die Renten, das ist ein Drittel des gesamten Bundeshaushalts. Käme dieser Beschluss mit einer Grundrente zwischen 800 und 1.000 € zustande, wären die Kosten des gesamten Bundeshaushalts dafür aufzubringen. Und wie viel Steuern müsste ein Mensch zahlen, damit wir so etwas überhaupt finanzieren könnten? Es hört sich alles immer wunderbar an, aber dann müssen wir auch die Antwort darauf geben, wieso wir den gesamten Bundeshaushalt nur noch für die Rente ausgeben wollen und nichts für Bildung und Forschung. Die Antwort sind sie uns schuldig.

**Sybille Laurischk:** Ich denke, es war sehr gut, dass Sie in Ihrem Statement gerade dargestellt haben, dass es um den Bundeshaushalt geht. Der Bundeshaushalt finanziert eben zu einem ganz erheblichen Anteil die Renten. Es ist nicht so, dass der Wohlstand dieses Landes an den Rentnern vorbeigeht, sondern wir es uns derzeit noch leisten können. Ich habe eben schon gesagt, wir als Liberale haben die große Sorge, dass dieser Wohlstand so nicht mehr erreicht werden kann, wenn wir nicht gesellschaftliche Reformen, insbesondere eine Steuerreform durchführen, dass diese Gesellschaft weiterhin leistungsbereit bleibt. Nur wenn das gelingt, ist auch ein Bundeshaushalt noch zu finanzieren, noch darstellbar. Das fällt ja nicht vom Himmel.

Wir müssen unser Augenmerk darauf richten, dass weiterhin Steuern gezahlt werden, und die Bereitschaft stärken, sich gesellschaftlich zu engagieren, arbeiten zu gehen, tatsächlich regelmäßig einen Beitrag für diese Gesellschaft zu leisten. Nur dann ist das auch haltbar, was derzeit schon geschieht und was in einem größeren Umfang von der kommenden und im Berufsleben stehenden Generation nicht mehr leistbar ist, nämlich die Rente zu finanzieren, wie sie finanziert wird. Weitere Umverteilungssysteme würden dazu führen, dass sich noch mehr Leute aus dieser Leistungsgesellschaft, die wir als Grundlage für unseren Wohlstand brauchen, verabschieden.

Ich erlebe jetzt schon, wie sich nicht nur die Ärzte umschaun, ob sie einen anderen Arbeitsplatz finden, nämlich im Ausland, sondern auch die Krankenschwestern, das Pflegepersonal. Die wissen, dass sie in Deutschland nicht mehr so viel verdienen, wie man braucht, um eine entsprechende Altersvorsorge zu betreiben.

Das sind doch die Phänomene, die uns aufrütteln müssen und uns sagen müssen, es geht nicht ums derzeitige Rentenniveau, sondern es geht um die Leistungsfähigkeit dieser Gesellschaft. Wenn wir den Menschen, die leistungsbereit sind und ihren beruflichen Alltag gestalten und ihre Leistung dort bringen, nicht eine Perspektive bieten, dann werden wir diesen Wohlstand der Gesellschaft nicht mehr halten können. Das ist meine große Sorge und deswegen brauchen wir Bereitschaft zur privaten Vorsorge. Übrigens halten wir die Ruster-Rente für durchaus gelungen.

Es ist ein komplexes Thema und eine ganz grundsätzliche Frage ist das Thema Bildung. Wer eine entsprechende Ausbildung genießt, hat auch Perspektiven, in die Berufstätigkeit zu gehen und tatsächlich die Leistung in die Gesellschaft zu tragen, von der ich jetzt schon mehrfach gesprochen habe. Wenn wir nicht in dieser Frage wettbewerbsfähiger im internationalen Rahmen werden, dann werden wir vor der Frage stehen: Wie können wir solche Bundeshaushalte überhaupt noch finanzieren? Wir haben es in allen Haushaltsdebatten sehr kritisiert, dass wir immer mehr in die Verschuldung gehen, und das sind die Belastungen für die zukünftigen Generationen. Das wollen wir nicht. Da sind wir sehr kritisch und da wird zu wenig hingeschaut in dieser Debatte.

**Bernd Hilder:** Ich habe noch zwei Fragen zum Thema Rente, bevor wir auf das Thema Gesundheit kommen. Wir sind hier auf einer Veranstaltung der BAGSO und die vertritt auch bestimmte Themen. Ich will einmal in die Runde fragen: Ist jemand dafür, dass jemand, der viel ehrenamtliche Tätigkeit leistet, Ansprüche in der Rentenversicherung erwirbt?

**Sybille Laurischk:** Also ich bin eine große Befürworterin des bürgerschaftlichen Engagements, das gerade für ältere Menschen eine Möglichkeit ist, nach

der Berufstätigkeit andere Aufgaben, die sie vielleicht während der Berufstätigkeit nicht interessiert haben, zu übernehmen

Hier wäre es sicherlich gut, wenn Anreize, tatsächlich in das bürgerschaftliche Engagement zu gehen, gegeben werden, die steuerlich in gewissem Umfang mittlerweile auch gemacht werden. Wenn es aber während der Berufstätigkeit oder in ganz jungen Jahren schon stattfindet, wäre es zu überlegen, ob wir es nicht weiter fördern wollen. Nur führt das zu einer weiteren Verschuldung. Das ist derzeit mit dem Bundeshaushalt kaum darstellbar. Dennoch bin ich persönlich auch eine große Befürworterin des sozialen Jahres, das direkt nach der Schulzeit für viele junge Leute eine Berufsorientierung sein kann. Da wird ein Grundstein für das bürgerschaftliche Engagement gelegt. Es wäre gut, hier mehr Anreize hinsichtlich der Altersvorsorge zu geben, dass ein Engagement in der Gesellschaft von den Jüngeren gelernt wird.

Sie sehen, Seniorenpolitik hat viel mit jungen Menschen zu tun, weil da der Anfang gemacht wird, dass sie überhaupt über das Alter nachdenken.

**Bernd Hilder:** Eine andere Frage ist: Man muss mit 65 zwar nicht aufhören zu arbeiten, aber man bekommt mit spätestens 65 seine Rente. Ist hier jemand dafür, diese berufliche Altersgrenze aufzuheben, dass man weiterarbeiten kann, um zusätzliche Anwartschaften in der gesetzlichen Versicherung zu erwerben?

**Irmingard Schewe-Gerigk:** Wir sind dafür, die Altersgrenzen aufzuheben, sie sind sehr häufig diskriminierend. Ich will nicht sagen, dass jeder Mensch bis 65 oder auch später bis 67 erwerbstätig sein kann. Aber es gibt durchaus Menschen, die gesund sind und die gern weiterarbeiten möchten. Die Altersgrenze für die Ärztinnen und Ärzte ist inzwischen aufgehoben worden. Das war sicherlich ein richtiger Schritt, aber dies geschah, weil Ärzte gerade in den ländlichen Gebieten fehlen. Es gibt viele gut ausgebildete Ärzte, die sich weiterbilden und die sagen, ich möchte weitermachen, und da sind diese starren Altersgrenzen überhaupt nicht zielführend. Deshalb haben wir gesagt, alle diskriminierenden Altersgrenzen müssen aufgehoben werden, damit Menschen, die das können und die das wollen, so lange weiterarbeiten können, wie sie das möchten

**Katja Kipping:** Zuerst lohnt es sich, die aktuelle Situation genauer zu analysieren. Wir müssen heute feststellen, dass nur 5 % aller Männer und 3 % aller Frauen im Alter von 64 überhaupt noch ein sozialversicherungspflichtiges Arbeitsverhältnis haben. Das heißt, der Wechsel in die Rente aus einer Vollzeitstelle passiert häufig viel eher. Vor diesem Hintergrund finde ich es problematisch, dass wir zukünftig nicht nur bis 65 arbeiten müssen, um abschlagsfrei in Rente gehen zu können, sondern bis 67. Es gibt Berufe, bei denen das sehr wohl angemessen und auch gut ist. Es gibt auch Berufe, bei denen das eine Belastung ist.

Ich bin dafür, dass es eine gewisse freie Wahl gibt, in welchem Alter man in die Rente geht, sowohl nach vorn als auch nach hinten. Perspektivisch glaube ich, dass man das Renteneintrittsalter – und zwar ein freiwilliges Renteneintrittsalter – auf 60 vorziehen kann und dass es dann keine Abschläge von der Rente gibt. Wir haben die Arbeitszeit verlängert bis 67 und gleichzeitig haben wir die Situation, dass jeder 2. Betrieb nicht mehr bereit ist, jemanden über 50 einzustellen. Gegen diese Diskriminierung von Älteren muss man etwas tun. Solange wir diese Situation haben, ist eine Verlängerung des Renteneintrittsalters vor allen Dingen eins, eine Kürzung der Rente. Die Menschen gehen eher in Rente und nehmen dafür Abschläge in Kauf.

**Rolf Schwanitz:** Die grundsätzliche Entscheidung der Verlängerung des Renteneintrittsalters ist getroffen. Was ich als zentrales Thema in den nächsten vier Jahren sehe, ist ein Einstieg in differenzierte Lösungen. Denn in der Tat ist es so, dass es Berufsgruppen gibt, bei denen das vorstellbar ist, und andere mit sehr starker psychischer oder physischer Beanspruchung. Wir brauchen flexible Regelungen, Altersteilzeitmodelle, Angebote.

Ich glaube übrigens, dass das Thema Ehrenamt, um den Begriff von vorhin noch einmal aufzugreifen, ein wichtiges Thema der nächsten vier Jahre sein wird. Ich will nicht prognostizieren, ob das die Frage der Rentenanwartschaften ist. Ich habe z. B. berechtigte Fragen vor mir, ob nicht das ehrenamtliche Engagement bei der Vermittlungsfähigkeit im SGB II stärker berücksichtigt werden muss, als das bisher der Fall ist. Hier uns mehr einzustellen auf Teilha-

bemöglichkeiten und ehrenamtliche Arbeit in den Sicherungssystemen, wird sicherlich ein wichtiges Thema in den nächsten vier Jahren sein.

**Barbara Stamm:** Ich denke, dass man in der Zukunft ein Stück mehr Flexibilität in die Rentenversicherung bringen kann, nicht in die Lebensarbeitszeit, die gesetzlich schon festgelegt ist, sondern dann, wenn Menschen sich dazu in der Lage fühlen und es möchten. Was das frühzeitige In-die-Rente-Gehen betrifft, glaube ich, da muss man differenziert werden. Ohne Abschläge halte ich es für sehr problematisch. Ich könnte mir gut vorstellen, dass man die Kinder ein bisschen stärker mit einbaut, dass man sagt, je nach Zahl der Kinder entsprechend weniger Abschläge oder gar keine Abschläge. Man kann auch ein ehrenamtliches Engagement einbauen bei der Berücksichtigung der Abschläge. Auch was die Versicherungsjahre betrifft, wenn jemand 40 oder 45 Jahre einbezahlt hat, warum soll er sich dann nicht erlauben können, mit 63 aufzuhören und keine Abschläge zu haben. Ich weiß natürlich, dass es bei den Fachleuten der Rentenversicherung nicht allzu gern gesehen wird. Aber ich denke, hier könnte die Politik Zeichen setzen.

**Irmingard Schewe-Gerigk:** Die Verlängerung des Renteneintrittsalters ist sicherlich überhaupt keine populäre Entscheidung, weil so getan wird, als würde es ab morgen gelten. Sie wissen, 2012 geht es los. 2029 ist es erreicht. Da kommt immer das Arbeitsmarktargument. Natürlich ist die Situation gerade in der Krise eine schwierige und wir müssen auch davon ausgehen, dass Arbeitsplätze gefährdet sind und Menschen entlassen werden, aber ich gehe doch nicht davon aus, dass im Jahre 2029, wenn wir viel weniger Erwerbspersonen haben, weil eben die Geburtenrate so niedrig ist, die Situation so ist wie heute. Das heißt, mit einem langsamen Anstieg der Lebensarbeitszeit können wir die Menschen in die Situation bringen, dass sie sich darauf einstellen. Dass sie das jetzt schon tun, ist spürbar. Als wir mit der Debatte anfangen, waren über 37 % der über 55-Jährigen noch beschäftigt. Das ist unglaublich wenig gewesen. Schaut man heute dahin, dann sieht man, dass es schon 51 % sind. D. h., die Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber haben sich darauf eingestellt, dass sie nicht genügend Junge nachbekommen und dass sie die Älteren, die in den Betrieben sind, auch entsprechend beschäftigen und ihnen Angebote machen

müssen für Weiterbildung, für Gesundheitsförderung. Sie haben kein anderes Personal. Die Wirtschaft muss sich darauf einstellen und sie ist gerade dabei, sich darauf einzustellen, und deshalb ist diese Situation, die Altersteilzeit zu verlängern und die Älteren wieder herauszudrängen, sicherlich ungeeignet und ist kontraproduktiv gegenüber der Erhöhung der Lebensarbeitszeit.

Wenn Menschen gesundheitlich eingeschränkt sind, dann brauchen wir Verbesserungen in der Erwerbsminderung. Es wird immer der Dachdecker angeführt, der mit 67 nicht mehr auf dem Dach steht. Der geht auch heute nicht mit 65 in Rente, der geht vielleicht mit 58 in Rente. Also hier haben wir doch ganz andere Möglichkeiten.

Wir haben als Grüne vorgeschlagen, das Modell der Teilrente sehr viel stärker zu stützen. Das gibt es schon jetzt. Das heißt, ein Mensch kann zur Hälfte erwerbstätig sein und zur anderen Hälfte kann er schon seine Rente bekommen. Das wird dann versicherungsmathematisch ausgerechnet. Das ist für Menschen, die sagen: Ich möchte weniger arbeiten und ich kann mir das auch leisten und deshalb verzichte ich auf die Hälfte meines Lohns und bekomme vorgezogen die Rente. Ich glaube, wir brauchen flexible Möglichkeiten, die Menschen in die Situation versetzen, im Alter existenzsichernd zu leben und trotzdem erwerbstätig zu sein, wenn sie die Möglichkeit haben.

**Sybille Laurischk:** Es ist eine verfehlte Politik gewesen, Menschen aus dem Beruf zu drängen und früh in die Rente zu schicken. Das haben wir mittlerweile begriffen. Dieses Projekt war Fehlanreiz und für ältere Menschen ein Stück weit beschämend. Mittlerweile sehen wir alle, dass wir immer weniger qualifizierten Nachwuchs finden. Da wirkt sich der demografische Wandel aus. Das hat durchaus den Vorteil für ältere Arbeitnehmer, dass sie mit ihrer Qualifikation deutlicher nachgefragt werden und im Betrieb gehalten werden! Andererseits gibt es Menschen, die nicht mehr so leistungsfähig sind, die es bis 67 voraussichtlich gar nicht schaffen können oder auch gar nicht wollen.

Wir als FDP schlagen einen flexiblen Renteneinstieg vor, das haben wir auch in den Bundestag eingebracht, und zwar mit der Vorgabe, wer 40 Jahre Beitrags-

zeit hat, frühestens aber ab 60, kann in die Rente gehen und kann nebenbei in eingeschränktem Rahmen weiter beschäftigt sein. Es ist zumindest eine Verdienstmöglichkeit und eine flexible Möglichkeit. Ich höre es mit Freude, wenn alle Kollegen sagen, wir brauchen flexiblere Möglichkeiten. Das ist sicherlich etwas, was als Aufgabe der Diskussion im Bundestag in der nächsten Legislaturperiode sein wird, hier wirklich maßgenau zu handeln und Strukturen zu finden.

**Bernd Hilder:** Ein wichtiges Thema und vielleicht sogar noch wichtiger als die Rente sind natürlich Gesundheit und Gesundheitspolitik. Ich fange mit Ihnen an, Frau Stamm: Es gibt einen Gesundheitsfonds und durch diesen Gesundheitsfonds ist es für fast alle, die gesetzlich versichert sind, teurer geworden. Gleichzeitig schreien die Krankenkassen nach noch mehr Geld, weil es nicht ausreicht. Sie spreche ich als Erste an, weil die CSU gegen diesen Gesundheitsfonds gewesen ist.

**Barbara Stamm:** Ich bin in der Politik immer für ein Stück Redlichkeit. Wir haben zunächst einmal als CSU dem Gesundheitsfonds zugestimmt. Nun ist die Frage: Ist genügend Geld im System oder ist nicht genügend Geld im System. Ich muss nicht gegen einen Gesundheitsfonds sein, sondern die Frage ist: Reicht es aus oder reicht es nicht aus. Wenn es darum geht, wie wir unsere sozialen Sicherungssysteme besser steuerfinanziert unterstützen können, da muss ich sagen, wir haben in der gesetzlichen Krankenversicherung gerade, was die beitragsfreien Kinder angeht, ein großes Stück familienpolitischer Leistungen geschaffen. Ich meine, dass die Familienpolitik eine Leistung ist, die die Gesamtgesellschaft erbringen soll. Da müssten die Steuermittel schneller fließen für die beitragsfreien Kinder. Der Gesundheitsfonds scheidet sich nicht an der Frage, ob er jetzt weg muss oder nicht, sondern die Frage ist: Ist genügend Geld im System.

Was mir als Sozialpolitikerin Sorge macht, ist, dass wir zunehmend mehr zur Zwei-Klassen-Medizin kommen. Ich würde mir ein Stück mehr Ehrlichkeit von uns, die wir in der politischen Verantwortung sind, erwarten, dass wir gerade zu den älteren Menschen sagen: Könnt ihr am medizinischen Fortschritt

teilnehmen oder nicht? Der medizinische Fortschritt steigt weiter an und das ist auch unsere Chance für das Alter, wenn Krankheiten bewältigt werden können, was in früheren Jahren nicht möglich war.

Wenn ich nur an unsere Schlaganfallpatienten denke. Wir haben große Herausforderungen, wie wir den Demenzbereich angehen in der Zukunft. Die Würde des Menschen spielt eine ganz entscheidende Rolle. Da müssen wir die Karten offenlegen und sagen: Was ist noch möglich in diesem System? Können wir wirklich sagen, wer krank ist, hat die Unterstützung? Ist es noch drin? Auch der medizinische Fortschritt? Oder müssen wir sagen: mehr Eigenleistung der Betroffenen?

Dann müssen wir klar bekennen, was Eigenleistung ist und was nicht. Das ist die Herausforderung der Zeit. Wir sollten uns nicht daran aufhalten Gesundheitsfonds ja oder nein, sondern gibt das System genügend Geld, damit wir nicht zunehmend in eine Zwei-Klassen-Medizin kommen.

**Bernd Hilder:** Herr Schwanitz, und damit auch diese Frage an die Runde: Es gibt Länder, z. B. Großbritannien, wo Patienten jahrelang auf eine Hüftoperation warten müssen und sie in höherem Alter womöglich gar nicht mehr bekommen. Seit einigen Jahren ist auch in Deutschland festzustellen, dass Kassenpatienten beim Augenarzt oft zwei bis drei Monate auf einen Termin warten müssen. Das ist nicht nur bei den Augenärzten so, auch bei anderen. Das ist etwas, was man früher nicht kannte. Dahinter steht die Sorge, werde ich, gerade wenn ich älter bin, mit allem versorgt, was zur Verfügung steht, kann ich mir das leisten und werde ich in einer akzeptablen Frist behandelt.

**Rolf Schwanitz:** Ich nehme interessiert zur Kenntnis, dass nach den neuen Fondsbedingungen, wenn die Kassen viel weniger im Wettbewerb des Beitragsatzes stehen, Versorgungsfragen eine viel größere Rolle spielen. Die Kassen bieten z. B. zunehmend das Serviceangebot, den Versicherten in kurzer Zeit einen Facharzt-Termin zu ermöglichen. Das halte ich für ein wichtiges Leistungsangebot von Krankenkassen, das ich sehr empfehle, mit in den Wettbewerb zu tragen, weil lange Wartezeiten und regionale ungleiche Verteilungen

von Ärztestrukturen Missstände sind. Ich hoffe, dass wir mit dem Wettbewerb und mit anderen rechtlichen Regelungen hier weiterkommen. Ich will ausdrücklich anerkennen, Frau Stamm, was Sie zu dem Fonds gesagt haben. Das ist etwas differenzierter und anders, als sich der bayerische Gesundheitsminister in der Regel zum Gesundheitsfonds äußert. Ich will erinnern, was vor diesem Gesundheitsfonds die Geschäftsgrundlage war. Durch den Gesundheitsfonds haben wir die Situation, dass es einen vollständigen Ausgleich zwischen der wirtschaftlichen Leistungskraft, der Lohnhöhe, der Einkommenssituation in den Regionen und in den Kassen gibt.

Wir hatten früher die Situation, dass die größeren Versorgerkassen die Älteren versichern mussten und die schweren gesundheitlichen Risiken solidarisch versichert haben, und die schlanken, kleinen Betriebskrankenkassen im Wettbewerb um die jungen, gesunden Versicherten mit den hohen Löhnen standen. Wir hatten eine Unwucht zwischen den Regionen und zwischen den Kassen im System. Mit dem Gesundheitsfonds haben wir eine andere Situation. Gerade in dieser wirtschaftlichen Krise, in der wir jetzt stecken, in der die Arbeitslosigkeit nach oben schnell, in der wir infolgedessen Einnahmeeinbrüche hätten, hilft der Fonds. Ich behaupte, dass die Beitragssätze, die die Versorgerkassen jetzt auflegen müssten, ohne den Fonds ganz exorbitant wären. Die Kassen haben eine Einnahmegarantie durch den Fonds. Es gibt die Refinanzierungsfrage in 2011, aber auch eine Garantie in der Krise, dass die Kassen finanziert werden. Dies wird gesichert, in Defizitsituationen durch ein staatliches Darlehen. Das ist das neue Recht und das ist etwas, was uns jetzt enorm hilft.

**Bernd Hilder:** Herr Schwanitz, an dieser Stelle will ich noch einmal nachfragen: Dieser Fonds wird heftig kritisiert. Es gibt den Vorwurf, das sei ein bürokratisches, staatssozialistisches Monster, bei dem der Wettbewerb nicht gefördert, sondern abgeschafft wird. Ihre Ministerin und Sie sagen, es gibt mehr Wettbewerb, aber erklären Sie doch, was ist denn das Ziel? Es gibt den Vorwurf, dass das Gesundheitsministerium am liebsten nur eine Kasse hätte oder zwei oder drei, dass es immer weniger werden sollen und dass man am liebsten private Krankenkassen in der heutigen Form gar nicht mehr hätte. Wohin soll die Reise gehen?

**Rolf Schwanitz:** Zunächst einmal zum Wort von dem bürokratischen Monster: nichts läuft so wunderbar, auch medial, wie ein solcher Begriff. Der Fonds wird organisiert beim Bundesversicherungsamt in einer kleinen Struktur von Mitarbeitern, die in der Vergangenheit schon mit dem Solidarausgleich zwischen den Kassen befasst waren. Da ist nichts bürokratisch Neues entstanden. Wir haben auch die schlimmsten Prophezeiungen gehabt nach dem Motto, das bricht alles zusammen, wenn der Fonds startet. Es ist ein stabiles Hineingehen in die neue Situation geworden. Die Kassen haben ihn bis zum Schluss bekämpft, weil sie die Beitragsautonomie durch den bundeseinheitlichen Beitragssatz verloren haben, aber ich sage noch einmal, gerade in dieser Situation: Wenn wir den Fonds nicht hätten, hätten wir eine Diskussion über einen solidarischen Schutzschirm für gesetzliche Krankenkassen in Deutschland in dieser wirtschaftlichen Situation.

Wohin muss die Reise gehen? Ich will das klar sagen: Ich bin der festen Überzeugung, dass die Belastungsgrenze der Versicherten erreicht ist. Die Vorstellung, man könnte Ähnliches machen, wie es die FDP thematisiert, wie wir das bei der Rentenversicherung haben, also ein Element ausgliedern und durch den Kapitalmarkt finanzieren. Dies halte ich persönlich für völlig abwegig, unrealistisch und auch nicht wünschenswert. Wenn eine Botschaft aus dieser Wirtschafts- und Finanzkrise erwächst, dann die, dass das Prinzip Menschen für Menschen sich bestätigt hat. Wir wären heute in einer ganz anderen Situation, wenn wir solche Fonds-Systeme am freien Markt etabliert hätten. Davon müssen wir die Finger lassen. Auch halte ich die Grenze für erreicht, was die Zuzahlungen und die Eigenbeteiligungen betrifft. All das ist in der Belastungssituation, die wir momentan haben, nicht weiter ausdehnbar.

Wir müssen zur Verbreiterung der Einnahmekreise kommen. Die Sozialdemokraten treten an mit dem Modell der Bürgerversicherung. Wir glauben, dass man in diese Solidargemeinschaft nicht nur die Arbeitnehmer und die Arbeitgeber, sondern auch diejenigen außerhalb der gesetzlichen Krankenversicherung mit hineinnehmen muss. Die Solidarität gebietet, dass man dies erweitert auf den gesamten Bevölkerungskreis, und das wird zu einer finanziellen Stabilität in diesem System beitragen.

**Irmingard Schewe-Gerigk:** Wenn man Herrn Schwanitz aufmerksam zugehört hat, hat er eigentlich gesagt, dass der Fonds kein Zukunftsmodell ist. Das ist er in der Tat nicht. Schon jetzt fangen die Kassen an, Leistungen einzuschränken, z. B. in der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Es wird einen ganz starken Druck geben, sodass sich dieses Modell nicht sehr lange halten können. Ich glaube, dass es wichtig ist, wenn wir die Menschen in den Mittelpunkt stellen und sehen, dass relativ viel Geld im System ist, die Menschen aber in Deutschland, wenn man das europaweit vergleicht, nicht gesünder sind als in anderen Ländern, wo weniger Geld im System ist. Wir brauchen viel mehr Zusammenarbeit zwischen den Krankenhäusern, den niedergelassenen Ärzten, der Prävention, sodass da etwas gebündelt werden kann und wir das Geld, das zur Verfügung steht, sehr viel effektiver ausgeben können. Das ist heute noch nicht der Fall. Bei den Zuzahlungen, da bin ich mit Ihnen einer Meinung, ist die Grenze erreicht, gerade für ältere Menschen, die wenig Rente haben. Die können nicht weitere Zuzahlungen und Eigenleistungen auf sich nehmen. Wir sind dafür, dass das wieder abgeschafft wird.

Um das System zu stärken, haben wir Vorschläge gemacht, eine Bürgerversicherung auch für das Gesundheitswesen zu schaffen. Die Krankenversicherung ist eine Risikoversicherung. Ich kann mir nicht aussuchen, ob ich krank werde und welche Krankheit ich habe und mit wie viel Geld sie behandelt werden muss. Darum müssen sich alle in der Gesellschaft daran solidarisch beteiligen. Wir wissen, dass es viele Menschen gibt, die ein kleines Erwerbseinkommen, aber hohe Zinsen und Vermögen haben. Deshalb möchten wir, dass die Menschen auch mit ihren anderen Einkünften daran beteiligt werden, damit wir ein stabiles System haben. Ein einziges System für alle.

**Katja Kipping:** Wenn ich nachtragend wäre, würde ich daran erinnern, dass SPD und Grüne sieben Jahre Zeit hatten, eine Bürgerversicherung einzuführen, und dies nicht getan haben. Da ich aber nicht nachtragend bin, freue ich mich sehr, dass Sie jetzt endlich auch für die Bürgerversicherung sind. Ich bin als Linke ganz bei Ihnen, bei der Überzeugung, dass dieses Zwei-Klassen-System nicht tragbar ist. Mir konnte bisher niemand erklären, warum es effizienter und im Sinne der Patienten ist, wenn wir viele verschiedene Krankenkassen haben

und jedesmal der „Wasserkopf“ bezahlt werden muss. Das verursacht auch unnötige Kosten und ist nicht hinnehmbar. Wir brauchen eine Bürgerversicherung, in die alle einzahlen entsprechend ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit. Und wir schlagen vor, die Beitragsbemessungsgrenze deutlich anzuheben und perspektivisch abzuschaffen.

Ein Wort zur Kollegin von der CSU: Was für mich logisch nicht zusammenpasst, ist, wenn Sie einerseits gegen das Zwei-Klassen-System wettern und andererseits mehr Eigenleistungen fordern. Die Eigenleistung heißt doch konkret, man muss es sich leisten können, für die Leistungen zu bezahlen, und das ist nichts anderes als ein Zwei-Klassen-System.

**Barbara Stamm:** Zunächst möchte ich ganz klar sagen, dass ich nicht für die Abschaffung der privaten Krankenversicherungen bin, weil ich der Auffassung bin, es ist ein Irrtum, dass es dem System besser geht, wenn mehr Menschen in ein System einzahlen. Wenn mehr Menschen einbezahlen, werden auch mittel- und langfristig mehr Leistungen entstehen vor allem aufgrund der erfreulicherweise noch steigenden Lebenserwartung.

**Katja Kipping:** Bei der Krankenkasse nur, wenn man krank wird.

**Barbara Stamm:** Wer sich mit Menschen unterhält, die in einer privaten Krankenkasse sind und keine Beihilfe haben, also nicht im öffentlichen Dienst sind, der wird staunen, wie hoch der Beitrag in die private Krankenversicherung mittlerweile geworden ist. Ich rede nicht von denen, die Beihilfe bekommen im öffentlichen Dienst, sondern ich rede von denen, die von dem, was die private Krankenversicherung an Leistung fordert, überfordert sind. Wenn Sie sagen, Frau Kipping, ich habe mir widersprochen, muss ich verdeutlichen, ich bin mit Ihnen der Meinung, die Grenze der Zuzahlungen ist erreicht.

Sie sagen, die Zuzahlungen müssen weg, aber dann muss ich fragen, wie wir den Menschen etwas garantieren wollen, welche Möglichkeiten sie im System der gesetzlichen Krankenversicherung haben, wenn sie ernsthaft krank sind. Was wird ihnen gewährt oder nicht?

Wir haben im Eingangsreferat gehört: Rehabilitation geht vor Pflege. Wie gehen heute manche Krankenversicherungen mit diesem Auftrag um? Schauen wir uns einmal Bescheide der gesetzlichen Krankenversicherung in punkto Hilfsmittel an. Gerade bei älteren Menschen, wird oft Ablehnung ausgesprochen in der Hoffnung, dass kein Widerspruch erfolgt. Wenn wir meinen, die Zuzahlungen sind zu viel oder sie müssen sogar weg, dann müssen wir, wie ich heute schon an anderer Stelle ausgeführt habe, sagen, wie wir allen in der gesetzlichen Krankenversicherung beheimateten den medizinischen Fortschritt ermöglichen können. Im Klartext gesprochen; ich möchte, dass einem 80-jährigen kranken Menschen der medizinische Fortschritt in einer schweren Erkrankung, wenn es der Arzt medizinisch und ethisch für vertretbar hält, garantiert ist. Dann darf doch die Frage erlaubt sein, ob ich auf der andern Seite nicht bereit bin, bei bestimmten Leistungen der gesetzlichen Krankenversicherung eine sozialverträgliche Eigenleistung zu erbringen. Deshalb bei dieser Frage Fazit für mich: schwerstkranken Menschen muss der medizinische Fortschritt auch in der Zukunft garantiert sein.

**Sybille Laurischk:** Es mag überraschen, aber ich bin immer noch Mitglied einer gesetzlichen Krankenkasse. Ich möchte gerade, wenn ich mich im internationalen Feld mit Freunden und Bekannten austausche, auch weiterhin für Deutschland eine gute Krankenversorgung reklamieren können. Das ist etwas, worum uns viele Menschen in anderen Ländern beneiden, weil sie nicht annähernd eine solche Versorgung gewohnt sind. Ich denke, dass wir mittlerweile etwas völlig aus den Augen verloren haben, was wichtig ist. Wenn zu mir als Anwältin jemand kommt und einen Beratungsbedarf hat, dann fragen die Leute zuerst, was das kostet. Wenn ich zum Arzt gehe, stelle ich diese Frage grundsätzlich nicht.

Ich glaube, es ist unverzichtbar, dass wir uns mehr darüber klar werden, dass unsere gute Gesundheitsversorgung etwas kostet. Aus diesem Grund sagt die FDP, wir müssen über Kosten nachdenken dürfen, und es soll angemessen sein, sich die Krankenkasse auszusuchen, die dann die Leistung bringt, die man sich wünscht.

Wir sagen auch, wer die Krankenversicherung nicht tragen kann, soll sie steuerfinanziert bezahlt bekommen, sodass eine Grundversorgung sichergestellt ist, und zwar für grundlegende und schwere Erkrankungen. Solange wir es uns leisten, nicht über die Kosten unseres Gesundheitssystems nachzudenken, gehen wir in Richtung Lösungen, die die FDP abgelehnt hat und die wir weiterhin ablehnen, weil wir sie nicht für zukunftsfähig und tragfähig halten.

Wenn es nicht reicht, wird nachgezahlt werden müssen. Ich glaube, dass dieses System, dass wir als Gesundheitsreform verkauft bekommen, uns weiterhin Geld kosten wird. Wer das begriffen hat, das sind die Menschen im ländlichen Raum. Ich habe in einer Veranstaltung zur Kommunalwahl in Baden-Württemberg erlebt, dass Ärzte darauf hinwiesen, dass es im ländlichen Raum keinen ärztlichen Nachwuchs mehr gibt und das System gerade in den ländlichen Strukturen nicht mehr hält. Da habe ich Sorge und deswegen wollen wir eine marktwirtschaftliche Ausrichtung mit einer Grundversorgung, die durchaus steuerfinanziert sein muss. Wir denken nicht unsolidarisch, aber durchaus kostenbewusst.

**Bernd Hilder:** Mit Blick auf die vorgerückte Diskussionszeit bitte ich um knappe Antworten.

**Rolf Schwanitz:** Ich wollte zunächst den Hinweis geben, dass die gesetzliche Krankenversicherung kein Anwartschaftssystem ist. Das heißt, keiner bekommt die Leistung in Abhängigkeit davon, wie viel Beiträge er bezahlt, sondern die Leistung muss und soll aus der Solidargemeinschaft erbracht werden. Es gibt Kassenbereiche, die sich vorrangig die guten Risiken mit den geringen Ausgaben holen und sie damit der Solidargemeinschaft entziehen. Dies ist eine Situation, die wir verändern müssen, z. B. wie bei der Pflegeversicherung, in der wir gleiche Leistungsparameter zwischen gesetzlicher und privater haben, in der wir gleiche Beitragslagen haben.

Wir haben vor wenigen Wochen eine Debatte über einen Antrag der FDP zur Gesundheitsversorgung gehabt. Jeder Patient soll danach vorfinanzieren in der Arztpraxis. Alle anderen Fraktionen waren dagegen. Da kann ich nur sagen:

Unsolidarischer kann ich es mir gar nicht vorstellen. Sogar der Ärztetag hat das gerade abgelehnt.

**Katja Kipping:** Ich würde gern an dem Punkt der Zuzahlungen weitermachen, weil sich hier eine allgemeine Skepsis deutlich macht. Das einzige Argument, das noch für Zuzahlung und Praxisgebühren im Raum steht, ist das, es bringt Einsparungen für die Krankenkassen und ansonsten ist es nicht finanzierbar. Ich möchte eine Gegenthese aufstellen. Ich glaube, dass dann, wenn man eine langfristige Rechnung macht – und Politik sollte nicht nur bis zum Wahltag reichen, sondern langfristig rechnen – die Zuzahlungen und die Praxisgebühren wohlmöglich sogar zu mehr Kosten führen. Warum? Es gibt erste Untersuchungen, die bestätigen, dass Menschen, die nicht freizügig mit Geld umgehen können, sich genau wegen einer Praxisgebühr einen Arztbesuch versagen, sich ein Medikament oder Heilmittel nicht holen. Es wird den einen oder anderen geben, der wird auch ohne Medikamente gesund. Aber es gibt viele Krankheiten, die man bereits im Anfangsstadium erkennen und dann behandeln könnte. Das passiert aber nicht. Krankheiten werden verschleppt und werden dadurch chronisch. Was eigentlich passiert, ist, dass wir eine Bugwelle vor uns herschieben von Krankheiten, die chronisch werden, und das wird am Ende für die Gemeinschaft deutlich teurer werden. Sowohl im Sinne des Einzelnen, der sich die Zuzahlung nicht mehr leisten kann, als auch im Sinne der Gemeinschaft bin ich dafür, dass wir die Zuzahlungen abschaffen sollten.

**Bernd Hilder:** Wichtig für die Älteren ist unter Umständen, dass die Pflegeversicherung unterfinanziert sei oder sie nicht genügend Leistungen bringe gerade auch im präventiven Bereich. Ältere wollen natürlich mobil bleiben und sich bewegen können und sie wollen Selbstständigkeit ausüben können auch im hohen Alter. Wie ist dieses Problem zu lösen, muss da mehr Geld in das System? Oder muss sich das System ändern?

**Irmingard Schewe-Gerigk:** Wir müssen zunächst einmal einen Befund erstellen und sagen, wie denn die Situation der Menschen ist, die gepflegt werden müssen. Da stellen wir fest, dass die Pflege in vielen Bereichen gut und in anderen Bereichen schlecht ist. Wir brauchen sehr viel mehr unterschiedliche



Angebote, damit die Menschen, die zu Hause bleiben, sich Angebote holen können. Sie müssen nicht zwangsläufig in eine stationäre Einrichtung. Wir müssen Wohngemeinschaften zwischen jungen und alten Menschen fördern, in denen man sich gegenseitig Unterstützung und Hilfe geben kann und nur die Leistung braucht, die tatsächlich für die Gesunderhaltung des Körpers da ist. Hier ist inhaltlich eine ganze Menge zu tun. Das betrifft auch den Pflegebegriff, der vorhin von Herrn Schmähl angesprochen wurde. Wenn wir sagen, die Menschen mit Demenzerkrankungen müssen mit aufgenommen werden, dann müssen wir auch mehr Geld in diesem System haben. Mehr Geld bedeutet dann, dass diejenigen, die über mehr Geld verfügen, stärker zur Verantwortung gezogen werden. Hier schlagen die Grünen vor, für die Pflegeversicherung eine Bürgerversicherung vorzusehen. Es macht keinen Sinn, die private und die gesetzliche Pflegeversicherung getrennt zu nehmen. Dann können auch Privatanbieter genommen werden, wenn sie es zu den gleichen Bedingungen machen.

Was wir allerdings noch berücksichtigen müssen: Aufgrund der demografischen Entwicklung stellen wir fest, dass in künftigen Jahren die Anzahl der Pflegebedürftigen sehr stark steigen wird. Ich bin der Meinung, wir müssen hier schon ein Polster aufbauen für diese Zeit. Wir können nicht so tun, als würde es normal weiterlaufen. Wir brauchen tatsächlich einen Fonds, in den wir Gelder einzahlen und aus dem in späteren Jahren etwas herausgenommen werden kann.

**Rolf Schwanitz:** Ich bin eng bei Frau Schewe-Gerigk. Ich möchte darauf hinweisen: wir haben gerade eine Reform der Pflegeversicherung gemacht und die haben wir nach meiner Wahrnehmung auch relativ streitfrei zwischen den Fraktionen diskutiert und verabschiedet. Darin sind wichtige Verbesserungen, die auch auf die großen Herausforderung in den nächsten Jahren abzielen: bessere Pflegestrukturen im ambulanten Bereich, wohnortnah und teilhabeorientiert mit mehr Transparenz. Der nächste große Schritt muss sein, in der nächsten Legislaturperiode den neuen Pflegebegriff in einer Reform zu verankern. Wir müssen weg von der bekannten Minuten-Pflege und müssen stärker hin zu einem Pflegebegriff, der auf Teilhabe abzielt und damit das Anwachsen

von Pflegebedarf bei Demenzkranken viel stärker abbildet als zurzeit. In einer älter werdenden Gesellschaft müssen wir dafür werben und bereit sein, es solidarisch zu finanzieren.

**Bernd Hilder:** Zum Abschluss hätte ich ganz gern eine ganz kurze Bewertung von jedem von Ihnen: Wie wichtig sind für Sie Ältere, wenn es um Wahlen geht? Ist das für Sie die bestimmende Gruppe oder nicht?

**Irmgard Schewe-Gerigk:** Wir machen keine Politik für einzelne Generationen. Wir reden niemanden nach dem Munde und sagen, jetzt sind hier so viele Ältere, wir müssen die Politik so gestalten. Wir wollen eine gerechte Politik machen. Eine gerechte Politik heißt, wir müssen alle Generationen berücksichtigen. Ich muss zugeben, dass der Anteil unserer Wählerinnen und Wähler bei den über 60-Jährigen noch viel zu niedrig ist, und ich hoffe, ich habe ein kleines Stück dazu beigetragen, dass andere ins Nachdenken kommen.

**Bernd Hilder:** Bei Frau Stamm ist das, glaube ich, anders.

**Barbara Stamm:** Ich gebe zu, dass wir da ein gutes Polster haben. Man darf sich aber nicht darauf ausruhen. Das ist uns für die Zukunft nicht garantiert. Politik ist ein Dienstleistungsunternehmen: Wir stehen alle im Dienst der Menschen und haben alle Generationen in den Mittelpunkt zu nehmen.

**Sybille Laurischk:** Alle Wähler sind wichtig, junge und alte. Es ist aber auch wichtig, dass ältere Menschen noch politische Verantwortung tragen und nicht nur von der Politik bedient werden. Ich werbe dafür, dass auch ältere Menschen ihre Erfahrungen aktiv einbringen.

**Katja Kipping:** Ich freue mich über jede Wählerstimme, egal ob jung, alt, Mann, Frau, Ost oder West. Aber auch Wahlerfolge sind für eine linke Partei kein Selbstzweck, sondern sollten das Ziel haben, die Gesellschaft entsprechend zu verändern. Für mich ist das ein Leitspruch, was die Feministin Simone de Beauvoir gesagt hat: „Die höchste Aufgabe der Menschen ist es, das Reich der Freiheit inmitten der gegebenen Verhältnisse zum Durchbruch zu bringen.“

Es geht darum, Aufklärungsarbeit zu leisten und dafür zu werben, wie eine andere Gesellschaft aussehen könnte.

**Rolf Schwanitz:** Die ältere Generation ist bei den Wahlen natürlich für alle absolut wichtig und sie ist aufgrund der Demografie umso wichtiger in den nächsten Jahren. Sie wird an Bedeutung zunehmen. Ich werbe dafür, dass wir das Thema Generationenvertrag trotzdem ernst nehmen und in diesem Bedeutungswechsel die junge Generation im Blick behalten. Nicht nur für die Politik, sondern für die Gesellschaft werden die Älteren unverzichtbarer werden, als sie es jemals waren.

**Bernd Hilder:** Dies waren zwei Stunden intensiver Debatten und Meinungen zu den Themen: Rente, Gesundheit und Pflege, Themen, die die älteren Menschen ganz besonders interessieren. Ich stelle am Ende der Debatte fest, dass die Debatten über die richtige Politik nie aufhören werden, und ich wünsche uns allen, dass wir möglichst alle, möglichst lange diese Debatten verfolgen können, vielen Dank.

### 3. FOREN UND WORKSHOPS



Foto: Marie-Luise Marchand



Foto: Dieter Grundmann



Foto: Marie-Luise Marchand



Foto: Charlotte Sattler

Informationen, Unterhaltung und Bewegung: im Angebot des Deutschen Seniorentages war für jeden etwas dabei.

## Deutscher Seniorentag zunehmend barrierefrei

Schon ein Jahr vor der Großveranstaltung wurde ein „Arbeitskreis Barrierefreiheit“ einberufen, der die Vorbereitungen und Planungen zum 9. Deutschen Seniorentag in Leipzig begleitet hat.

Beim Kooperationsaufakt zum 9. Deutschen Seniorentag im Juni 2008 hatten sich Vertreter von Leipziger Behindertenorganisationen konkret nach den Angeboten und räumlichen Gegebenheiten für Behinderte erkundigt. Daraufhin trafen sich Mitarbeiter der BAGSO-Geschäftsstelle, Vertreterinnen und Vertreter aus BAGSO-Verbänden und Behindertenorganisationen vor Ort und verabredeten, wie ein Mindestmaß an Barrierefreiheit erreicht werden kann.

Vorteilhaft war, dass auf bereits existierende Angebote in der Stadt Leipzig, wie die Informationsbroschüre „Barrierefrei Leipzig“ des Tourismusbüros oder den „Stadtführer für Behinderte“ vom Behindertenverband Leipzig, zurückgegriffen werden konnte.

Für die Anreise setzten die Leipziger Verkehrsbetriebe auf der Straßenbahnlinie vom Bahnhof zur Messe Niederflurwagen ein und im Rahmen des „Aktiv Office“ fuhren in den Bahnen Mitarbeiter des Begleitservices mit, die den Besuchern des Seniorentages unterstützend zur Seite standen.

Im Eingangsbereich des Veranstaltungsorts Congress Center Leipzig (CCL) warteten zudem bereits zahlreiche ehrenamtliche Helferinnen und Helfer, um die Besucher zu informieren und zu begleiten.

Das in den 90er Jahren erbaute CCL verfügt über eine grundsätzlich barrierefreie Ausstattung beispielsweise bei Fahrstühlen und Toiletten. Für mögliche Probleme mit Hindernissen wurde durch die entsprechende Platzierung von Grünpflanzen eine kreative Lösung gefunden. Beschriftungen und Beschilderungen konnten mit geringem Aufwand in größerer Schrift kontrastreich gestaltet werden, die Publikationen rund um den Seniorentag wie etwa das Programmheft waren in Großdruck, Brailleschrift und auf Tonträgern (DAISY-Format) erhältlich.

Das Ziel, die Festveranstaltung sowie alle großen Podiumsdiskussionen für Schwerhörige und Hörgeschädigte barrierefrei zu gestalten, konnte mit der finanziellen Unterstützung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) realisiert werden. Neben den Gebärdensprach- und Schriftdolmetschern sorgten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Deutschen Schwerhörigenbundes durch die Verlegung von Ringschleifen für die technischen Voraussetzungen einer barrierefreien Übertragung.

Der 9. Deutsche Seniorentag in Leipzig hat hinsichtlich einer barrierefreien Gestaltung Maßstäbe gesetzt, die auch für andere Veranstaltungen als Standard gelten sollten.



Foto: Dieter Grundmann

Die beiden Gebärdensprachdolmetscherinnen Antje Pöhler und Katja Paesler im Einsatz.

Ein herzlicher Dank gilt den Mitgliedern des Arbeitskreises Barrierefreiheit, die mit wertvollen Informationen und Anregungen die Vorbereitungen des Deutschen Seniorentages begleitet haben.

## Gestaltung des Kongressprogrammes

Das Kongressprogramm bildete das Herzstück des Deutschen Seniorentages. Es wird auf ehrenamtlicher Basis von der BAGSO mit ihren Verbänden und kooperierenden Partnern gestaltet. Die inhaltliche Abstimmung und Organisation erfolgte in enger Abstimmung mit den Verantwortlichen durch die BAGSO-Geschäftsstelle.

Das Motto des Seniorentages „Alter leben – Verantwortung übernehmen“ wurde in acht parallel laufenden ganztägigen Foren mit unterschiedlichen thematischen Schwerpunktsetzungen aufgegriffen. Insgesamt 49 Workshops – gestaltet von den BAGSO-Verbänden und weiteren Kooperationspartnern – präsentierten praxisnah Bewegungsangebote, Informationen zum Wohnen, Internet und vieles mehr.

Im Rahmen der Bundesinitiative „Alter schafft Neues“ (BMFSFJ) präsentierten sich die Modellprogramme „Aktiv im Alter“ und „Wirtschaftsfaktor Alter“ sowie das Projekt „Freiwilligendienste aller Generationen“. Darüber hinaus wurden von der Sachverständigenkommission zur Erstellung des Sechsten Altenberichts „Altersbilder in der Gesellschaft“ erste Ergebnisse vorgestellt.

Im vorliegenden Programm wurden die einzelnen Workshopveranstaltungen und Foren nicht in der Reihenfolge des Programmes zum Deutschen Seniorentag 2009 abgedruckt, sondern jeweils inhaltlichen Themenbereichen zugeordnet. Dadurch soll die Orientierung erleichtert werden, so dass auch die Workshops zu speziellen Fragestellungen leicht zu finden sind.

An dieser Stelle möchten wir uns ganz herzlich bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Congress Centers Leipzig bedanken. Ein besonderes Dankeschön geht an das Team von Michaela Scholz, das den reibungslosen Ablauf des Kongresses und der Festveranstaltung in der Messehalle 2 erst ermöglichte.

## 3.1 MITGESTALTEN UND MITENTSCHEIDEN

### 3.1.1 Forum A: Alter MIT ENGAGEMENT leben

#### A1: Freiwilliges Engagement älterer Menschen in Kommunen

*Moderation: Gabriella Hinn, Horst Weipert, Bundesarbeitsgemeinschaft Seniorenbüros (BaS)*

##### *Kurzvorträge*

- Dr. Gertrud Zimmermann, Referatsleiterin im BMFSFJ
- Prof. Dr. Thomas Klie, Leiter des Zentrums für zivilgesellschaftliche Entwicklung (zze)

##### *Podiumsdiskussion mit beiden Referenten und folgenden Gästen*

- Helga Bomplitz, Seniorenbüro Schwerin
- Christel Demmler, LandesSeniorenVertretung für Sachsen
- Wolfgang Nötzold, ZWAR NRW – Zwischen Arbeit und Ruhestand
- Dr. Lutz Trümper, Oberbürgermeister von Magdeburg

#### A2: Neue Engagementrollen im Alter wahrnehmen

*Moderation: Stefan Bischoff, ISAB Institut Köln*

##### *Projektvorstellungen und Podiumsgespräch*

- Osman Apaydin, AWO-Ortsverein Duisburg-Marxloh International
- Dragica Baric-Büdel, AWO Bundesverband
- Dr. Renate Billinger-Cromm, EFI Deutschland e.V.
- Dieter Wagner, BegegnungsCentrum „Haus im Park“ der Körber-Stiftung
- Sachkundige, im Bürgerengagement aktive ältere Menschen

#### A3: Senioren haben die Wahl – Politische Partizipation älterer Menschen

*Moderation: Rudolf Herbers, Arbeitsgemeinschaft SPD 60 plus*

##### *Impulsreferat von Dr. Achim Goerres, Universität Köln:*

*Wie wählt die ältere Generation? – Zum Wahlverhalten älterer Menschen*

##### *Podiumsgespräch mit den seniorenpolitischen Sprecherinnen und Sprechern der im Bundestag vertretenen Parteien*

- Angelika Graf, MdB, SPD-Fraktion
- Markus Grübel, MdB, CDU/CSU-Fraktion
- Brigitte Haßelmann, MdB, Fraktion Bündnis 90/DIE GRÜNEN
- Sibylle Laurischk, MdB, FDP-Fraktion
- Joern Wunderlich, MdB, Fraktion DIE LINKE

*Verantwortlich: Arbeitsgemeinschaft SPD 60 plus, Bundesarbeitsgemeinschaft Seniorenbüros e. V. (BaS), EFI Deutschland e. V.*

## A1: Freiwilliges Engagement älterer Menschen in Kommunen

**Dr. Gertrud Zimmermann**, Referatsleiterin im BMFSFJ, stellte das Modellprogramm „Aktiv im Alter“ des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) vor. Das Projekt will die Rahmenbedingungen für das bürgerschaftliche Engagement Älterer verbessern, das Leitbild des aktiven Alters stärken und das Engagement älterer Menschen sichtbar machen. In einem ersten Schritt wurde unter Federführung der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen (BAGSO) das Memorandum „Mitgestalten und Mitentscheiden“ entwickelt, das genau diese Ziele beinhaltet. Die Kommunen, die am Programm teilnehmen, sollen – ausgehend von der Zielgruppe der älteren Menschen – eine Bedarfsermittlung durchführen. Sie kann von Fachleuten organisiert werden, aber auch von den Senioren selbst. In Bürgerforen soll anschließend die Frage gestellt werden: „Wie wollen wir morgen leben?“

An der ersten Welle, die bereits am 1. Oktober 2008 gestartet ist, sind 50 Kommunen beteiligt. Bei der zweiten Welle sind es seit dem 1. Juni 2009 100 Kommunen. Sie werden alle über das BMFSFJ gefördert. Zusätzlich fördert das Land Nordrhein-Westfalen 20 Kommunen, weitere fünf Kommunen werden über die Generali Versicherungsgruppe finanziert. Im Jahr 2010 werden die einzelnen Projekte, die in den Kommunen konzipiert werden (z. B. als Mitmachtag, Senioren- oder Ehrenamtsmessen), durchgeführt.

**Prof. Dr. Thomas Klie**, Leiter des Zentrums für zivilgesellschaftliche Entwicklung (zze), begleitet das Projekt „Aktiv im Alter“ wissenschaftlich. Er stellte in seinem Vortrag die ersten Ergebnisse der Begleitforschung vor. Das Programm ist mit großem Erfolg gestartet. Es haben sich insgesamt 500 Kommunen beworben. Die meisten Bewerbungen kamen aus Nordrhein-Westfalen, Bayern und Hessen, sehr viele aus dem ländlichen Raum. Von den Kommunen, die einen Antrag auf Förderung gestellt haben, gaben 78 % an, dass sie bereits über engagementfördernde Strukturen verfügen. Dabei wurden an erster Stelle die Seniorenvertretungen (63 %) und die Seniorenbüros (41 %) genannt. 89 % der Bewerber wollen das Projekt mit einem Partner realisieren, wobei die Federführung zu 58 % bei der Kommune liegen soll. Sie nimmt eine wichtige Rolle

ein. Der überwiegende Teil der Bewerber will Bürgerforen, an denen sich alle Bürgerinnen und Bürger beteiligen können, durchführen. Das zeigt, dass die Kommunen eine moderne Engagementpolitik verfolgen will. Motive der Kommunen, sich an dem Modellprogramm zu beteiligen, sind die Verbesserung der Partizipation und Integration vor Ort, die Stärkung der Bewusstseinsbildung für den demografischen Wandel und eine zukunftsorientierte Seniorenpolitik. Über die Schaffung von Netzwerken und Strukturen vor Ort wird beabsichtigt, die bürgerschaftlichen Strukturen zu verstärken, weiterzuentwickeln und zu verstetigen. In einer ersten Befragung der Beteiligten an der ersten Welle wurden Projekte und Projektideen unter anderem in folgenden Themenfeldern entwickelt: Nachbarschaftshilfen, generationenübergreifende Projekte, Bildung und Kultur. 73 % gaben an, dass es für die Arbeit auf Akteurebene wichtig ist, Engagierte zu gewinnen, an zweiter Stelle wurden mehr hauptamtliche Ressourcen und ein höheres Budget für Sachkosten genannt.

Insgesamt lässt sich sagen: Das Projekt macht deutlich, dass bei der Engagementpolitik der Kommunen bisher der Fürsorgegedanke im Mittelpunkt stand. Heute sind es eher Partizipation und Mitgestaltung: Der Engagierte setzt sich für die Kommune ein.

### Diskussionsrunde

#### **Dr. Lutz Trümper, Oberbürgermeister der Stadt Magdeburg**

Dr. Trümper berichtete, dass er in seiner Stadt Seniorenpolitik als Pflichtaufgabe ansieht. Er sieht im „Älterwerden“ kein Problem, sondern vertritt die Auffassung, dass es eher problematisch ist, dass zu wenige Kinder geboren werden. Das Programm „Aktiv im Alter“ motiviert die Kommune, neue Projekte im Bereich Senioren auf den Weg zu bringen und dem Thema aus einem anderen Blickwinkel zu begegnen. Seiner Ansicht nach besteht die Schwierigkeit darin, mehr Menschen für das Engagement zu gewinnen.

#### **Helga Bomplitz, Seniorenbüro Schwerin**

Helga Bomplitz gab an, dass in Schwerin 50 % der Bevölkerung älter als 50 Jahre

sind. Als das Programm „Aktiv im Alter“ ins Leben gerufen wurde, wurde in Schwerin gerade eine Leitbilddiskussion zum Thema Alter geführt. Mit Hilfe des Programms will man sich dem Thema neu widmen. In sechs Bezirken der Stadt wird eine Bedarfsanalyse erstellt, ein Arbeitskreis „Wohnen“ wird gegründet und es werden Bürgerforen durchgeführt. Ziel ist die Stärkung eines Netzwerks vor Ort.

#### **Christel Demmler, LandesSeniorenVertretung für Sachsen**

In Sachsen steigt die Zahl der Seniorenvertretungen. In Leipzig, Dresden und Chemnitz führen die Seniorenvertretungen Bedarfsermittlungen durch, hier passiert sehr viel. In anderen Städten und Gemeinden vertreten die Bürgermeister den Standpunkt, dass sie keine Vertretungen vor Ort benötigen, da sie sich um ihre Alten „kümmern“. Die Seniorenvertretung im Land begrüßt das Programm, das Memorandum spricht ihr aus dem Herzen.

#### **Wolfgang Nötzold, Zwischen Arbeit und Ruhestand NRW (ZWAR)**

ZWAR war an der Entwicklung des Memorandums beteiligt. Das Programm „Aktiv im Alter“, das auf Prozessförderung setzt, entspricht dem Konzept von ZWAR, dessen Arbeitsgrundlage die Selbstorganisation der Gruppen ist.

In der Abschlussdiskussion wurde deutlich, dass Seniorenengagement von den Kommunen unterstützt werden muss. In Deutschland muss eine Kultur der „Selbstorganisation“ geschaffen werden. Das heißt, dass in den Kommunen partnerschaftliche Strukturen und Rahmenbedingungen entwickelt werden müssen, die das freiwillige Engagement älterer Menschen ermöglichen.

Dabei ist die Anerkennung der Selbstbestimmung der Älteren besonders wichtig. Nach Ansicht einiger Zuhörer sollte die Unterstützung des freiwilligen Engagements älterer Menschen zu einer gesetzlich verankerten Pflichtaufgabe der Seniorenpolitik innerhalb der Kommunen werden. Dafür gibt es Praxisbeispiele wie das Seniorenmitwirkungsgesetz in Berlin.

## **A2: Neue Engagementrollen im Alter wahrnehmen**

Im Mittelpunkt dieses Veranstaltungsblocks stand die Frage: „Wie können ältere Menschen sich ‚selbstbestimmt‘ in ihr gesellschaftliches Umfeld einbringen und welche Bedeutung haben Weiterbildungsangebote für diese Form des Engagements?“

Beispielhaft stellten zwei Institutionen ihre Arbeit vor, in denen neue Engagementformen im Alter durch die Begriffe „Selbstverantwortung, Selbstbestimmung und Eigeninitiative“ charakterisiert werden.

**Dieter Wagner**, Leiter des BegegnungsCentrums „Haus im Park“ der Körber-Stiftung, berichtete in seinem einleitenden Kurzreferat, dass es neben mehr klassischen Engagementformen im „Haus im Park“, dessen Konzept vor über 30 Jahren von Prof. Ursula Lehr entwickelt wurde, drei in Eigenverantwortung der Freiwilligen entwickelte und organisierte Projekte gibt: die Hörbücherei, der Computer-Club und die Fahrradtouren. In letzter Zeit entwickelt sich ein neues Engagementfeld, Schwerpunkt sind hier eigeninitiativ organisierte Aktivitäten in der Kommune bzw. für sie:

Im Schlosspark wurden eine Jeu-de-Boule-Gruppe ins Leben gerufen, am autofreien Sonntag Fahrradtouren organisiert, am Gedenktag der „Bücherverbrennung durch die Nationalsozialisten“ in Kooperation mit einer Kirchengemeinde und einer Schule Lesungen aus Büchern von in der Nazizeit verbotenen Autoren durchgeführt, der Internetauftritt der Kommune für Senioren gestaltet, Chorauftritte und Lesungen in Altenheimen organisiert.

**Dragica Baric-Büdel**, Referentin für interkulturelle Altenhilfe beim AWO-Bundesverband, erläuterte die Rahmenkonzeption der AWO zur interkulturellen Öffnung der ambulanten und stationären Angebote für ältere Menschen. Ziel ist es, allen älteren Menschen und ihren Angehörigen unabhängig von ihrer Herkunft, Abstammung und sozialen Lebenslage Hilfen und Angebote im Bereich der Altenhilfe zugänglich zu machen.

Ein Beispiel der Umsetzung dieses Rahmenkonzeptes bietet der AWO-Ortsverein Duisburg-Marxloh International. **Osman Apaydin**, Seniorengruppe Pro Marxloh, schilderte die vielfältigen Aktivitäten z.B. Informationsangebote zu Gesundheits- und Pflege Themen, Ausflüge zum Erwerb politisch-gesellschaftlicher Bildung und das Feiern gemeinsamer Feste. Im Mittelpunkt steht immer der interkulturelle Dialog. Die Arbeit des AWO-Ortsvereins Marxloh International ist ein gutes Beispiel für die gelungene interkulturelle Öffnung sowie das selbstständige Handeln einer Migrantenselbstorganisation.

In der anschließenden Diskussion wurde von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Trend im bürgerschaftlichen Engagement bestätigt, dass Seniorinnen und Senioren immer weniger „beschäftigt“ werden möchten. Es zeigt sich jedoch, dass selbstinitiierte Projekte nicht einfach zu realisieren sind, da sie wenig finanzielle Unterstützung von Kommunen und Institutionen erhalten. Als eine positive Ausnahme wurde auf das Projekt „Erfahrungswissen für Initiativen“ des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend verwiesen, das Menschen in der nachberuflichen Phase gut auf projektorientiertes Engagement vorbereitet hat.

Für selbstbestimmtes Engagement ist sachliche, finanzielle und beratende Unterstützung nötig. Qualifizierungsmaßnahmen und Weiterbildungen, die festgelegten Qualitätsstandards unterliegen, sollen das ehrenamtliche Engagement begleiten.

### A3: Senioren haben die Wahl – Politische Partizipation älterer Menschen

#### Dr. Achim Goerres, Universität Köln: Wie wählt die ältere Generation?

Eine typische Tendenz Älterer bei Wahlentscheidungen ist nicht nachweisbar. Die Wahlwünsche jüngerer und älterer Wähler lassen keinen Generationenkonflikt erkennen. Mit diesen den verbreiteten Ansichten widersprechenden Ergebnissen seiner Forschungsarbeit überraschte Dr. Achim Goerres. Eine gewisse, dauerhaft wirkende Prägung der Wahlentscheidung gehe von den poli-

tischen Verhältnissen in den ersten Jahren des politischen Interesses aus. Wer z. B. die Regierungszeit Adenauers als Jungwähler erlebt habe, bleibe davon in gewissem Maß lebenslang beeinflusst. Wer seine ersten politischen Eindrücke in der Regierungszeit von Willy Brandt empfangen habe, bleibe oft davon lebenslang geprägt. Das führe zwar zu einem für die bestimmte Generation typischen Wahlverhalten. Das ähnliche Wahlverhalten ändere sich dann aber auch mit dem Wechsel der Generationen, der Gruppen, die gemeinsame prägende Erlebnisse hatten.

Ein typisches Verhalten Älterer über die Generationen hinweg könne man dagegen bei der Wahlbeteiligung beobachten. Offenbar nimmt mit zunehmendem Alter die Akzeptanz sozialer Normen zu. Ältere Menschen haben Erfahrung mit dem technischen Vorgang des Wählens und der Bewertung politischer Vorgänge gesammelt. Sie betrachten das Wählen als staatsbürgerliche Pflicht, unabhängig vom Bildungsgrad und kaum beeinflusst von körperlicher Behinderung. Vergleichende Untersuchungen zeigen ganz ähnliches Verhalten der älteren Wähler in verschiedenen Ländern, z. B. in Deutschland, Frankreich und Japan.

Keine Chancen sieht Dr. Goerres für Rentner-Parteien. Diese haben sich in keinem Land dauerhaft behaupten können. Bei älteren Wählern könne man eine gewisse Präferenz für größere, etablierte Parteien beobachten. Das Interesse der älteren Wähler sei aber offenbar nicht auf Rentenfragen begrenzt.

Die zuletzt bei der Europa-Wahl beobachtete schwache Wahlbeteiligung der noch nicht 30 Jahre alten Deutschen betrachtet Dr. Goerres nicht als typisch altersbezogen. So sei z. B. bei der Präsidentenwahl dieses Jahres in den USA das über längere Zeit zu beobachtende Desinteresse der Jungwähler einer Rekordbeteiligung gewichen.

Keinen Generationenkonflikt kann Dr. Goerres bei den Interessen jüngerer und älterer Wähler sehen. Befragungen zur Rentenpolitik zeigten z. B. nahezu identische Erwartungen, ähnlich bei der Bildungspolitik. Junge und ältere Wähler sehen hier eine besonders dringende Aufgabe der Politik, für die nach

Ansicht beider Altersgruppen erheblich mehr Geld als bisher ausgegeben werden müsse.

Generell scheinen sich die Generationen in ihrem Wahlverhalten zu nähern. Unterschiedliches Verhalten nach Generation oder Altersgruppe nimmt ab. Die Zukunft gehört offenbar dem sich kurzfristig orientierenden Wechselwähler jeden Alters.

## Was steht zur Wahl?

### *Podiumsgespräch mit seniorenpolitischen Sprecherinnen und Sprechern der im Bundestag vertretenen Parteien*

*Gesprächsleitung: Rudolf Herbers, AG SPD 60 plus und Berthold Bahner, Liberale Senioren*

- Angelika Graf (62), MdB, SPD-Fraktion
- Markus Grübel (50), MdB, CDU/CSU-Fraktion
- Brigitte Haßelmann (48), MdB, Fraktion Bündnis 90/DIE GRÜNEN
- Sibylle Laurischk (54), MdB, FDP-Fraktion
- Joern Wunderlich (49), MdB, Fraktion DIE LINKE

Anders als in vergleichbaren Ländern wie Frankreich, England oder den USA ist im Deutschen Bundestag das ältere Drittel der Wähler kaum vertreten. Kann man die Zahl der 59 Jahre alten und älteren Abgeordneten noch mit 39 % (SPD) bis 16 % (Bündnis 90/DIE GRÜNEN) als angemessen betrachten, finden sich bis auf sehr wenige Ausnahmen keine Parlamentarier im Rentenalter. Die Diskutanten waren sich darin einig, dass dieser Zustand rasch geändert werden muss, wenn das Parlament auch in der Gesellschaft des längeren Lebens seine verfassungsgemäße Aufgabe als Vertretung des ganzen Volkes erfüllen soll.



Diskussion mit den seniorenpolitischen Sprecherinnen und Sprechern: v.l. Angelika Graf, Sibylle Laurischk, Markus Grübel sowie die Moderatoren Rudolf Herbers und Berthold Bahner.

Zudem scheint bei den zurzeit amtierenden älteren Abgeordneten geringes Interesse an seniorenpolitischem Engagement zu bestehen, sodass sich hier auch jüngeren ein Arbeitsfeld öffnet. Einen Ausweg aus dieser Situation könnten die Parteien nach Ansicht der Diskutanten finden, wenn sie auch Ältere ohne parlamentarische Karriere zur Kandidatur gewinnen.

Die Wahlprogramme der Parteien zur Bundestagswahl 2009, die zur Veranstaltung noch nicht vorlagen, setzen sehr unterschiedliche Aspekte in der Seniorenpolitik. Die Koalitionsparteien sind davon überzeugt, dass die von Minister Scholz erklärte Rentengarantie Bestand hat. Die FDP sieht die soziale Rentenversicherung durch veränderte Altersstruktur der Bevölkerung und Lücken im Erwerbsleben gefährdet und setzt auf privatwirtschaftliche Alterssicherung, von den jüngsten Erfahrungen des Finanzmarkts unbeeindruckt. Die SPD möchte ältere Arbeitnehmer durch die Gestaltung von Arbeitsplätzen und Altersteilzeit



möglichst lange die Teilnahme am Erwerbsleben sichern und auch bei geringem Einkommen und Zeiten ohne Beschäftigung auskömmliche Altersbezüge garantieren. DIE LINKE will sich für Beibehaltung der Altersgrenze 65 einsetzen und lehnt Veränderungen im Rentenbezug wegen der kleiner werdenden Zahl aktiv beschäftigter Beitragszahler ab. Bündnis 90/DIE GRÜNEN möchten den Grundsatz der Generationengerechtigkeit im Grundgesetz verankert sehen. Sie denken dabei weniger an Leistungen für die heutige Generation der Älteren und mehr an Wahrung der Interessen kommender Generationen.

#### ► Zusammenfassende Ergebnisse:

1. Viele Menschen interessieren sich nach Beendigung ihres Berufslebens für eine anspruchsvolle Tätigkeit im bürgerschaftlichen Engagement, in die sie ihre vielfältigen Kompetenzen (aus Beruf und Familie) einbringen können. Das Engagement soll Mitgestaltungs-, Mitbestimmungs- und Selbstorganisationsmöglichkeiten bieten.
2. Bürgerschaftliches Engagement stellt hohe soziale und kommunikative Anforderungen an die engagierten Älteren und benötigt deshalb Unterstützung durch hauptamtliche Kräfte sowie Ressourcen für Infrastruktur, Qualifizierung, Coaching etc.
3. Bürgerschaftliches Engagement braucht das Verständnis und die Unterstützung der Gesellschaft und ihrer Akteure, um die Engagementbereitschaft und die Potenziale der Älteren anzunehmen. Dazu sind neue Engagementinhalte und -formen zu entwickeln.

*Protokollführung: A1: Marianne Riedel; A2: Ute Eilert; A3: Rudolf Herbers*

### 3.1.2 Gemeinsam für den Klimaschutz – Ältere übernehmen Verantwortung

*Verantwortlich: BAGSO e.V., Germanwatch*

*Mitwirkende: Gabriele Heinrich, BAGSO;*

*Martin Fliegner, Germanwatch-Klimaexpedition*

**Gabriele Heinrich** stellte das neue BAGSO-Projekt „Gemeinsam für den Klimaschutz – Ältere übernehmen Verantwortung“ vor und appellierte an die Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die kostenlosen eintägigen Multiplikator-schulungen zu nutzen und dafür in den eigenen Gruppen zu werben.

Im Anschluss demonstrierte Martin Fliegner von Germanwatch mit beeindruckenden Satellitenbildern den Klimawandel. Die Abschmelze des Nordpols, der Rückgang der Gletscher in den Alpen sowie im Himalaya (dort mit noch gravierenderen Folgen für die Bevölkerung) wurden im Vergleich mit älteren Aufnahmen und aktuellen Live-Bildern belegt. Die Ursachen des Klimawandels wurden erklärt und die Zusammenhänge zum hohen CO<sub>2</sub>-Ausstoß in den Industrieländern erläutert. Martin Fliegner wies darauf hin, dass der Klimawandel zwar nicht mehr gestoppt, wohl aber auf einen Temperaturanstieg von „nur“ 1,4 – 2° Celsius abgebremst werden kann – wenn die CO<sub>2</sub>-Emissionen innerhalb der nächsten Jahrzehnte um 60 bis 80 % reduziert werden.

Damit dies geschieht und auch rechtzeitig geschieht, ist viel Aufklärung erforderlich, so die einhellige Meinung der Teilnehmenden. Deshalb interessierten sich viele für das Schulungsangebot der BAGSO. Darüber hinaus wurden Wissensfragen gestellt: Was ist der Unterschied zwischen Wetter und Klima? Klimaänderungen gab es im Laufe der Erdgeschichte doch immer wieder (hier in Mitteleuropa hatten wir Eiszeiten ebenso wie tropisches Klima) – warum ist der heutige Klimawandel denn anders einzustufen? Diese Fragen beantwortete Martin Fliegner ausführlich und allgemeinverständlich.

Grundsätzlich wurde festgestellt, dass das Wissensdefizit zum Klimawandel und zum Klimaschutz groß ist, trotz der fast täglichen Nachrichten zu neu-

en wissenschaftlichen Erkenntnissen oder politischen Klimagipfeln. Mehrere Teilnehmer wünschten deshalb dem BAGSO-Projekt – das zur rechten Zeit komme – viel Erfolg.

*Protokollführung: Gabriele Heinrich*

### 3.1.3 Senioren beleben ihre Stadt

*Verantwortlich: BAGSO e.V.*

*Mitwirkende: Vera Klier, BAGSO; Dr. Erika Neubauer, BAGSO-Vorstand;*

*Dietrich Lauter, Kreisoberpfarrer Köthen*

Der Workshop stellte am Beispiel zweier Kommunen vor, wie ältere Menschen zum Mitgestalten vor Ort ermutigt werden: Meckenheim als Stadt mit dem höchsten Altersdurchschnitt im Rhein-Sieg-Kreis, die langjährig von der Nähe zur früheren Bundeshauptstadt Bonn profitierte, und Köthen im Landkreis Anhalt-Bitterfeld, im früheren Chemie-Zentrum Ostdeutschlands. Dort geht die problematische wirtschaftliche Entwicklung mit einem hohen Bevölkerungsrückgang einher. Während noch vor zwanzig Jahren 36.000 Menschen in Köthen lebten, sind es heute dort – ohne Eingemeindungen – 30 % weniger.

Wie lässt sich nun im 20. Jahr der Gemeinsamkeit eine aktive Seniorenpolitik in den Kommunen befördern? Dr. Erika Neubauer, frühere Geschäftsführerin der BAGSO und Mitbegründerin des Forums Meckenheim, und Dietrich Lauter, Kreisoberpfarrer in Köthen, stellten Themenfelder und Initiativen in ihren Kommunen vor.

„Die ungehobenen Schätze Köthens sind seine kompetenten Senioren“, so fasste **Dietrich Lauter** zusammen. Junge Familien wanderten ab. Die Arbeitslosenquote liege zurzeit bei 16 % – mit einem deutlich höheren versteckten Anteil. Die Region sei mit über 80 % Konfessionslosen „Tiefpunkt organisierter Kirchlichkeit“. Gleichzeitig sei die evangelische Kirche mit 15 % die größte

Organisation in den Bereichen Kultur, Soziales und auch Gesellschaftspolitik. 50 % der Gemeindeglieder seien über 60 Jahre alt. Gemeinsam mit dem Oberbürgermeister versuche die Kirche, Strukturen aufzubauen, in der sich ältere Menschen als Gesprächspartner auch zwischen den Generationen und als Aktive für die Belange der Stadt engagierten. So wolle ein Gesprächskreis Christen und Nichtchristen zusammenführen und es solle die Begegnung von Seniorinnen und Senioren mit Grundschulkindern befördert werden.

Auch wenn das Potenzial: viele Menschen ab 55, die viel können und viel wissen, gegeben sei, bestünden jedoch Engagementhindernisse: Vor allem die „jüngeren Alten“, die zur Wende 45plus waren, gehörten häufig zu denen, deren Berufskarriere negativ verlief. Sie sähen sich der negativen Perspektive einer unzureichenden Rente und drohender Altersarmut ausgesetzt. Wo ein negatives Selbst-Erleben, Verbitterung oder Groll über die Nicht-Anerkennung der eigenen Lebensleistung das Empfinden bestimme, bleibe wenig Raum für Ehrenamtlichkeit und Einsatz für andere.

Dort, wo – auch aus geschichtlichen Gründen – Kirche nicht Volkskirche sei, blieben die Gemeindeglieder unter sich. Ebenso ließen sich Abschottungsprozesse bei der Politik feststellen. Ein gesellschaftlicher Grundkonsens brauche jedoch Orte, an denen er entwickelt werde. Das Interesse, sich mit anderen auszutauschen, hänge wie die Bereitschaft, ehrenamtlich tätig zu sein, entscheidend von der Frage ab, ob man die eigene Lebensbiografie als „erfolgreich oder nicht“ bewerte. Die überwiegende Mehrheit der Aktiven habe hier eine positive Sicht. Was, so schloss Dietrich Lauter, müssten wir darüber hinaus tun, um Menschen zu gewinnen, sie selbst zu sein, sich selbst zu öffnen und damit auf einer ganz anderen Ebene zu gewinnen?

**Dr. Erika Neubauer** berichtete, dass infolge der Entscheidung für Berlin als Bundeshauptstadt junge Menschen aus ihrer Heimatkommune Meckenheim fortzögen. Der Anteil der über 60-Jährigen belaufe sich auf 27 %. Unter dem Motto „Allein ist nichts zu bewegen!“ fanden sich im Jahr 2008 Gleichgesinnte als Senioren-Initiative zusammen. Mit Nutzung von PC und Internet und über die eigenen Kontexte (wie Parteien, Kirchengemeinden, Vereine und Unter-

nehmen) wurden Zugänge geschaffen und Unterstützung gewonnen. Der neue Bürgermeister förderte den Einsatz der Engagierten für altersgerechte Strukturen und ein besseres Verständnis zwischen Jungen und Alten.

Mit Öffentlichkeitsarbeit und durch Veranstaltungen wurde für eine realistische Sicht auf das Alter geworben und der Einsatz der Älteren für das Gemeinwesen hervorgehoben. Um Interessierte zum Mitmachen zu überzeugen, wurde der Bedarf an seniorenrechtlichen Verbesserungen u. a. für die Versorgung mit öffentlichen Gütern und Dienstleistungen und für das Wohnumfeld und die soziale Umwelt mit Unterstützung der Kommune ermittelt. In Bürgerforen und durch die Anwendung von Checklisten sollten diese Aspekte vertieft werden. Zur weiteren Vernetzung wurde das „Forum Senioren Meckenheim“ gegründet und im Herbst 2009 der „1. Meckenheimer Seniorentag“ durchgeführt.



Foto: Marie-Luise Marchand

Aktive Kommunen in Ost und West: vorgestellt von Dr. Erika Neubauer und Kreisoberpfarrer Dietrich Lauter mit der Moderatorin Vera Klier (v.l.).

Die anschließende Diskussion ergänzte die Beiträge um weitere Erfahrungsberichte. Gruppenbildungsprozesse lösten sich nicht von selbst aus, die persönliche Ansprache bleibe das wichtigste Instrument. Um durch Begegnung gemeinsame Lernprozesse anzustoßen, reiche es oft aus, neue Orte zu wählen: So wurden die wöchentlichen Treffen für ein Mehrgenerationen-Wohnprojekt in Karlsruhe in ein Seniorenheim gelegt und so das Verständnis für die unterschiedlichen Wohnbedürfnisse verbessert.

Strukturen sollten erkennbar sein. Das Senioren-Forum Hattingen legte großen Wert darauf, während seines Gründungsprozesses keine Konkurrenz zu bestehenden Vereinen zu bilden und von der Kommune anerkannt zu werden. Es verstehe sich als „Runder Tisch“, an dem Betroffene und Interessierte ihre Themen entwickeln, Vorschläge zur Verwirklichung sammeln und diese an Stadtverwaltung und Politik vermitteln. Es lebe vom Engagement Älterer, z. B. beim Bürgerbus oder in der Senioren-Zeit-Hilfe gegen Einsamkeit als neuer Form sozialer Nachbarschaft.

Die Ideen der Älteren müssten der Ausgangspunkt einer aktivierenden Seniorenpolitik bleiben, wie der Senioren-Beauftragte der Stadt Gelsenkirchen, Dr. Reckert, ausführte. So unterstütze seine Kommune Projekte der Selbstorganisation, indem sie für diese Ermöglichungsstrukturen schaffe.

Weitere Beispiele aus Leipzig und Dresden ergänzten diese Initiativen. Leider musste aufgrund anschließender Veranstaltungen der lebhaft Austausch der Teilnehmerinnen und Teilnehmer zu diesem wichtigen Themenfeld beendet werden.

*Protokollführung: Vera Klier*

### 3.1.4 Grenzübergreifende Zusammenarbeit – Senioren aktiv im Drei-Länder-Gebiet

*Verantwortlich: LandesSeniorenVertretung für Sachsen (LSVfS)*

*Moderation: Margot Sarink, stv. Vorsitzende der LSVfS*

*Mitwirkende: Dr. Beata Bykowska, Internationales Begegnungszentrum (IBZ) Kloster St. Marienthal (Deutschland/Polen); Irena Jarocka, Bogatynia (Polen); Petra Laksar-Modrok, Zittau; Hildegard Rothe, Chemnitz; Natalia Stelmach, Bogatynia (Polen); Hedvika Zimmermannova, Hradek (Tschechien); Waldemar Zumpe, Zittau*

Das Europäische Jahr der älteren Menschen (1993) hat den *demografischen Wandel* schlagartig in das gesellschaftliche Bewusstsein gerückt. Die Herausforderung der *Solidargemeinschaft* ist grenzübergreifend. Sie kann nicht isoliert vom *europäischen Integrationsprozess* gesehen und bewältigt werden.

Durch besonders enge Zusammenarbeit auf allen Ebenen des täglichen Lebens sind Kommunen, Einrichtungen, Vereine und Menschen im „*Kleinen Dreieck*“ der Euroregion Neißة miteinander verbunden (Zittau, Bogatynia [Polen] und Hradek [Tschechien], Internationales Begegnungszentrum im Kloster St. Marienthal/Ostritz). Seit 15 Jahren kamen und kommen von hier wesentliche Impulse für den europäischen Einigungsprozess. Vorbildliche Beziehungen hat die Stadt Chemnitz zu neun Partnerstädten entwickelt, beginnend mit Usti n.L. 1994.

Die europäische Integration verlangt *solidarisches* Denken und Handeln. Chemnitz hat sich dementsprechend bemüht, den Partnern Mut für den EU-Beitritt zu machen und deren Problembewusstsein zu schärfen. Der Erfolg der Kooperation hängt aber auch von der Bearbeitung und Lösung *konkreter Schwerpunktprobleme* ab. Chemnitz führt deshalb mit seinen Partnerstädten regelmäßig theoretische Fachtagungen (Seniorenkonferenzen) durch, z. B. über Demenz (2004) und über Wohlfahrtsverbände als Akteure (2009).

Das IBZ St. Marienthal bietet jährlich von 250 ca. 80 internationale Veranstaltungen an und ist in seiner Grundstruktur auf Begegnung und Reflexion ausgerichtet.

Im *Kleinen Dreieck* wird das tägliche Leben seit 15 Jahren zunehmend und fast unübersehbar durch Begegnung und Zusammenarbeit zwischen den Kommunen auf kulturellem, wirtschaftlichem, ökologischem, sozialem und zwischenmenschlichem Gebiet geprägt. Die Solidargemeinschaft der Generationen hat dazu beigetragen und davon profitiert.

Deutsche, polnische und tschechische Partner sind sich einig, dass Alter nicht allein durch Rente, Pflege und Kosten bestimmt ist. Senioren müssen am *gesellschaftlichen Leben und Sagen* teilhaben.

„Alter leben“ heißt: *Umsetzung der Forderungen des UN-Weltforums der Älteren* (Madrid 2003) nach *verbindlichen Regelungen für die Mitwirkung* älterer Menschen (Seniorenmitwirkungsgesetz).

*Protokollführung: Dr. Harald Kubitz*

### 3.1.5 „wir machen mit...“ – Ältere Migrantinnen und Migranten engagieren sich in ihrem Lebensumfeld

*Verantwortlich: Kompetenz Zentrum Interkulturelle Öffnung der Altenhilfe in Berlin*

*Mitwirkende: Meltem Başkaya, Ulrika Zabel*

Die Vorstellung von Beispielen über das Engagement älterer Migrantinnen und Migranten in ihrem Lebensumfeld stieß auf großes Interesse und es fand ein reger Austausch statt. Bislang sind insbesondere die älteren zugewanderten Menschen kaum in ihrem Engagement aufgefallen und wurden in der Öffentlichkeit nicht sichtbar als Engagierte für ihr Lebensumfeld wahrgenommen. Das kom-zen aus Berlin hat anhand praktischer Beispiele die Handlungsfelder vorgestellt, in denen ältere Migrantinnen und Migranten sich engagieren.

Das Kom-zen ist eine Einrichtung des Landes Berlin zur interkulturellen Öffnung der Altenhilfe. Unter der Trägerschaft der Arbeiterwohlfahrt Friedrichshain-Kreuzberg e.V. und dem Caritasverband Berlin e.V. sowie dem Premiumpartner, die Vitanas Gruppe, ist es Ansprechpartner für den Bereich „Alter und Migration“. Die Verantwortlichen haben mit der Eröffnung 2007 dem hohen Bedarf an Informationen über die soziale Lage und die Bedürfnisse älterer Migranten Rechnung getragen und eine zentrale Anlaufstelle eingerichtet.

Die Beweggründe sich zu engagieren unterscheiden sich nicht erheblich von denen der Einheimischen. Allerdings wird das Engagement der Migranten in der Öffentlichkeit oftmals anders wahrgenommen wie die nachfolgende Aussage belegt:

*Beispiel:*

Wenn sich Menschen in ihrer Kirchengemeinde engagieren, wird das in der Regel als ehrenamtliche Arbeit gezählt. Wenn sich Zuwanderer in einer Moschee treffen und Schularbeitshilfe anbieten, wird es eher der Parallelwelt zugerechnet.

**Was ist erforderlich, damit ältere Migrantinnen und Migranten mitmachen?**

*Ein Beispiel:*

Die Möglichkeit, sich an Anliegen rund um das eigene Wohnumfeld zu beteiligen und mit zu gestalten, wird von älteren Migrantinnen und Migranten im Rahmen ihres Engagements im Quartiersbeirat in ihrem Wohngebiet wahrgenommen. Für Verbesserungen, die direkte Auswirkungen auf ihre Lebenssituation haben, sind Migranten immer zu gewinnen. Besonders dann, wenn es sich um sichtbare Ergebnisse handelt, sind sie motiviert und machen mit.

Der Vorbildcharakter von Menschen, die sich gut im System des Aufnahmelandes auskennen und dennoch von den Problemen der Migranten wissen, wird von den Verantwortlichen sehr geschätzt und gefördert. Das vorangestellte Beispiel macht auf zwei Aspekte aufmerksam: erstens, dass das Selbsthilfepotenzial älterer Migrantinnen und Migranten von großer Bedeutung für den Integrationsprozess ist, und zweitens, dass sie selbst praktikable Wege entwickeln und umsetzen.

Wenn die Rahmenbedingungen für das bürgerschaftliche Engagement auf die Fähigkeiten der älteren Zuwanderer abgestimmt sind, insbesondere das „Zugehen und Einlassen“ der Aufnahmegesellschaft auf die unterschiedlichen Lebensbiografien und Erfahrungen, engagieren sie sich ohne besondere Anforderung. Denn ältere zugewanderte Menschen verfügen über große menschliche Erfahrungen aus ihrer eigenen Einwanderung und bringen den Blick für notwendige Maßnahmen, die die Integration erleichtern, mit.

**Migrantenspezifische Beteiligungsbarrieren**

Die Barrieren der Beteiligung am bürgerschaftlichen Engagement sind nicht spezifisch auf ältere Migranten ausgerichtet, sondern bilden auch für eine nicht unerhebliche Gruppe von älteren Einheimischen ein Hindernis.

Zu den spezifischen Barrieren für ältere Migrantinnen und Migranten zählen:

- mittelschichtorientierte Beteiligungsform (z. B. Sitzungskultur),
- mangelnde Informationen über Beteiligungsformen und zugleich weniger Zugang zu entsprechenden Informationskanälen,
- eine fehlende persönliche Ansprache,
- die Festlegung der Altersgrenze von 60 Jahren für seniorenpolitische Betätigung,
- Zuschreibung „anders“ zu sein, die oftmals mit Inkompetenz gleichgesetzt wird,
- mangelnde finanzielle Unterstützung.

**Wo engagieren sich ältere Migrantinnen und Migranten?**

Sie engagieren sich bei persönlichen Anliegen:

- Verbesserung der Lebens- und Wohnsituation,
- Engagement in Mieter- und Wohninitiativen,
- politische Anliegen, von denen sie als Migranten besonders betroffen sind, wie die doppelte Staatsbürgerschaft.

Ein sehr gelungenes Beispiel in Berlin ist die Bürgerplattform „WIR SIND DA“ zur Förderung bürgerschaftlichen Engagements. In einem Wohnquartier mit einem hohen Anteil an zugewanderter Bevölkerung setzen sich Einheimische wie Zuwanderer für die Belange ihres Stadtteils ein. Besonders ältere zugewanderte Menschen bringen sich hier ein und geben damit eine Vorbildfunktion für die jüngere Generation der Zuwanderer.

### Fazit

Wir hoffen, dass mit diesem Beitrag deutlich wurde: Ältere zugewanderte Menschen haben sich schon immer engagiert und ihr Engagement ist von großer Bedeutung für den Integrationsprozess, auf den eine Gesellschaft nicht verzichten sollte. Und nicht zuletzt sie selbst haben einen Nutzen für ihr Hin-einwachsen in die Aufnahmegesellschaft.

*Protokollführung: Meltem Başkaya, Ulrika Zabel*

## 3.1.6 Frauen aus unserer Mitte und ihre Kompetenzen

*Verantwortlich: Nationales Netzwerk älterer Frauen e.V.*

*und Netzwerk älterer Frauen Sachsen e.V.*

*Moderatorin: Ursula Minsel, Kulturjournalistin*

*Gesprächspartnerin: Christine Clauß, Sozialministerin des Freistaates Sachsen*

Ältere Frauen haben es nicht leicht, sich in der Gesellschaft zu behaupten. Im Gespräch mit der Sozialministerin Christine Clauß wollten wir aufzeigen, dass ältere Frauen durchaus über vielfältige Kompetenzen verfügen.

Die Frage nach ihren wichtigsten Kompetenzen, die sie in ihr Amt als Sächsische Staatsministerin für Soziales einbringen konnte, beantwortete Christine Clauß mit dem Hinweis auf ihren Beruf als Krankenschwester und ihre Erfahrungen aus zehnjähriger Arbeit als Stadträtin der CDU in Leipzig und als Landtagsabgeordnete.

Die Familien bezeichnet sie als ihr großes politisches Thema, das schließt so umfassende Aufgabenfelder wie die Vereinbarkeit von Familie und Beruf und das Zusammenleben mehrerer Generationen ein.

Befragt nach ihren positiven Erfahrungen, die möglicherweise über Sachsen hinaus zu nutzen sind, führte sie aus, dass in Sachsen eine Allianz für die Familie gegründet wurde, für die die Politik die Rahmenbedingungen schafft. In Zukunft soll im Jahr vor Schulbeginn der Kindergartenplatz kostenlos sein.

Auch als Vorsitzende des Landesfachausschusses „Demografischer Wandel“ hat Christine Clauß von 2000 bis 2006 soziale Kompetenz erworben. So hat sich für sie das Bild des älteren Menschen sehr verändert und sie sieht einen Wandel im Hinblick auf das Gebrauchtwerten der Kompetenzen Älterer im Beruf, im Freizeitbereich, in der Arbeit mit Kindern und auf vielen anderen Gebieten.

Sie verwies darauf, dass sich die Seniorenpolitik in Sachsen seit Herbst 1989 verändert hat und dass es heute um die Selbstbestimmung der Senioren und ihre gleichberechtigte Teilhabe am Leben geht. Das Bild der Älteren im Schaukelstuhl habe ausgedient. Die Senioren von heute fühlen sich oft viel jünger, sind geistig und körperlich fit und wollen auch weiter aktiv sein. Sie engagieren sich ehrenamtlich was außerordentlich wichtig ist, weil sie ihre Lebenserfahrungen einbringen können. Dazu gibt es in Sachsen viele Angebote, diese werden weiter gefördert.

Sachsen ist das Bundesland mit dem höchsten Altersdurchschnitt von 45,7 Jahren, erhoben Ende 2008. Die Lebenserwartung von Männern beträgt inzwischen 76,4 Jahre, die von Frauen 82,5 Jahre. In Sachsen ist jeder vierte Bürger über 65 Jahre alt. Christine Clauß zog daraus die Schlussfolgerung, dass wir uns auf vielfältige Weise auf den demografischen Wandel einstellen müssen.

So hat der Freistaat Sachsen ein eigenes Gesundheitsziel „Aktiv Altern“ formuliert. Auch die Altersarmut wird in Zukunft auf uns zukommen, nicht nur in Sachsen. Die jetzige Rentnergeneration ist noch recht gut abgesichert. Aber aufgrund unterbrochener Erwerbsbiografien seit 1989 und der geburten-

schwachen Jahrgänge, die ins Arbeitsleben eintreten, wird es künftig größere Probleme geben.

Eine Frage an die Sozialministerin bezog sich auf ihren persönlichen Einsatz zur Lösung spezieller sozialpolitischer und gesundheitspolitischer Schwierigkeiten im Freistaat Sachsen – so den Ärztemangel vor allem auf dem Lande und die Veränderungen in der Honorierung der Ärzte. „Was konnten Sie erreichen und welche Erwartungen haben Sie an die Bundespolitik?“ fragte Ursula Minsel zu diesem Schwerpunkt.

Ministerin Clauß erklärte, dass es ihr darum geht, dass die gesundheitlichen Probleme der Senioren ernst genommen werden, dass spezielle Alterskrankheiten, wie Osteoporose oder Schlaganfall, entsprechend behandelt werden. Gemeinsam mit der Sächsischen Landesärztekammer, den Freien Wohlfahrtsverbänden und dem Institut für Gesundheitsforschung sind vom Sächsischen



Foto: Charlotte Sattler

Sozialministerin Christine Clauß (l.) gab offen Auskunft zu ihren vielfältigen Kompetenzen.

Sozialministerium dazu Kriterien entwickelt worden. Ziel ist es, die Senioren so lange wie möglich fit zu halten, damit sie aktiv am Leben teilnehmen können. Für die, die Hilfe brauchen, soll ein spezielles, regional angepasstes Pflegenetzwerk auf den Weg gebracht werden, um in diesem Bereich die Qualität weiter zu verbessern.

In Sachsen gibt es sehr viele Pflegeeinrichtungen im besten Zustand. Ausgebaut werden soll verstärkt die ambulante Pflege, damit auch pflegebedürftige Personen möglichst lange zu Hause bleiben können.

An sächsischen Universitäten werden Medizinstudenten finanziell unterstützt, wenn sie sich vertraglich verpflichten, am Ende ihres Studiums eine Hausarztpraxis zu übernehmen.

Abschließend bat Ursula Minsel noch um Antwort auf die folgende Frage: „Wie erholen Sie sich und denken Sie auch schon einmal ans Alter?“

Das beste Mittel gegen Stress seien Spaziergänge mit den beiden Enkelkindern. Zu ihrem Alter stehe sie, so die Ministerin. Sie sehe es als Chance und nicht als Last.

Viele der annähernd 90 Teilnehmerinnen und Teilnehmer nutzten die Gelegenheit, Fragen an die Ministerin zu stellen, wie

- Wird auch in Zukunft die Aufwandsentschädigung von 40 € für das Ehrenamt gezahlt und besteht die Möglichkeit, die Bezugsdauer der Entschädigung von 9 auf 12 Monate zu erhöhen?
- Wie sieht es aus mit der Unterstützung des Sozialministeriums für alleinerziehende Großmütter?

Detaillierte Fragen bezogen sich auf den Aufbau und die Arbeitsweise der Pflegestützpunkte.

Sachkundig und geduldig ging die Sozialministerin auf alle Fragen ein. Dort, wo keine sofortige Zusage möglich war, sagte sie ihre Bereitschaft zur Klärung der Fragen und Sachverhalte zu.

Mit einem herzlichen Beifall bedankten sich die Teilnehmenden bei Christine Clauß, die mit viel Geduld Rede und Antwort gestanden hatte.

*Protokollführung: Thea Kaminski, Gisela Kurtz*

### 3.1.7 Selbsthilfe älterer Menschen

*Verantwortlich: Deutscher Bundeswehrverband (DBwV), Sozialwerk Berlin e.V.*

*Mitwirkende: Rolf Meyer, DBwV; Käte Tresenreuter, Sozialwerk Berlin*

In seiner Einleitung wies **Rolf Meyer** darauf hin, dass das Sozialwerk Berlin eher regional agiert, während der Bundeswehrverband länderübergreifend tätig ist.

**Käte Tresenreuter** ging einleitend auf die Motivation, Zielsetzung und Geschichte des vor 37 Jahren gegründeten Sozialwerks Berlin ein, das von Anfang an nach dem Motto „Ältere Menschen helfen anderen älteren Menschen“ arbeitete:

- mit dem auf ehrenamtlicher Basis aufgebauten Besuchsdienst in Alten- und Pflegeheimen – dem ersten in Berlin,
- mit der Errichtung eines eigenen – ohne öffentliche Mittel geförderten – Alterselbsthilfe- und Beratungszentrums. Das erste in der Bundesrepublik, das von älteren Menschen ehrenamtlich in voller Verantwortung geleitet wird und vor kurzem den 1.000.000 Besucher begrüßen konnte,
- mit der Schaffung der ersten Koordinierungsstelle für ambulante soziale Rehabilitation älterer Menschen, die als Grundlage und Vorbild für die berlinweiten Koordinierungsstellen „Rund ums Alter“ diente. Sie entstand

aufgrund der anlässlich der Heimbesuche gemachten Erfahrungen und bezweckte, dass die Patienten vom Akutkrankenhaus nicht automatisch in ein Pflegeheim gebracht werden, sondern dass sie wieder nach Hause geholt werden und für sie alle benötigten Hilfen organisiert werden. Diese Koordinierungsstellen, denen als integraler Bestandteil auch ehrenamtliche Mitarbeiter angehören, werden jetzt im Nachfolgeprojekt der Bundesregierung über die Einrichtung von Pflegestützpunkten eine bedeutende Rolle spielen.

- mit der Gründung des „Kompetenznetzes für das Alter“, das Wissenschaft, Forschung, Lehre, Praxis und Selbsthilfe partnerschaftlich zusammenbringt,

wurde bewiesen, was ältere Menschen leisten können.

Das Sozialwerk Berlin beschränkt sich aber nicht nur auf die älteren Menschen – nach wie vor die Hauptzielgruppe, sondern unterhält auch Kontakte zu Fachhochschulen, zu auszubildenden Altenpflegern und Sozialarbeitern, zu jungen Praktikanten, aber auch zu Schulklassen.

Auch wenn das Sozialwerk Berlin sein Hauptaugenmerk auf Berlin richtet, dort viele Interessenkreise unterhält, zahlreiche Seminare ausgerichtet hat, durch seine Vorsitzende in vielen Gremien wie dem Landesseniorenbeirat, der Fachgruppe „Ältere Menschen“ des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes und dem Arbeitskreis Berliner Senioren vertreten ist, so hat es ebenfalls immer über den Tellerrand geguckt. Es war an der Gründung einiger Selbsthilfegruppen und -vereine in den neuen Bundesländern beteiligt und hat den Arbeitskreis Mittel- und Osteuropa ins Leben gerufen, dem 12 Länder angehören und der sich einmal im Jahr trifft. Ein besonders erfolgreiches Ergebnis dieser Kontakte war die Errichtung eines Selbsthilfezentrums in Tallinn in Estland, wo inzwischen 103 Selbsthilfegruppen entstanden sind.

Die älteren Menschen brauchen eine Motivation, sie brauchen Ziele, sie müssen merken, dass sie gebraucht werden, sie müssen mehr von der Gesellschaft akzeptiert werden.



Käte Tresenreuter trug abschließend folgendes Grundbekenntnis vor, für das sie um Unterstützung seitens der Anwesenden bat:

*Die ältere Generation hat ein Recht auf selbstbestimmtes Leben!*

*Die Altenselbsthilfe ist ein unverzichtbarer Bestandteil der Altenhilfe, der Altenpolitik und der Gerontologie. Diese Tatsache findet jedoch gesamtgesellschaftlich weder genügend Beachtung noch genügend Unterstützung. Selbsthilfe ist der zeitgemäße Ausdruck für eigenverantwortliches Handeln. Dies erfordert auch ein grundsätzliches Mitspracherecht älterer Menschen bei allen Planungen, Entscheidungen und durchzuführenden Vorhaben, die ihre Belange und Interessen berühren. Somit ist die Selbsthilfe älterer Menschen ein wichtiger Faktor bei der Durchsetzung generationsspezifischer Interessen und wirkt der Fremdbestimmung durch Politik und Wissenschaft entgegen.*

*Wenn wir das Recht des älteren Menschen auf ein Leben in Selbstbestimmung und Eigenverantwortung zur Richtschnur unserer sozialpolitischen Forderungen machen, dann gebührt der Selbsthilfe älterer Menschen größere Beachtung und höherer Respekt.*

*Programmatisch können wir sagen:*

*Nicht nur bürgerschaftliches Engagement (Ehrenamt), sondern ebenso die Selbsthilfe älterer Menschen ist die Zukunft der offenen Altenhilfe.*

Im zweiten Teil des Workshops teilte Rolf Meyer mit, dass man in einem großen Verband mit 206.000 Mitgliedern auch auf die Selbsthilfe angewiesen ist, wenn man z. B. die Fragenkomplexe „Wohnen im Alter“ und „Betreutes Wohnen“ im Netzwerk betrachtet. Darüber existiert ein reger Erfahrungsaustausch innerhalb der Kameradschaften ERH (Ehemalige, Reservisten, Hinterbliebene). Armin Kommand berichtete über ein diesbezügliches Beispiel aus dem Landesverband Nord.

*Protokollführung: W. Arntz-Kohl, Rolf Meyer*

### 3.1.8 Weiterbildung im höheren Bildungsalter

*Verantwortlich: Universität Leipzig, Wiss. Weiterbildung und Fernstudium*

*Moderation: Dr. Yvonne Weigert, Leiterin Wiss. Weiterbildung und Fernstudium*

*Mitwirkende: Udo Kruse, Seniorensprecherrat – Arbeitsgruppe Zeitzeugen;*

*Dr. Ingrid Riebel, Seniorenbeirat des Seniorenkollegs; Helga Röke, Verein zur Förderung des Seniorenstudiums an der Universität Leipzig e. V.*

Nach der Begrüßung durch die Leiterin **Dr. Yvonne Weigert** wurden die beiden Bildungsangebote der Universität Leipzig – das Seniorenstudium und das Seniorenkolleg – vorgestellt.

Dies ist zum einen das Seniorenstudium, bei dem junge Studierende und Senioren im generationenübergreifenden Lernen gemeinsam regulär angebotene Vorlesungen und Seminare der Universität Leipzig besuchen. Zum anderen bietet die Universität Leipzig das Seniorenkolleg an, das ein spezielles Jahresprogramm mit Vorlesungen, Erzählkreisen und Exkursionen ausschließlich für die Kollegiatinnen und Kollegiaten bereithält.

Auch die Vertreter des Seniorensprecherrates, des Vereins zur Förderung des Seniorenstudiums und des Seniorenbeirates des Seniorenkollegs unterstützten den Workshop durch eigene Beiträge und stellten sich den Fragen des Publikums. Udo Kruse berichtete von der Arbeit der Gruppe Zeitzeugen, Dr. Ingrid Riebel vom Seniorenkolleg und den Aufgaben des Seniorenbeirats und Helga Röke stellte den Verein zur Förderung des Seniorenstudiums an der Universität Leipzig e. V. vor.

Im Anschluss hatte das Fachpublikum die Möglichkeit, Fragen zu den einzelnen Bildungsangeboten zu stellen, die umfassend von den Mitwirkenden beantwortet wurden. Die Diskussion zeigte, wie wichtig die Bildungsangebote der Universität Leipzig für Senioren auch in Zukunft sein werden. Es wurden Wünsche geäußert, weitere Angebote zu ermöglichen und Zusatzveranstaltungen zu besonderen Themen – etwa zum Thema „Alter“ – anzubieten.

*Protokollführung: Dr. Yvonne Weigert*



Foto: Cornelia Dieme

Zwei Auszubildende der Stadt Leipzig, die den Besucherinnen und Besuchern hilfreich zur Seite standen.



Foto: Mare-Luise Marchand

Engagierter Austausch zum Thema Generationen lernen gemeinsam: Nachhaltigkeit.

## 3.2 SOZIALE SICHERHEIT

### 3.2.1 Forum B: Alter in FINANZIELLER SICHERHEIT leben

#### B1: Alterssicherung in Deutschland – Befunde zu Stand und Perspektiven

Moderation: Edda Schliepack, Sozialverband Deutschland (SoVD) Präsidiumsmitglied, Bundesfrauensprecherin

##### Vorträge:

- Wie sicher ist der Lebensstandard im Alter? Alterssicherung im Wandel  
*Dr. Reinhold Thiede, Leiter des Bereichs Entwicklungsfragen der sozialen Sicherheit bei der Deutschen Rentenversicherung Bund*
- Altersarmut – schon in Sicht oder nur blinder Alarm?  
*Ulrike Mascher, Präsidentin des Sozialverbandes VdK*
- Brüche in der Arbeitswelt: Absturz der Renten vorprogrammiert?  
*Dr. Heinz Stapf-Finé, Leiter der Abt. Sozialpolitik im DGB-Bundesvorstand*
- Reformbedarf in der Alterssicherung – Ursachen und Perspektiven,  
*Prof. Dr. Barbara Riedmüller, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaften, Freie Universität Berlin*

#### B2: Finanzielle Sicherheit oder Altersarmut – Grundanforderungen für ein Altern in Würde

Moderation: Dr. Frank-Michael Pietzsch, Vorsitzender des LV Thüringen der Volkssolidarität, Mitglied des Bundesvorstandes, Minister a. D.

##### Vorträge:

- 10 Forderungen des SoVD zur Verhinderung von Altersarmut  
*Adolf Bauer, Präsident des Sozialverbandes Deutschland (SoVD)*
- Das Rentenmodell der katholischen Verbände –  
Sicherheit und Solidarität im Alter ist möglich  
*Birgit Zenker, Bundesvorsitzende der Kath. Arbeitnehmerbewegung (KAB)*
- Eine Bürgerversicherung für die Rente – ein Vorschlag der IG BAU  
*Andreas Steppuhn, Mitglied des Vorstands der IG BAU, MdB*
- Deutsche Einheit vollenden – Perspektiven für eine Angleichung des Rentenwerts Ost,  
*Dr. Hartmut Hoffmann, Vizepräsident der Volkssolidarität*

### B3: Finanzielle Sicherheit im Alter – Herausforderung für Politik und Gesellschaft

Moderation: Petra Schwarz, freie Journalistin, Berlin

#### Einführende Kurzstatements

##### Alterssicherung: Was muss sich ändern? – Unsere Erwartungen an die Politik

- Heinz Ossenkamp, stv. Bundesvorsitzender des Dt. Beamtenbundes (dbb)
- Irmgard Gruner, Sprecherin des Seniorenbeirates der Stadt Leipzig
- Judith Kerschbaumer, Leiterin Abt. Sozialpolitik in der ver.di Bundesverwaltung
- Rolf Meyer, Mitglied des Vorstandes des Deutschen Bundeswehrverbandes
- Werner Moritz, Sprecher der DGB-Senioren Berlin-Brandenburg
- Renate Reymann, Präsidentin des Deutschen Blinden- und Sehbehindertenverbandes (DBSV)

##### Gesprächsrunde mit rentenpolitischen Expertinnen und Experten der Bundestagsfraktionen:

- Gregor Amann\*, MdB, SPD-Fraktion
- Dr. Erwin Lotter, MdB, FDP-Fraktion
- Irmgard Schewe-Gerigk\*, MdB, Fraktion Bündnis 90/DIE GRÜNEN
- Volker Schneider\*, MdB, Fraktion DIE LINKE

Verantwortlich: Sozialverband Deutschland (SoVD), Volkssolidarität Bundesverband e.V.



Foto: Dieter Gruner

Teilnehmende am Forenblock F3: v.l. Renate Reymann, Heinz Ossenkamp, Judith Kerschbaumer, Gregor Amann, Irmgard Gruner, Irmgard Schewe-Gerigk, Volker Schneider, Rolf Meyer, Petra Schwarz, Dr. Erwin Lotter.

\* Mitglied des Bundestages bis Oktober 2009.

### B1: Alterssicherung in Deutschland – Befunde zu Stand und Perspektiven

Zu Beginn des Forums stellte **Dr. Reinhold Thiede**, Leiter des Bereichs Entwicklungsfragen der sozialen Sicherheit und Altersvorsorge bei der Deutschen Rentenversicherung Bund (DRV), dar, dass es für die Alterssicherung über lange Zeiträume keine absolute Sicherheit geben könne.

Er erläuterte, wie sich das System der Alterssicherung durch das politisch bestimmte neue Leitbild verändert habe. Die Gesetzliche Rentenversicherung (GRV) habe nicht mehr die Aufgabe, allein den Lebensstandard im Alter zu sichern. Das solle nun im Zusammenspiel mit Betriebsrenten und privater Altersvorsorge geschehen. Risiken seien aber sowohl im Hinblick auf das alte als auch auf das neue Leitbild unverkennbar. Während sich für die gesetzliche Rente die demografische Entwicklung negativ auswirken könne, habe gerade die Finanzmarktkrise gezeigt, dass kapitalgedeckte Formen der privaten und betrieblichen Altersvorsorge ebenfalls Risiken unterworfen seien. Unter diesen Aspekten plädierte Dr. Thiede dafür, den Lebensstandard im Alter durch eine „starke Rentenversicherung und eine leistungsfähige betriebliche und private Zusatzsicherung“ zu gewährleisten.

„Altersarmut ist in Sichtweite“, stellte die Präsidentin des Sozialverbandes VdK **Ulrike Mascher** fest. Sie wandte sich dagegen, sich mit dem Argument zurückzulehnen, dass derzeit offiziell erst etwas über zwei Prozent der über 65-jährigen Grundsicherung beziehen müssten.

Ulrike Mascher verwies unter anderem auf die seit 2003 gestiegene Zahl der Bezieher von Grundsicherung im Alter sowie auf die Zahl derer, die aus verschiedenen Gründen trotz Anspruchs diese Sozialleistung nicht beantragen. „Altersarmut ist weiblich“ und treffe vor allem Alleinerziehende, stellte sie wie andere Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Forums fest.

Die Frage, ob der „Absturz in die Altersarmut vorprogrammiert“ sei, beantwortete **Dr. Heinz Stapf-Finé**, Leiter der Abteilung Sozialpolitik beim DGB,

mit einem klaren „Ja“. Er verwies auf die Brüche in der Arbeitswelt als Folge von Arbeitslosigkeit, Niedriglöhnen und prekärer Beschäftigung. Hinzu kämen das sinkende Rentenniveau infolge der Reformen der letzten Jahre und die Rente mit 67. Schon im Rückblick sei z. B. zu verzeichnen, dass die durchschnittlichen Zahlbeträge bei den Altersrenten im Zeitraum 1999 bis 2007 rückläufig sind. Auch Bezieher einer Erwerbsminderungsrente seien verstärkt armutsgefährdet. Die Entwicklung der Arbeitswelt mit Niedriglöhnen, unsicheren Beschäftigungsverhältnissen und Folgen der Arbeitslosigkeit führen auch künftig zu mehr Altersarmut. Diese Entwicklung sei „keine Naturkatastrophe“, sondern politisch gewollt, stellte der DGB-Vertreter fest.

Er forderte

- Reformen in der Arbeitswelt, zu denen die Einführung eines gesetzlichen Mindestlohns nicht unter 7,50 €, die Durchsetzung sozialer Standards, die Einschränkung der Leiharbeit sowie der Ausbau der gesundheitlichen Prävention in den Betrieben gehören müssen,
- flexible Übergänge aus dem Erwerbsleben in die Rente, eine bessere Absicherung von erwerbsgeminderten Menschen sowie den Stopp der Rente mit 67,
- soziale Reformen in der Alterssicherung, insbesondere die Einführung einer Erwerbstätigenversicherung, den Stopp der Absenkung des Leistungsniveaus der gesetzlichen Rente, eine bessere Absicherung von Niedrigverdienern sowie von Langzeitarbeitslosen.

Die Wissenschaftlerin **Prof. Dr. Barbara Riedmüller** verwies auf das hohe Armutsrisiko von Frauen, insbesondere in den alten Bundesländern, tendenziell aber auch in den neuen Ländern. Besonders gefährdet seien alleinstehende Frauen ohne zusätzliche Altersbezüge (z. B. Hinterbliebenenrente), insbesondere Geschiedene und Unverheiratete. Sie sprach davon, dass generell das Bruttorentenniveau in den Rentenzugangsjahren kontinuierlich absinken werde. Diese Entwicklung bewertete sie als Ergebnis der Renten-Reformen, der zunehmenden Brüche in den Erwerbsbiografien sowie der Einkommensentwicklung (Niedriglöhne).

Prof. Riedmüller setzte sich dafür ein, Niedrigeinkommen und Teilzeitarbeit in der Rente höher zu bewerten, Mindestrentenniveaus zu definieren und – bezogen auf die Haushaltssituation im Alter – von einer Individualbemessung der Einkünfte auszugehen.

In der Diskussion kritisierte sie die Politik dafür, dass es in der Alterssicherung nur „diffuse Ziele“ gebe. Die private Altersvorsorge habe die bestehenden Ungleichheiten verstärkt.

## B2: Finanzielle Sicherheit oder Altersarmut – Grundanforderungen für ein Altern in Würde

Vor dem „gefährlichen Armutscocktail“ aufgrund von Arbeitslosigkeit, Niedriglöhnen und prekärer Beschäftigung, verbunden mit realen Rentenkürzungen und sinkendem Rentenniveau, warnte **Adolf Bauer**, Präsident des Sozialverbandes Deutschland (SoVD).

In den Mittelpunkt seines Beitrags stellte er „10 Forderungen des SoVD zur Vermeidung von Altersarmut“. Um die Altersarmut von morgen zu verhindern, müsse heute gehandelt werden. Dazu dürfe das System der gesetzlichen Rente nicht leichtfertig durch etwas Neues ersetzt, sondern es müsse bewahrt und den veränderten Biografien und Arbeitsmarktbedingungen angepasst werden.

Der SoVD fordere, den Werteverfall der Rente zu stoppen und diese wieder, verbunden mit einem Inflationsschutz, an die Lohnentwicklung anzupassen. Die eingeführten Faktoren zur Kürzung des Leistungsniveaus der gesetzlichen Rente müssten wieder zurückgenommen und die Gesetzliche Rentenversicherung zu einer Erwerbstätigenversicherung ausgebaut werden, sagte der SoVD-Präsident. Er machte wie schon zuvor DRV-Vertreter Dr. Thiede auf das Problem der Erwerbsminderungsrenten mit hohen Abschlägen aufmerksam. Der SoVD setze sich dafür ein, die Abschläge auf Erwerbsminderungsrenten abzuschaffen.

Altersarmut sei nicht nur ein Problem der Betroffenen, sondern untergrabe auch die Akzeptanz der solidarischen Rentenversicherung. Wenn die Rentenversicherung für eine steigende Zahl von Versicherten keine ausreichenden Renten mehr gewährleisten könne, werde irgendwann die Frage nach ihrer verfassungsrechtlichen Legitimität als Pflichtversicherung gestellt. Dies würde das Erfolgsmodell der solidarischen Rentenversicherung in eine schwere Krise bringen. Deshalb fordere der SoVD die Politiker aller Parteien auf, die Gefahr einer steigenden Altersarmut nicht länger schönzureden und zu ignorieren. Die Verhinderung von Altersarmut müsse nach der Bundestagswahl unverzüglich angepackt werden.

Mehrfach wurde in der Veranstaltung gefordert, die gesetzliche Rente zu stärken, indem sie zu einer Erwerbstätigenversicherung ausgebaut wird.

Einen anderen Weg, der ebenfalls auf die Vermeidung von Altersarmut abzielt, wollen katholische Verbände gehen. Dazu hat die Katholische Arbeitnehmerbewegung (KAB) gemeinsam mit anderen katholischen Sozialorganisationen einen eigenen Vorschlag ausgearbeitet.

**Birgit Zenker**, Bundesvorsitzende der KAB, stellte das dreistufige Modell vor. Eine *Sockelrente* als Mindestsicherung für alle, verbunden mit einer *Pflichtversicherung* für Beschäftigte und ergänzt durch *betriebliche und private Altersvorsorge*, soll helfen, den Lebensstandard im Alter zu sichern. Mit diesem Modell, das in einem Gutachten des ifo-Instituts 2007 positiv bewertet wurde, sollen zugleich die eigenständige Alterssicherung von Frauen und Männern gestärkt und die Erziehungsleistungen von Eltern besser in der Rente anerkannt werden.

Birgit Zenker erläuterte, dass das KAB-Modell für eine solidarische und gerechte Rente laut ifo-Gutachten langfristig finanzierbar sei und nicht auf verfassungsrechtliche Bedenken stoßen würde. Anhand von Modellrechnungen verdeutlichte sie, dass im Vergleich zum geltenden Recht vor allem Niedrigverdiener sowie Frauen mit Ausfallzeiten wegen Kindererziehung vom KAB-Modell profitieren würden. Für Durchschnittsverdiener würde sich die gleiche Rentenleistung wie nach geltendem Recht ergeben, während sich für Besser-

verdienende (d. h. 50 % über dem Durchschnittsverdienst) eine vergleichsweise niedrigere Rentenleistung ergeben würde.

**Andreas Steppuhn**, Vorstandsmitglied der IG Bau-Agrar-Umwelt (BAU) und SPD-Bundestagsabgeordneter, kritisierte den „weltweiten neoliberalen Kurs zur Privatisierung der Alterssicherung“. Dagegen liege die solidarische, gesetzliche Rentenversicherung im Vergleich mit Anlagen auf den Finanzmärkten gut im Rennen – auch was die individuelle Rendite betreffe. Es sei höchste Zeit, die gesetzliche Rente wieder zu stärken. Deshalb setze sich die IG BAU für eine Bürgerversicherung für die Rente ein, in die alle Einkommensarten einbezogen werden sollten: „Wenn alle einzahlen, reicht die Rente für ein gutes Leben.“

*Es müsse der Grundsatz gelten: „Alle zahlen fair ein.“ Dazu gehöre, dass*

- alle Erwerbstätigen (und langfristig alle Bürger) in die Versicherung geholt werden,
- auch auf Einkommen aus Vermögen oder auf Einkommen aus Vermietung und Verpachtung Beiträge fällig werden, nicht mehr nur auf Arbeitseinkommen wie heute,
- gleichzeitig die Beitragsbemessungsgrenze gestrichen wird und auf höchste Einkommen Beiträge fällig werden,
- ein Beitrags-Euro aus sehr hohen Einkommen weniger Rente bringt als ein Beitrags-Euro aus normalen Einkommen.

Andreas Steppuhn machte deutlich, dass dieses Modell einer Bürgerversicherung in der Rente real zu einer „sozialen Rente“ führen würde, die diesen Namen auch verdiene.

Der Vizepräsident der Volkssolidarität **Dr. Hartmut Hoffmann** sprach sich für die baldige Angleichung des Rentenwertes Ost an den Rentenwert West aus. Diese sei „nicht nur legitim, sondern auch sozialpolitisch dringend geboten“.

Die Forderung nach einer Angleichung der Lebensverhältnisse Ost an West, insbesondere bei Löhnen und Renten, sei nicht nur durch das Grundgesetz ausreichend legitimiert. Sie verdiene auch aus Gerechtigkeitsgründen Unterstützung.

Dr. Hoffmann verwies darauf, dass aufgrund der überdurchschnittlich hohen Arbeitslosigkeit die Gefahr von Altersarmut in den neuen Ländern besonders hoch sei. Ferner sei zu berücksichtigen, dass es im Osten so gut wie keine Betriebsrenten, Pensionen oder nennenswerte Vermögenseinkünfte gibt.

Die Volkssolidarität unterstütze den bereits 2006 unterbreiteten ver.di-Vorschlag von steuerfinanzierten Zuschlägen im Stufenmodell. Hoffmann betonte: „Es darf keine Lösung zulasten der Versicherten und Rentner in den alten Ländern geben. Durch die Steuerfinanzierung muss gesichert werden, dass für sie im Bereich der Gesetzlichen Rentenversicherung keine höheren Belastungen entstehen.“ Aus Sicht der Volkssolidarität sei der Bund der Ausfallbürge für die Erfüllung des Einigungsvertrages, wenn die dort festgelegte Systematik der Rentenangleichung über die Löhne nicht mehr funktioniere. „Gerade in Zeiten



Foto: Charlotte Sattler

Dr. Erwin Lotter und Irmgard Schewe-Gerigk auf dem Podium.

der Finanzkrise erleben wir, wie sich der Bund ganz schnell mit Hunderten von Milliarden Euro in die Rolle des Ausfallbürgen für das Bankensystem begeben hat.“ Der Bund stehe aber nicht nur in der Pflicht gegenüber Aktionären und Anlegern, sondern auch gegenüber Rentnern und Erwerbstätigen, wenn es um die Alterssicherung geht.

### B3: Finanzielle Sicherheit im Alter – Herausforderung für Politik und Gesellschaft

Hier diskutierten Vertreter von BAGSO-Mitgliedsorganisationen mit Vertretern der Bundestagsfraktionen von SPD, FDP, Bündnis 90/DIE GRÜNEN und DIE LINKE über **Perspektiven für ein Alter in finanzieller Sicherheit**.

Einleitend wurden von den Vertreterinnen und Vertretern der BAGSO-Mitgliedsorganisationen in **Kurzstatements** Forderungen an die Politik vorgetragen.

**Irmgard Gruner**, Sprecherin des Seniorenbeirats der Stadt Leipzig, begründete, warum endlich eine Angleichung des Rentenwerts Ost an den der alten Bundesländer erforderlich sei. Dabei bezog sie Erfahrungen aus Gesprächen mit Leipziger Senioren ein. Sie forderte die Politik zu einer Änderung auf, „damit nicht Generationen von Rentnern Ost die Verlierer der Wende sind“.

**Heinz Ossenkamp**, stv. Bundesvorsitzender des Deutschen Beamtenbundes (dbb), forderte einen Schutzschirm für die gesetzliche Rente und die Beamtenversorgung. Rente und Beamtenversorgung seien Geld für geleistete Arbeit. Mit Blick auf das unterschiedliche Leistungsniveau der beiden Alterssicherungssysteme erinnerte er an die Bifunktionalität der Beamtenversorgung. Mit der Kürzung ihrer Bezüge müssten Beamte und Versorgungsempfänger bereits einen erheblichen finanziellen Eigenbeitrag für die Versorgungsrücklage leisten.

**Judith Kerschbaumer**, Leiterin der Abteilung Sozialpolitik im ver.di-Bundesvorstand, erläuterte die ver.di-Forderungen zur Rente, insbesondere die Ein-

führung einer Rente nach Mindesteinkommen, die Abführung von höheren Beiträgen für Langzeitarbeitslose, eine bessere rentenrechtliche Bewertung von Familien- und Pflegearbeit sowie die Rücknahme der Verschlechterungen bei den Erwerbsminderungsrenten. Sie informierte über den ver.di-Vorschlag, das noch unterschiedliche Rentenrecht in den alten und neuen Ländern stufenweise zu beseitigen und gleiche Lebensleistungen in der Rente gleich zu behandeln.

**Rolf Meyer**, Mitglied des Vorstandes des Deutschen Bundeswehrverbandes, sprach sich gegen unangemessene Belastungen bei der Altersvorsorge von Berufssoldatinnen und Berufssoldaten aus. So müssten insbesondere die Benachteiligungen der Betroffenen beim Versorgungsausgleich im Ehe- und Familienrecht aufgehoben werden. Auch die Versorgungslücke bei Soldaten mit Vordienstzeiten in der NVA müssten vor allem durch eine Beseitigung der besonderen Hinzuverdienstgrenzen geschlossen werden.

**Werner Moritz**, Sprecher der DGB-Senioren Berlin-Brandenburg, forderte eine Alterssicherung, die eine lebensstandardsichernde, armutsfeste Rente für ein würdevolles Leben im Alter ermöglicht. Dazu müssten auch Löhne und Gehälter gezahlt werden, mit denen Arbeitnehmer von ihrem Verdienst leben können, ohne dass sie als sog. Aufstocker auf soziale Unterstützung angewiesen sind. Nur durch gute Löhne können auch Ansprüche auf gute Renten erworben werden.

**Renate Reyman**n, Präsidentin des Deutschen Blinden- und Sehbehindertenverbandes (DBSV), forderte in ihrem Statement

- eine verlässliche Sozialpolitik, Sicherung des Renten- und Gesundheitssystems sowie Schutz vor Altersarmut,
- Kampf gegen Diskriminierung und Benachteiligung von Menschen mit Behinderungen,
- Sicherung und Weiterentwicklung des Nachteilsausgleiches für blinde und sehbehinderte Menschen.

In diesem Zusammenhang sprach sie sich insbesondere für ein eigenständiges Leistungsgesetz für Menschen mit Behinderungen aus. Dabei sei zu berücksichtigen, dass „der Unterstützungs- und Hilfebedarf behinderter älterer Menschen regelmäßig nicht aus der Rente gedeckt werden kann und auch die Pflegeversicherung dafür nur in eng begrenzten Teilbereichen aufkommt“. Leistungen zum Ausgleich von Benachteiligungen müssen einkommens- und vermögensunabhängig gewährt werden, damit blinde ältere Menschen nicht von einem selbstbestimmten Leben und sozialer Teilhabe ausgeschlossen werden.

In der nachfolgenden Diskussion mit den Bundestagsabgeordneten stand die Frage der Angleichung des Rentenwerts Ost an den der alten Länder im Vordergrund. Mehrere Besucherinnen und Besucher des Forums forderten die Politiker auf, hier endlich tätig zu werden.

Der Abgeordnete **Gregor Amann** (SPD) verwies auf die Schwierigkeiten einer Lösung, die sich aus der Frage ergebe, wie künftig mit der Hochwertung der Verdienste der Ost-Beschäftigten für die Ermittlung der Rentenansprüche verfahren werden solle. Er machte deutlich, dass bei einer Angleichung des Rentenwerts Ost die Privilegierung der Ost-Beschäftigten durch die Hochwertung nicht mehr vertretbar sei und eingestellt werden müsse.

**Irmgard Schewe-Gerigk** (Bündnis 90/DIE GRÜNEN) verwies auf den Vorschlag ihrer Fraktion, die gegenwärtige Praxis der Hochwertung von Ost-Verdiensten durch eine generelle Betterbewertung von Niedrigverdiensten in der Rentenversicherung zu ersetzen.

Der Abgeordnete **Volker Schneider** (DIE LINKE) unterstützte den ver.di-Vorschlag für ein Stufenmodell mit steuerfinanzierten Angleichungszuschlägen. Er sprach sich für eine Prüfung der Hochwertungspraxis aus, die der differenzierten Entwicklung von Löhnen und Gehältern in Ost und West Rechnung trägt, ohne den erheblichen Rückstand Ost im Gesamtniveau zu ignorieren.

**Dr. Erwin Lotter** (FDP) sprach sich für eine Vereinheitlichung des Rentenrechts in Ost und West aus, wie sie von der Bundestagsfraktion der FDP vor-

geschlagen wurde. Ergänzend sollte für die Rentner im Osten die Möglichkeit bestehen, im Vorgriff auf eine perspektivische Angleichung eine einmalige Abfindung zu beziehen.

Ein weiterer Diskussionspunkt war die Einführung einer Erwerbstätigenversicherung, die mit unterschiedlichen Akzentsetzungen von der Vertreterinnen und Vertretern der Fraktionen von SPD, DIE LINKE und Bündnis 90/DIE GRÜNEN unterstützt wurde. Der Vertreter der FDP plädierte dagegen für einen weiteren Ausbau der privaten Altersvorsorge.

*Protokollführung: B1/B2/B3: Dr. Alfred Spieler und Ragnar Hoenig*

#### ► Zusammenfassende Ergebnisse:

1. Rente ist Lohn für Lebensarbeit und kein Almosen. Es besteht die große Gefahr, dass Altersarmut wieder ansteigt. Um dies zu verhindern, muss jetzt gehandelt werden.
2. Für finanzielle Sicherheit im Alter sind dringend Änderungen in der Erwerbsphase notwendig. Arbeitslosigkeit, Niedriglöhne und prekäre Beschäftigung müssen zurückgedrängt werden.
3. Gleiche Lebensarbeitsleistungen in Ost und West müssen in der Rente gleich anerkannt werden. Eine bald absehbare Angleichung der Renten Ost bleibt eine vordringliche Aufgabe für die Politik.
4. Altersarmut ist eine reale Gefahr. Daher muss die Politik jetzt handeln.

## 3.3 PFLEGE UND PRÄVENTION

### 3.3.1 Forum C: Alter SELBSTBESTIMMT und UMSORGT leben

*Verantwortlich: Sozialverband VdK Deutschland, Arbeiterwohlfahrt Bundesverband (AWO), Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW)*

#### C1: Selbstbestimmt leben auch bei Pflegebedürftigkeit – Anforderungen aus Sicht der Betroffenen und ihrer Angehörigen

*Moderation: Heide-Marie Wenda, Sozialverband VdK Deutschland*

*Referentinnen und Referenten:*

- Helga Walter, Vorsitzende der BAG Landesseniorenvertretungen e.V.
- Katrin Markus, Geschäftsführerin der Bundesinteressenvertretung der Nutzerinnen und Nutzer von Wohn- und Betreuungsangeboten im Alter und bei Behinderung (BIVA) e.V.
- Eva Richter, AWO Wohnen & Pflegen gGmbH, Seniorenzentrum Vahrenwald
- Jens Kaffenberger, Sozialverband VdK Deutschland

#### C2: Häusliche Versorgung und stationäre Pflege – Erfordernisse aus Sicht von Expertinnen und Experten

*Moderation: Dr. med. Rudolf Gottlieb Fitzner, Hartmannbund*

*Referentinnen und Referenten:*

- Regina Mannel, Abteilungsleiterin im Sächsischen Staatsministerium für Soziales
- Dr. Peter Michell-Auli, Geschäftsführer des Kuratoriums Deutsche Altershilfe (KDA)
- Prof. Dr. Wolf D. Oswald, Dachverband der Gerontologischen und Geriatrischen Wissenschaftlichen Gesellschaften Deutschlands e.V. (DVGG)
- Dr. med. Rainer Neubart, Chefarzt der Klinik für Innere Medizin 3 – Geriatrie, Sana Klinikum Lichtenberg
- Jürgen Sandler, Deutscher Gewerkschaftsbund (DGB), Referat Gesundheitspolitik und Pflege beim Bundesvorstand

#### C3: Rolle und Funktion sozialer Arbeit für ältere Menschen – Was hält die Gesellschaft zusammen?

*Moderation: Katharina Sperber, Journalistin der Frankfurter Rundschau*

*Referentinnen und Referenten:*

- Olaf Christen, AWO Bundesverband
- Karin Sauck, Bundesseniorenausschuss der GEW



## C1: Selbstbestimmt leben auch bei Pflegebedürftigkeit – Anforderungen aus Sicht der Betroffenen und ihrer Angehörigen

**Helga Walter**, Vorsitzende der BAG Landesseniorenvertretungen, erörterte das Thema des Forums unter folgenden Gesichtspunkten: Selbstbestimmtes Leben sei die Basis für Freiheit und Unabhängigkeit. Gleichzeitig bedeute es, unabhängige Entscheidungen für sein Leben zu treffen und Verantwortung für sein Handeln zu übernehmen. Untersagte Selbstbestimmung bedeute Fremdbestimmung durch andere Menschen. Zu einer Gefährdung des Wohlbefindens komme es, wenn die notwendigen Bedürfnisse durch andere Menschen festgelegt und durch fremde Vorgaben eingeschränkt werden.

Der Begriff der Pflegebedürftigkeit spiele eine zentrale Rolle: Die alte Definition des Gesetzgebers gehe davon aus, dass für eine körperliche, geistige oder seelische Krankheit oder Behinderung für die gewöhnlichen und regelmäßig wiederkehrenden Verrichtungen in erheblichem oder höherem Maße Hilfe benötigt werde – für Körperpflege, Ernährung, Mobilität und hauswirtschaftliche Versorgung. Die Empfehlungen für den neuen Pflegebedürftigkeitsbegriff zielten darauf ab, dass er differenzierter, stärker an Lebenslagen orientiert und auf den Grad der Selbstständigkeit bezogen sein solle. Von der Politik erwarte Helga Walter die schnelle Einführung der Begutachungskriterien für den neuen Pflegebedürftigkeitsbegriff, die umfassende Information der Menschen, die Schulung der Begutachter und Pflegenden sowie die Schaffung des schon lange diskutierten Patientenrechtegesetzes.

Aus einer Bestandsaufnahme zur Situation Pflegebedürftiger leitete sie den Veränderungsbedarf ab: Gesundheitsförderung, Prävention und Rehabilitation müssten nach den Möglichkeiten der Gesetze umgesetzt werden. Die verschiedenen Versorgungsbereiche müssten kommunizieren und „Hand in Hand“ arbeiten, die Qualifikation der Ärzte und des Personals müsse im Hinblick auf das Alter verbessert werden. Medikamente müssten auch für Kinder und ältere Menschen getestet werden, die Versorgung müsse mehr auf den Erhalt der Alltagskompetenz, der Selbstständigkeit und der Mitbestimmung ausgerichtet sein. Netzwerke müssten in kleinen Flächen entstehen, damit alle

dort vorhandenen Angebote bekannt und genutzt werden könnten. Einweisungen in Pflegeheime müssten durch die Vernetzung der Angebote so lange wie möglich verhindert werden, Angehörige sollten in einem Netzwerk Hilfe und Beratung erhalten und entlastet werden.

Zu den weiteren Rahmenbedingungen für ein selbstbestimmtes Leben gehöre die rechtliche Absicherung der Patientenverfügung, Grundsicherung und Mindestlohn in einer auskömmlichen Höhe zum Bestreiten des Lebensunterhaltes, Vorsorge gegen Altersarmut und Schaffung von wohnortnahen Strukturen.

Der Ausgangspunkt für die Ausführungen von **Katrin Markus**, Geschäftsführerin der BIVA, war die Feststellung, dass die gesellschaftlichen Gegebenheiten zu individuellen Überlegungen nach geeigneten Wohnformen zwingen. Auch die Veränderungen in den Familienstrukturen führten zu Abhängigkeiten von außerfamiliären Unterstützungsleistungen. Wenn dies nicht zu Fremdbestimmung führen solle, müssten frühzeitig individuelle Überlegungen nach geeigneten Wohnformen im Alter getroffen werden. Die „Charta der Rechte hilfe- und pflegebedürftiger Menschen“ habe die gesellschaftliche Aufmerksamkeit für das Recht auf selbstbestimmte Lebensführung befördert. Sie besage, dass jeder hilfe- und pflegebedürftige Mensch das Recht auf Hilfe zur Selbsthilfe und auf Unterstützung habe, um ein möglichst selbstbestimmtes und selbstständiges Leben führen zu können.

Der Mix von Wohnen und Betreuung halte Angebote in Wohngemeinschaften, Hausgemeinschaften, beim Wohnen im Quartier, im Betreutes Wohnen/ Servicewohnen, durch ambulante Hilfen und als stationäre / teilstationäre Versorgung bereit. Die rechtzeitige Vorbereitung auf den „Ernstfall“ ohne Zeitdruck sichere Selbstbestimmung und sei gleichzeitig ein Beitrag zur Marktbeeinflussung und Marktregulierung.

Informationen zur Lebensqualität bei Hilfe- und Betreuungsbedarferleichterten die Meinungsbildung bei der Suche nach der passenden Wohnform mit Betreuungsangeboten. Checklisten und Verzeichnisse der Kommunen, Pflegekassen oder kommerzieller Anbieter listeten ausschließlich Strukturdaten auf. Über

die Einhaltung von Qualitätsstandards und die Gewährung von Lebensqualität sagten sie nichts aus. Lebensqualität sei aber Grundlage für Wohlbefinden und Selbstständigkeit. Im BIVA-Heimverzeichnis ([www.heimverzeichnis.de](http://www.heimverzeichnis.de)) würden auch Aussagen zur Lebensqualität gemacht.

Wichtig sei eine autonome Meinungsbildung über die eigenen Präferenzen. Hierzu solle man sich aufschreiben, was wichtig sei, und dazu die Leitungskräfte sowie die Mitbewohner und ihr Vertretungsorgan befragen und ggf. Möglichkeiten des Probewohnens nutzen.

**Eva Richter**, AWO Wohnen & Pflegen, bezog in ihre Überlegungen auch ihre Erfahrungen aus der Arbeit im Seniorenzentrum Vahrenwald ein. Die Betreuung von Menschen mit Demenz sei in der stationären Altenhilfe noch immer eine besondere Herausforderung. Eine Heimaufnahme erfolge häufig erst in einem fortgeschrittenen Stadium der Demenz und es lägen meist noch weitere gesundheitliche Einschränkungen vor. Um ein selbstbestimmtes und umsorgtes Leben zu ermöglichen, seien nicht nur gute, innovative Konzepte von Bedeutung, sondern auch eine besondere Qualifikation der Pflege- und Betreuungspersonen.

Menschen mit Demenz könnten ihr Unwohlsein meist nur noch über ihr Verhalten mitteilen. Deshalb sei es unerlässlich, dass Pflege- und Betreuungspersonen in der Lage seien, dieses Verhalten zu beurteilen und mögliche Ursachen zu erkennen. Zudem müssten sie über ein breites Spektrum auch an nicht-medikamentösen Handlungsmöglichkeiten verfügen können. Die Zusammenhänge verdeutlichte Eva Richter am Beispiel von Menschen mit Demenz, die zusätzlich von Schwerhörigkeit betroffen sind: Die Betroffenen zeigten z.B. Abwehrverhalten bei der Versorgung, da sie die Erklärungen der Pflegenden nicht hören und somit nicht verstehen könnten. Werde die Schwerhörigkeit nicht erkannt, werde das Abwehrverhalten u.U. als eine psychische Störung infolge der Demenzerkrankung interpretiert und es erfolge der Einsatz von Psychopharmaka. Der Betroffene bleibe weiterhin durch die Schwerhörigkeit von seinem Umfeld isoliert und entwickle weitere Verhaltensauffälligkeiten. Speziell qualifizierte Pflege- und Betreuungskräfte würden jedoch alle möglichen

Ursachen für ein Abwehrverhalten, wie z.B. Schmerzen oder eine Hörbeeinträchtigung, durch eine fachärztliche Untersuchung prüfen lassen und die notwendigen Maßnahmen ergreifen, damit sich der betroffene Bewohner bei der Versorgung möglichst wohl fühlt und bestmöglich versteht, womit ihm geholfen werden solle.

Ein weiteres Problem sei der Mangel an Fachärzten (z.B. Neurologen und HNO-Ärzten) die regelmäßig in stationäre Altenpflegeeinrichtungen kommen. Dringend notwendig seien auch feste Kooperationen mit Hörgeräteakustikern, Beratungsstellen und weiteren unterstützenden Partnern.

Schließlich seien neue allgemeingültige Vorgaben für eine höhere Qualifikation von Pflege- und Betreuungsmitarbeitern und eine entsprechende Vergütung erforderlich sowie Richtlinien für eine qualifizierte Betreuung. Netze der medizinischen und begleitenden Versorgung seien vorzuhalten, auch müsse ausreichend Zeit für eine angemessene Betreuung zur Verfügung stehen. Dies werde dazu beitragen, das meist zu Unrecht schlechte öffentliche Bild vom „Altenheim“ zu verbessern.

**Jens Kaffenberger**, Sozialverband VdK Deutschland, setzte sich dafür ein, die Voraussetzungen zu verbessern, dass pflegebedürftige Menschen ihre individuelle Lebens- und Wohnsituation selbst bestimmen können. Bislange mangle es jedoch an einer ausreichenden Finanzierung ambulanter und teilstationärer (Tagespflege) Leistungen wie auch an einem niedrigschwelligen, vernetzten Angebot, das flexibel auf Bedarfe reagiere. Die ambulanten Sachleistungsbeiträge müssten deutlich angehoben werden, insbesondere in Pflegestufe I. Ganz entscheidend sei die Frage der gleichberechtigten Einbeziehung von Demenz in den Begriff der Pflegebedürftigkeit. Selbstbestimmung müsse auch den stationären Bereich einbeziehen. Nach wie vor kämen die psycho-sozialen Bedürfnisse von Heimbewohnern zu kurz.

Innovative Wohnformen wie Senioren-Wohngemeinschaften und Mehr-Generationen-Wohnen sowie niedrigschwellige Betreuungsangebote seien zu fördern und die Finanzierung zu verbessern. Die Barrierefreiheit aller Lebens-

bereiche sei entscheidend für eine selbstständige Lebensführung, die Wohnraumberatung sei auszubauen sowie der Zuschuss der Pflegeversicherung zur Wohnraumanpassung anzuheben.

Der Vorrang ambulanter vor stationären Leistungen müsse in erster Linie durch die Verbesserung des Leistungsspektrums und die Stärkung pflegeersetzender und -unterstützender Dienste erreicht werden. Die Stellung von pflegebedürftigen Menschen im Verfahren der Pflegekassen müsse verbessert, Qualitätssicherung an ihren Bedürfnissen orientiert und ihre Wahlrechte durch unabhängige Beratungsangebote gestärkt werden.

Persönliche Budgets könnten einen wichtigen Beitrag dazu leisten, die Autonomie der pflegebedürftigen Menschen zu fördern und häusliche Pflegearrangements zu sichern. Nach § 17 SGB IX könnten Sachleistungen verschiedener Träger als Geldleistung erbracht werden. Gutscheine widersprechen dem Grundansatz des persönlichen Budgets. Deshalb solle die ambulante Sachleistung auch als Geldleistung eingebracht werden können, wenn die Pflege entgeltlich im Rahmen eines Arbeitsverhältnisses erbracht werde.

Da auch heute noch knapp die Hälfte aller pflegebedürftigen Menschen ausschließlich von Angehörigen gepflegt würde, müssten auch diese einbezogen und entlastet werden, damit die Qualität der Versorgung nicht leide. Die bisher bereitgestellten Unterstützungsleistungen für pflegende Angehörige reichten nicht aus. Positiv sei die deutlich verbesserte Möglichkeit für die Inanspruchnahme von Tages- und Nachtpflege. Bei Kombinationsleistungen nach § 38 SGB XI sollte keine volle Anrechnung auf das Pflegegeld bei Inanspruchnahme von Sachleistungen erfolgen.

Bürgerschaftliches Engagement sei kein Ersatz, aber eine wichtige Ergänzung professioneller und familiärer Pflege, z. B. in Besuchsdiensten, im Hospizbereich oder in niedrigschwelligen Betreuungsangeboten für Menschen mit Demenz. Deshalb seien die Rahmenbedingungen für bürgerschaftliches Engagement zu verbessern.

## C2: Häusliche Versorgung und stationäre Pflege – Erfordernisse aus Sicht von Expertinnen und Experten

**Regina Mannel**, Abteilungsleiterin im Sächsischen Staatsministerium für Soziales, unterstützte den Wunsch vieler älterer Menschen, so lange wie möglich zu Hause leben. Es seien in erster Linie die Familienmitglieder und engagierte Menschen in der Nachbarschaft, die ein solches Leben in der Häuslichkeit ermöglichen. Nach der Bundespflegestatistik 2007 würden in Sachsen 40 % der Pflegebedürftigen ausschließlich durch Angehörige betreut ohne ergänzende professionelle Pflegedienstleistungen. Bundesweit liege der Durchschnitt bei 46 %. In Sachsen würden 26 % der Pflegebedürftigen durch ambulante Pflegedienste versorgt, im Bundesdurchschnitt liege der Prozentsatz bei 22 %. Im Jahr 2020 werde voraussichtlich jeder zehnte Sachse älter als 80 Jahre sein. Damit steige auch die Zahl der demenziell erkrankten Frauen und Männer und der Bedarf an individueller Betreuung und Pflege.

Bevölkerungsentwicklung und demografischer Faktor führten zu einem gesteigerten Bedarf an häuslicher Pflege durch Angehörige und helfenden Dienste, an medizinischer Behandlung in geriatrischer Rehabilitation, an Beratung, Hilfe und Unterstützung zur selbstständigen Lebensführung und auch zu einem steigenden Bedarf an stationärer Pflege.

### Für das Sozialministerium gebe es drei große Zukunftsfragen:

1. Welche Rahmenbedingungen müssen gestärkt oder neu geschaffen werden, um den Bürgerinnen und Bürgern Selbstbestimmung und Autonomie zu ermöglichen?
2. Wie kann Altenarbeit ihrer gesellschaftlichen und gestaltenden Funktion noch besser gerecht werden?
3. Welche Akteure sind es, die morgen pflegen und helfen, und wo und wie wird morgen gepflegt?

### Sachsen habe im Jahr 2006 einen Altenhilfe-Rahmenplan mit folgenden Kernelementen entwickelt:

- Unterstützung für die Entwicklung einer aktiven Bürgergesellschaft unter angemessener Einbeziehung der älteren Generation,
- Förderung der Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Akteuren im Bereich der Seniorenpolitik und Altenhilfe auf Landesebene,
- Einladung an die kommunalen Gebietskörperschaften zur engagierten Kooperation bei allen übergreifenden Aufgaben von Familienpolitik, Seniorenpolitik, Altenhilfe und Altenpflege unter Einschluss aller gesundheitspolitisch relevanten Fragen,
- Entwicklung von Strategien, die unter Beachtung von Selbstbestimmung und Eigenverantwortung der älteren Menschen deren zunehmendem Hilfebedarf dienen.

Dr. Peter Michell-Auli, KDA-Geschäftsführer, stellte fest, dass Deutschland mit der Umsetzung des gesetzlichen Auftrages „ambulant vor stationär“ ganz am Anfang stehe, wenn man sich der Thematik „Häusliche Versorgung und stationäre Pflege“ zuwende. Um dies zu erläutern, ging er auf zwei wesentliche Faktoren ein:

Leistungen des Sozialgesetzbuches würden von unterschiedlichen (Kosten)-Trägern bezahlt. Allerdings handele jeder Kosten- bzw. Leistungsträger lediglich im Sinne seines „Leistungstopfes“. Dadurch lohne sich Prävention und Rehabilitation nur dann, wenn die daraus „erwirtschafteten Erträge“ in Form von geringeren Sozialausgaben dem eigenen „Leistungstopf“ zugutekämen. Daher komme es zu Fehlanreizen in diesem Bereich und die häusliche Versorgung werde im Vergleich zur stationären Versorgung geschwächt.

Die häusliche Versorgung werde weiter dadurch geschwächt, dass es eine Vielzahl von unterschiedlichen Ansprechpartnern und Leistungsanbietern wie etwa Hausärzte, Fachärzte, geriatrische Kliniken, ambulante Pflegedienste, am-

bulante und stationäre Hospize, Wohnberatungsstellen sowie Leistungserbringer für Soziotherapie, niedrigschwellige Betreuungsangebote, haushaltsnahe Dienstleistungen, mobile Präventionsangebote und Gerontopsychiatrie gebe. Das führe dazu, dass die Leistungen meist unkoordiniert erbracht würden. Ebenso fehle eine flächendeckende Leistungsversorgung. Über-, Unter- und Fehlversorgungen seien die Folge.

Zu der Frage, was man tun müsse, stellte Dr. Michell-Auli zwei Lösungsansätze vor: *Pflegestützpunkte und Altenpflegeplanung*.

Was fehle, sei eine komplexe Beratungsstruktur, die dem Einzelnen helfe, das richtige Maß und die richtige Art an Leistungen in Anspruch zu nehmen. Auch in komplexen Fallkonstellationen sei über Beratungen hinaus eine weitergehende Begleitung erforderlich, um eine sinnvolle Inanspruchnahme von Leistungen zu garantieren. Diese Unterstützungsfunktion werde als Case Management bezeichnet. Sie sei nur dann möglich, wenn im Rahmen eines Case Managements Vernetzungs- und Kooperationsstrukturen aufgebaut würden, in denen Menschen mit ihren Bedürfnissen effektiv versorgt werden könnten. Deshalb seien Pflegestützpunkte erforderlich und die alleinige Umsetzung des § 7a SGB XI greife zu kurz.

Quartierbezogene kommunale Altenhilfeplanung solle – einschließlich Wohnberatung – in eine quartierbezogene kommunale Seniorenpolitik eingebettet sein und insbesondere das Ziel verfolgen, Menschen so lange wie möglich das Wohnen in der eigenen Häuslichkeit zu ermöglichen. Hierzu müssten wohnortbezogene Leistungen bereitgestellt werden, die dem Entstehen sozialer Isolation und Hilfsbedürftigkeit entgegenwirken bzw. Unterstützungsleistungen im notwendigen Ausmaß böten. Dafür müssen die sozialen Netzwerke gestärkt und niedrigschwellige Unterstützungsstrukturen über einen Hilfemix gesichert werden.

Prof. Dr. Wolf D. Oswald, DVGG, plädierte für die Abkehr vom medizinischen Modell in der Pflege. Häusliche Versorgung durch Pflegedienste und stationäre Pflege seien in Deutschland in der Regel beschränkt auf „satt und

sauber“, d. h. fast ausschließlich auf die körperlichen Grundfunktionen. Eigene Anstrengungen zum Erhalt bzw. zur Steigerung selbstständiger Aktivitäten seien dabei meistens unerwünscht, da sie einen erhöhten Zeitaufwand erforderten. Die Angehörigen und professionell Pflegenden fühlten sich überfordert, da sie dazu gar nicht ausgebildet seien und durch das Finanzierungssystem der Pflegekassen nicht honoriert würden.

Daher forderte er eine Abkehr vom „Medizinischen Modell“, nach welchem nur die körperlichen Funktionen versorgt werden müssen, hin zu einem Kompetenzmodell. Um die Kompetenz des Einzelnen zu einer, wenn auch vielleicht eingeschränkten, Selbstständigkeit zu erhalten und zu fördern müssten alle vorhandenen personalen Ressourcen (z. B. Plastizität im kognitiven und motorischen Bereich, Interessen usw.) ebenso gefördert werden wie die dazu dienlichen Umweltbedingungen (z. B. Wohnsituation, Ernährung, Assistenzsysteme, Netzwerke usw.). Alle Faktoren stünden dabei in Wechselwirkung zueinander (z. B. erfordere ein Älterer, der seltener stürze, weniger Pflege usw.).

Damit könnten sowohl der Einzelne als auch die Umwelt die Kompetenz günstig beeinflussen, z. B. durch Lernen von kompensatorischem Verhalten bzw. durch ein aktivierendes Angebot oder Entlastung durch Assistenzsysteme.

Dass sich solch ein ganzheitlicher Ansatz positiv auf den Erhalt von Selbstständigkeit, die Verzögerung bzw. Vermeidung demenzieller Prozesse und traumatischer somatischer Ereignisse, wie z. B. Stürze, und auch positiv im Pflegeheim auswirke, könne durch die SimA-Projekte (SimA – Selbstständig im Alter) bestätigt werden. Als besonders wichtig erwiesen sich regelmäßige, d. h. tägliche Bewegungstrainings verbunden mit mindestens zweimal wöchentlich durchgeführten kognitiven Übungen. Nähere Informationen findet man unter: [www.wdoswald.de](http://www.wdoswald.de).

Prof. Oswald zog daraus folgende Schlussfolgerungen: Auch in der Pflegeversicherung Abkehr vom Medizinischen Modell. Schulungen von Angehörigen und Personal, die nachhaltig den Erhalt von Selbstständigkeit und Kompetenz, ob zu Hause oder im Heim, belohnen und nicht umgekehrt.

**Dr. med. Rainer Neubart**, Deutsche Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie, beschrieb eine sehr dynamische Entwicklung in der Altersmedizin (Geriatrie). Die „geriatriische Pflege“ bilde heute das Rückgrat der Behandlung der am schnellsten wachsenden Gruppe der geriatriischen Patienten. Zu den wichtigsten Strategien der Geriatrie gehöre die Zielsetzung, den Patienten trotz chronischer Krankheit und Multimorbidität ein Leben größtmöglicher Selbstständigkeit und Lebensqualität zu ermöglichen. Das Prinzip „Rehabilitation vor Pflege“ habe Gesetzeskraft. Dennoch würde vielen älteren Menschen eine Pflegeabhängigkeit bescheinigt (Pflegestufe) und sie würden oft auch direkt in einem Pflegeheim untergebracht, ohne dass jemals wenigstens der Versuch einer Geriatriischen Rehabilitation unternommen worden sei.

Moderne geriatriische Institutionen böten hier eine „Komplextherapie“ an, in der akutmedizinische, rehabilitative, palliative und präventive Maßnahmen in ein ganzheitliches Konzept integriert würde. Geriatrie sei immer Teamarbeit und erfordere die Einbeziehung einer ganzen Reihe von Berufsgruppen, deren Kompetenzen für das umfassende Problemmanagement unverzichtbar seien: Ärzte, Krankenpflegepersonal, Physiotherapie, Ergotherapie, Sprachtherapie, Psychologie, Sozialarbeit sowie Seelsorge. Eine besonders hohe Bedeutung im therapeutischen Team komme der Pflege zu. In allen geriatriischen Konzepten gewännen die Prinzipien „Aktivierung“ und „Rehabilitation“ eine besondere Geltung. Die Begriffe aktivierende, therapeutische und rehabilitative Pflege seien unverzichtbare Anteile der Geriatrie und werden sich in Zukunft kontinuierlich weiterentwickeln.

Die in der geriatriischen Klinik entwickelten Prinzipien der Patientenversorgung sollten auch im ambulanten Bereich bzw. im Pflegeheim nach den gleichen Prinzipien fortgeführt werden. Erforderlich sei hierfür eine geriatriische Schulung aller mit diesen Aufgaben betrauten Berufsgruppen. Auch die geriatriische Langzeitpflege würde im Idealfall nach den gleichen Kriterien wie in der geriatriischen Klinik pflegen: ganzheitlich, aktivierend und rehabilitativ.

Es habe sich herausgestellt, dass alle in der Geriatrie beschäftigten Pflegekräfte zusätzliche Qualifikationen und Schulungen benötigten. Dazu würden kompli-

zierte Inhalte wie der professionelle Umgang mit komplex bewegungsgestörten Patienten, die Kommunikation mit kommunikationsgestörten Menschen, die Kommunikation mit Angehörigen und deren Einbeziehung in den Pflegeprozess, der Umgang mit altersverwirrten Patienten und die Arbeit im multiprofessionellen Team gehören. Auch die Ärzte, die geriatrische Versorgung weder in ihrem Studium noch in ihrer Facharztausbildung gelernt hätten, benötigten eine geriatrische Fort- und Weiterbildung. Ganzheitlichkeit, Nachhaltigkeit und Vernetzung seien die wichtigen Stichworte, die den erforderlichen Kurs des Versorgungssystems beschreiben.

**Jürgen Sandler**, DGB Bundesvorstand, bezog in seine Ausführungen zur Schaffung bzw. Stärkung der notwendigen Voraussetzungen, auch im Alter und trotz steigenden Hilfe- und Pflegebedarfs in vertrauter häuslicher Umgebung bleiben zu können, die Ergebnisse des Beirats zur Überprüfung des Pflegebedürftigkeitsbegriffes beim Bundesministerium für Gesundheit (BMG) ein. Der Beirat habe eine neue rechtliche Fassung des Begriffs von Pflegebedürftigkeit vorgeschlagen, mit der die bisherige systematische Ausgrenzung von Menschen mit geistigen Beeinträchtigungen und mit psychischen Problemen beendet werde. Es wurde ein neues Begutachtungsassessment entwickelt, das Pflegebedürftigkeit umfassend abbilde. Damit würde eine individuelle, möglichst bedarfsgenaue Pflege- und Versorgungsplanung wesentlich erleichtert. Nun sei die zügige Umsetzung der Beiratsergebnisse durch den Gesetzgeber erforderlich.

Zielgenaue Hilfen setzten Strukturen bzw. Vernetzungen voraus. Die Informations- und Beratungsknoten seien von besonderer Bedeutung in vernetzten Strukturen. Bei plötzlichem Auftreten eines schwerwiegenden Verlusts an Selbstständigkeit oder einer Verschlimmerung von Pflegebedürftigkeit müsse es kurze Wege und eine schnelle Information und Unterstützung durch eine unabhängige und vollständige Beratung geben. Gegenstand der Beratungen sind: Leistungen der Pflegeversicherung oder der Hilfe zur Pflege bzw. der Eingliederungshilfe nach dem SGB XII oder präventive bzw. rehabilitative Hilfen, Hilfen zu den Antragsverfahren sowie zu wohnortnahen Leistungsangeboten einschließlich Selbsthilfestrukturen.

Für diese Informations- und Beratungsknoten böte der Gesetzgeber mehrere Anknüpfungspunkte: Seit einem knappen Jahr bestehe ein Rechtsanspruch auf „individuelle Beratung und Hilfestellung durch Pflegeberater“ gegenüber der Pflegekasse (§ 7a SGB XI). Für die Verwirklichung des sozialen Rechts auf Auskunft über alle sozialen Angelegenheiten (§ 15 SGB I) seien Kreise und Kommunen verantwortlich. Schließlich sollten Pflegestützpunkte eingerichtet werden, in denen umfassende sowie unabhängige Beratung, die Koordinierung aller für die wohnortnahe Versorgung und Betreuung in Betracht kommenden Angebote und die Vernetzung aufeinander abgestimmter pflegerischer und sozialer Versorgungs- und Betreuungsangebote erfolgen solle. Diese Stützpunkte seien unerlässlich, auch weil über sie alle Pflegekassen, alle Leistungsanbieter, die Kommunen und ehrenamtliche Strukturen zusammenkämen.

Auch die Situation pflegender Angehöriger müsse weiter verbessert werden. Für Berufstätige habe es wichtige arbeits- und sozialrechtliche Verbesserungen durch das Pflegeweiterentwicklungsgesetz gegeben, die ausgeweitet werden müssten. Die Möglichkeit, wegen plötzlich auftretender Pflegebedürftigkeit eines Angehörigen kurzzeitig (10 Tage) von der Arbeit freigestellt zu werden, komme für viele deswegen nicht in Frage, weil die Freistellung unbezahlt ist. Sinnvoll wäre das ursprünglich geplante Pflegeunterstützungsgeld. Besonders wichtig wäre der Anspruch auf Teilzeit oder Arbeitszeitreduzierung während der Dauer der Pflegezeit mit Anspruch auf Rückkehr zur alten Arbeitszeitregelung und eine Flankierung durch Tarifverträge.

### **C3: Rolle und Funktion sozialer Arbeit für ältere Menschen – Was hält die Gesellschaft zusammen?**

Ausgangspunkt für **Olaf Christen** vom AWO-Bundesverband war die Tatsache, dass mit dem demografischen Wandel die Zahl älterer und insbesondere hochaltriger Menschen wachse. Die Gesellschaft stehe damit vor ganz neuen und ungewohnten Aufgaben, bislang fehle es an Erfahrungen, wie eine zukünftige Gesellschaft des langen Lebens funktionieren könne, die sich auf eine

längerfristig schmale Nachwuchsbasis entfalte. Der Transformationsprozess sei vorwiegend durch die Faktoren Bevölkerungsabnahme, Überalterung und Unterjüngung charakterisiert. Bleibe die Entwicklung unbeeinflusst, verengten sich die Spielräume und Chancen mit wachsender Geschwindigkeit.

Grundsätzlich ließen sich derzeit zwei Diskurse festhalten. Die eine Diskussionslinie lasse sich unter der Überschrift „Zunehmende Belastung der sozialen Netzwerke“ zusammenfassen. Ausgangspunkt sei dabei die Erkenntnis, dass gesundheitliche Beeinträchtigungen mit steigendem Alter zunehmen. Ältere Menschen seien derzeit die Hauptnutzergruppe des Gesundheitssystems. Hinzu komme, dass Multimorbidität und chronisch degenerative Krankheitsprozesse, insbesondere im hohen Lebensalter, zu einem spezifischen medizinisch pflegerischen und psychosozialen Versorgungsbedarf führen.

Älterwerden könne zu einer produktiven und auch mit persönlichem Gewinn verbundenen Lebensphase werden. Diese Position lasse sich in dem zweiten wahrnehmbaren Diskurs beobachten, in dem die Stärken und Potenziale des Alters hervorgehoben würden. Dabei fließe die Erkenntnis der Gerontologie ein, dass sich die körperliche und geistige Vitalität im Alter bis heute von Kohorte zu Kohorte verbessert habe.

Diese Erkenntnis finde ihre Entsprechung in der Kompressionsthese. Ihr zufolge nehme die Morbidität im Alter aufgrund der heutigen Leistung der Medizin nur geringfügig zu. Lediglich kurz vor dem Tode komme es zu exponentiell steigenden Gesundheitsausgaben. Mit der erhöhten Lebenserwartung würde somit nur der Beginn des Ausgabenanstiegs verzögert. Dies bedeute, dass sich offensichtlich die Lebenszeit verlängere, ohne dass Ältere mehr Lebensjahre mit Krankheit, Beeinträchtigungen und Pflegebedürftigkeit leben müssten.

Auch die von der Bundesregierung eingesetzte Altenberichtscommission habe diese Thematik aufgegriffen und den fünften Altenbericht „Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft – ein Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen“ betitelt. Die Lebensphase Alter könne nicht mit Krankheit und Unproduktivität gleichgesetzt werden, die Potenziale älte-

rer Menschen seien jedoch sozial sehr ungleich verteilt; *das* Alter und *den* alten Menschen gebe es nicht.

Vor diesen Hintergrund befasse sich die AWO mit der Frage: „Was hält die Gesellschaft zusammen?“ Eine Projektgruppe habe die Aufgabe, spezifische Handlungsfelder zu identifizieren, und sich mit drei Fragestellungen befasst, zu denen sie auch Handlungsempfehlungen erarbeiten werde.

Auf der *gesellschaftspolitischen Ebene* werde dabei die Frage zu beantworten sein, wie vor dem Hintergrund prekärer werdender Erwerbs- und Einkommenssituationen zukünftig Armut im Alter verhindert werden könne. Das Thema Armut sei ein „klassisches“ AWO-Thema und die Prävention von Armut werde als Zukunftsthema eine enorme Bedeutung erlangen. Dabei stehe nicht nur Geldknappheit im Vordergrund, sondern auch schlechtere Bildungschancen, geringere gesundheitliche Vorsorgemaßnahmen sowie weniger soziale Kontakte, was auch Auswirkungen auf eine spätere Pflegebedürftigkeit habe.

Auf der *individuellen Ebene* stelle sich die Frage, wie Teilhabe bei hilfe- und pflegebedürftigen bzw. hiervon bedrohten Menschen zukünftig gewährleistet bzw. gefördert werden könne. Hierbei werde wichtig sein, inwieweit die privaten Pflegearrangements für pflegebedürftige Menschen zukünftig noch erfolgreich seien und inwieweit bedarfsdifferenzierte Angebote seitens der Leistungsanbieter die Probleme von nicht mehr gestaltbaren privaten Pflegearrangements auffangen könnten. Differenziertere Angebote seien notwendig und das zukünftige Dienstleistungsangebot sei auszuweiten.

Entsprechend müsse auf einer *verbandspolitischen Ebene* der Frage nachgegangen werden, wie zukünftig eine bedarfsorientierte Personal- und Organisationsentwicklung bei der AWO inklusive der entsprechenden Entwicklung des Dienstleistungsangebotes im Bereich Pflege – und darüber hinaus – aussehen müsse.

*Protokollführung: Frauke Gützkow*

► **Zusammenfassende Ergebnisse:**

1. Der Vorrang ambulanter vor stationären Leistungen muss durch die Verbesserung des Leistungsspektrums und die Stärkung pflegeersetzender und pflegeunterstützender Dienste erreicht werden. Die Unterbringung in stationäre Einrichtungen muss durch Vernetzung der Angebote so lange wie möglich verhindert werden. Damit in jeder stationären Alten- und Pflegeeinrichtung ein selbstbestimmtes und umsorgtes Leben möglich werden kann, sind künftig neue allgemeingültige Vorgaben für eine höhere Qualifikation des Pflege- und Betreuungspersonals mit entsprechender Vergütung sowie Richtlinien für eine qualifizierte Betreuung gefordert sowie Netze der medizinischen und begleitenden Versorgung vorzuhalten.
2. Wer selbst nicht mehr in der Lage ist, Wünsche zu artikulieren oder Entscheidungen zu treffen, für den müssen ernannte Vertrauenspersonen in seinem Sinne handeln. Die bisher bereitgestellten Unterstützungsleistungen für pflegende Angehörige reichen nicht aus und müssen verbessert werden. Zudem bedarf es einer verstärkten Vernetzung der Hilfs- und Unterstützungsangebote.
3. Die Hilfe und Betreuung von pflegebedürftigen Menschen darf sich nicht auf die reine Versorgung beschränken, sondern muss sowohl in der ambulanten als auch in der stationären Pflege auf eine aktivierende Pflege ausgerichtet sein. Die Versorgung muss verstärkt auf den Erhalt der Alltagskompetenz, der Selbstständigkeit und der Mitbestimmung ausgerichtet werden. Das medizinische Modell der Altenhilfe ist umzustrukturieren, die Rehabilitation ist zu stärken und ein Kompetenzmodell der Selbstständigkeit zu verankern. Notwendig ist eine nachhaltige Verbesserung im Bereich der Prävention und Rehabilitation, insbesondere der geriatrischen Rehabilitation, um den Eintritt von Pflegebedürftigkeit vorzubeugen bzw. bei bestehender Pflegebedürftigkeit Fähigkeiten wiederzugewinnen.
4. Ambulante Pflegedienste und Pflegeheime müssen bundesweit mit besonderer geriatrischer Kompetenz ausgestattet werden, Pflege- und medizinisches

Betreuungspersonal sowie Ärzte geriatrisch ausgebildet und weitergeschult werden. Es sind verstärkt Lehrstühle für Geriatrie einzurichten.

5. Angesichts des demografischen Wandels werden sich Rolle und Funktion sozialer Arbeit ändern. Auf gesellschaftspolitischer Ebene müssen Antworten auf die drohende Altersarmut gefunden werden. Auf der individuellen Ebene geht es um Teilhabe von hilfe- und pflegebedürftigen Menschen. Auf der verbandspolitischen Ebene steht eine bedarfsorientierte Personal- und Organisationsentwicklung an.

**Quintessenz des Forums:**

Verantwortungsbewusstes und Vertrauen schaffendes Handeln in der Pflege bedeutet, die auf Hilfe und Unterstützung angewiesenen Menschen nicht fremdbestimmt zum Opfer anonymer Versorgungsleistungen zu machen, sondern sie in die Normalität der Gesellschaft zu holen und ihre Selbstbestimmung und Teilhabe zu fördern und zu stärken. Selbstbestimmung trotz Fürsorgebedarf muss als Qualitätsmerkmal für jedes Wohn- und Betreuungsangebot gelten.



Das Thema Pflege wurde engagiert diskutiert.



### 3.3.2 Der schnelle Weg zum richtigen Heim

*Verantwortlich: Bundesinteressenvertretung der Nutzerinnen und Nutzer von Wohn- und Betreuungsangeboten im Alter und bei Behinderung (BIVA) e.V.*

*Mitwirkende: Katrin Markus, Geschäftsführerin BIVA e.V.;*

*Ralf Niemann, Redlabs GbR*

*In dem Workshop wurde das bundesweite Heimverzeichnis [www.heimverzeichnis.de](http://www.heimverzeichnis.de) erläutert und in Teilbereichen online vorgestellt.*

Mit diesem Projekt kommt die Bundesinteressenvertretung der Nutzerinnen und Nutzer von Wohn- und Betreuungsangeboten im Alter und bei Behinderung (BIVA) e.V. dem Wunsch vieler Ratsuchender nach: dem Aufbau eines Verzeichnisses sämtlicher Altenheime in Deutschland mit Informationen nicht nur zu den angebotenen Leistungen, sondern auch zur Lebensqualität!

Dieses Projekt setzt die BIVA in Zusammenarbeit mit ISIS, Institut für Soziale Infrastruktur, um. Es wird fachlich unterstützt von einem Begleitgremium und vom Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz (BMELV) finanziell gefördert. Die Datenbank soll älteren Menschen und ihren Angehörigen bei der Suche nach einem Heimplatz umfassende Informationen zu den Angeboten der Heime geben und eine Bewertung der Lebensqualität für die Bewohnerinnen und Bewohner bieten.

Die Kriterien zur Erfassung von Lebensqualität und die ihnen zuzuordnenden Indikatoren wurden auf der Grundlage der Standards der Weltgesundheitsorganisation (WHO) und der „Charta der Rechte hilfe- und pflegebedürftiger Menschen“ sowie derzeit vorliegenden Forschungsergebnissen entwickelt. Sie sind in drei größere Bereiche gegliedert:

- Teilhabe
- Autonomie und
- Menschenwürde.

Unter diesen Hauptüberschriften wurden für die Lebenssituation in stationären Einrichtungen unterschiedliche Kriterien entwickelt, an denen Lebensqualität

gemessen wird. Diese bildeten gleichzeitig die Basis für die Erhebungsbögen, die für die Begutachtungen verwendet werden.

Die modellhafte Erprobung der Praxistauglichkeit der erarbeiteten Prüfkriterien wurde zum Jahresende 2008 erfolgreich abgeschlossen. In zwei Regionen, dem Großraum Berlin/Brandenburg und dem Raum Hannover, wurden ca. 100 Heime besucht und Interviews mit den Leitungen und den Mitwirkungsorganen geführt. Hierzu wurden ca. 30 ehrenamtliche Gutachterinnen und Gutachter mit den Erhebungsbögen vertraut gemacht und in das praktische Vorgehen eingewiesen. Ihre Erfahrungen sowie die Evaluation der Begutachtungsergebnisse waren Basis für die Überarbeitung der Erhebungsunterlagen.

Am 17. Februar 2009 wurde die Datenbank freigeschaltet. Seitdem sind rund 8.000 Heime mit ihren Kontaktdaten erfasst und teilweise deren Leistungsangebote hinterlegt. Die Schulung der ehrenamtlichen Gutachterinnen und Gutachter erfolgt von Norden nach Süden, beginnend mit Schleswig-Holstein, Mecklenburg-Vorpommern, Hamburg, Bremen und Niedersachsen, sodass die Heime dort bereits ab März 2009 begutachtet werden konnten. Interessensbekundungen liegen aus allen Bundesländern vor. Verbraucherfreundlichkeit konnte bis zum Deutschen Seniorentag rund 400 Heimen bescheinigt werden.

Wegen des positiven Widerhalls, den das Projekt erfahren hat, ist die BIVA zuversichtlich, auf dem richtigen Weg zu sein und ein Verzeichnis schaffen zu können, das Menschen bei der Suche nach einem Heim mit Lebensqualität eine wichtige Orientierungshilfe ist und die Angst vor einer Übersiedlung in ein Heim nimmt.

Näheres zum Projekt ist zu erfahren unter [www.heimverzeichnis.de](http://www.heimverzeichnis.de). Dort kann insbesondere die Kriterienliste eingesehen werden. Darüber hinaus sind dort das Anforderungsprofil für die ehrenamtliche Gutachtertätigkeit sowie die Anforderungen an die Vorbereitung und Durchführung der Begutachtung veröffentlicht.

*Protokollführung: Katrin Markus*

### 3.3.3 Schmerztherapie – Rückenschmerzen

*Verantwortlich: Pfizer Deutschland GmbH*

*Mitwirkende: MR Dr. med. Wolfgang Bartel, Dr. Edgar Stemmler*

Im Rahmen des Workshops bot sich für die Besucherinnen und Besucher die Gelegenheit, sich über die Entstehung und die Behandlungsmöglichkeiten von Rückenschmerzen zu informieren.

Den Auftakt machte **Dr. Edgar Stemmler** aus der medizinisch-wissenschaftlichen Abteilung der Pfizer Pharma GmbH aus Berlin. In seinem Vortrag erläuterte er zunächst die verschiedenen Schmerzarten und erklärte die Kennzeichen von akuten und chronischen Schmerzen. Will man chronische Schmerzen sinnvoll behandeln, so ist es wichtig zu wissen, wie diese prinzipiell entstanden sind.

Vor diesem Hintergrund ging Dr. Stemmler auf die Mechanismen ein, die zur Reizung unserer zahlreichen und nahezu überall im Körper vorhandenen



Foto: Marie-Luise Marchand

Bewegungsmangel kann zu folgenreichen Rückenschmerzen führen.

Schmerzantennen führen. Entscheidend hierbei ist, ob diese Schmerzantennen bei der Schmerzreizung intakt bleiben oder durch Prozesse, für die sie nicht vorgesehen sind, auf unphysiologische Weise beeinflusst bzw. sogar verletzt werden. Entstehen im ersten Fall sog. nozizeptive Schmerzen, können unter der Voraussetzung einer direkten Nervenbeeinflussung durch Verletzung oder Entzündung sog. neuropathische Schmerzen entstehen. Gerade letztere zeichnen sich durch typische Symptome wie brennende Schmerzeindrücke oder einschießende, attackenartige Schmerzen aus und erfordern nicht nur bei der Diagnose besondere Sorgfalt.

Wie solche neuropathischen Schmerzkomponenten bei der Entstehung von Rückenschmerzen zustande kommen können, machte Dr. Stemmler anhand von ausgesuchten Beispielen wie dem klassischen Bandscheibenvorfall oder von langfristigen Veränderungen deutlich, die durch den Verlust der Bandscheibenhöhe eintreten können. Beide Vorgänge führen u. a. zu einer mechanischen Bedrängung der Rückenmarksnerven, die durch die Kompression mitunter deutlich verändert werden und so zur Entstehung der beschriebenen neuropathischen Schmerzsymptome führen können. Bei der medikamentösen Behandlung neuropathischer Schmerzsymptome sollte berücksichtigt werden, dass die Nerven prinzipiell verändert sein können. Welche verschiedenen Medikamente unter diesen Voraussetzungen in Frage kommen und wie sie dabei grundsätzlich wirken, erklärte Dr. Stemmler dann gegen Ende seines Vortrags.

Im zweiten Teil der Veranstaltung ging **Dr. Wolfgang Bartel** auf die praktischen und im täglichen Leben bedeutsamen Aspekte von Rückenschmerzen und ihrer Entstehung ein. So erläuterte der Träger des Schmerzpreises 2001 zunächst die vielen kleinen „Sünden“ in unserem täglichen Verhalten, die letztendlich dazu beitragen, dass irgendwann starke Rückenschmerzen entstehen können. Dabei ging er nicht nur auf die Hintergründe der berufs- oder sportbedingten Fehlbelastung ein. Vielmehr machte er ebenso deutlich, dass „süßes Nichtstun“ bzw. Bewegungsmangel mindestens genauso folgenreich sind.

Wie insbesondere muskulär bedingte Schmerzzustände entlang der Wirbelsäule entstehen können, demonstrierte Dr. Bartel dann im zweiten Teil seines

Vortrags „am lebenden Objekt“. So zeigte er praxisnah anhand der verschiedenen Verlaufsformen wichtiger Muskelgruppen deren Funktion auf und erklärte dabei, welche Störungen der Muskelfunktion letztendlich zu Rückenschmerzen führen können. Um entstandene Fehlfunktionen und muskuläre Dysbalancen wieder ausgleichen zu können, bedarf es der genauen Ausführung von bestimmten, therapeutisch nutzbaren Bewegungen, die stets unter aktiver Mithilfe des Patienten erfolgen sollten. Wie diese korrekt durchgeführt werden können, veranschaulichte Dr. Bartel auf eindrucksvolle Weise, indem er Muskelaktivität und Umfang der jeweiligen Bewegung für alle Anwesenden exakt nachvollziehbar vorführen ließ.

Gegen Ende seiner Demonstration erhielten die Anwesenden die Möglichkeit, ihre eigene Schmerzsymptomatik zu schildern, worauf Dr. Bartel zum Ausklang in seinen Antworten noch einige Tipps und Tricks zur Verhinderung von Rückenschmerzen mit auf den Weg gab.

*Protokollführung: Dr. Edgar Stemmler*

### 3.3.4 Vorstellung Demenzatlas Sachsen

*Verantwortlich: Alzheimer Gesellschaft Sachsen e.V.*

*Moderation: Dr. Volker Rust,*

*Vorstandsmitglied der Alzheimer Gesellschaft Sachsen e.V.*

*Mitwirkende: Christine Clauß, Sächsische Staatsministerin für Soziales; Roswitha Verhülsdonk, Ehrenvorsitzende der BAGSO*

*Referenten: Thomas Westphäliger, AOK Dresden; Thomas Seyde, Leipzig;*

*Prof. Dr. med. Steffi G. Riedel-Heller, MPH (Professur für Public Health)*

*Universität Leipzig; Dr. Jens Bruder, Hamburg*

Im März 2009 hatte die Alzheimer Gesellschaft Sachsen e.V. den Demenzatlas für Sachsen fertiggestellt. Er enthält nach der Durchführung einer gewaltigen Kreisreform für die neuen zehn sächsischen Landkreise und drei kreisfreien

Städte Dresden, Leipzig und Chemnitz jeweils konkrete Zahlen von Demenzkranken, die jährlichen Neuerkrankungen und einen Überblick zu den von der Demenzkrankheit verursachten Kosten. Mit der Veröffentlichung liegen konkrete Daten vor, um der Für- und Vorsorge der Alzheimerkrankheit besser gerecht zu werden.

Die Eröffnung wurde von der BAGSO-Ehrenvorsitzenden **Roswitha Verhülsdonk** vorgenommen. Mit bewegenden Worten ging sie auf das Erleben im Alter ein und verdeutlichte die besondere Verantwortung der Älteren gegenüber der Jugend und den sozial Schwächeren.

Die sächsische Staatsministerin für Soziales, **Christine Clauß**, brachte in ihrem Grußwort die Notwendigkeit der Pflegeberatung zum Ausdruck. Sachsen bietet Informationen zu Pflegeberatungen über eine Webseite des Sächsischen Pflegenetzes und eine Hotline an. Dort können sich Bürger eine erste Beratung holen. Sie wies auf eine weitere notwendige Gestaltung der sächsischen Pflege-landschaft hin und dafür biete der Demenzatlas Sachsen eine gute Grundlage.

*Über folgende Einzelthemen wurde in der Veranstaltung referiert:*

- Versorgungssituation demenziell Erkrankter im Freistaat Sachsen und geronto-psychiatrische Versorgung in Leipzig,
- Demenzerkrankungen – Herausforderung einer alternden Gesellschaft: Epidemiologie und sozio-ökonomische Aspekte und
- Vorstellung des integrierten Qualitätsmanagementsystems Demenz für stationäre Einrichtungen (IQM-Demenz) der Deutschen Expertengruppe Dementenbetreuung e.V.

Anschließend wurde der Demenzatlas Sachsen vom Vorstandsmitglied **Hans-Werner Bärsch** vorgestellt. Zunächst verlas er das Grußwort vom Verfasser Jochen Gust aus Malente, der leider aufgrund einer Erkrankung nicht nach Leipzig reisen konnte.

Hans-Werner Bärsch erläuterte die Grundlagen zur Ermittlung der Zahlen und zeigte dann anhand der Landeskarte von Sachsen für die einzelnen zehn Landkreise und drei kreisfreien Städte die Zahlen der Demenzkranken, der jährlichen Neuerkrankungen und der Krankheitskosten.

So lebten zum Stichtag 31.03.2008 in Sachsen 4.211.511 Menschen. Davon sind 76.794 (1,82 %) Demenzkranke. Jährlich erkranken 21.820 Menschen neu an Demenz. Die Krankheitskosten für Sachsen wurden mit 3.363.577.200,00 € ermittelt.

Auch für einzelne Landesdirektionen in Sachsen wurden die Zahlen dargestellt, z. B. für die Landesdirektion Leipzig.

#### Demenzkranke in der Landesdirektion (LD) Leipzig

	Bevölkerung	Demenzkranke	%	Neuerkrankungen	%
Leipzig Stadt	510.950	8.624	1,688	2.591	0,507
Leipziger Land	273.805	4.597	1,679	1.385	0,506
Nordsachsen	213.651	3.523	1,649	1.062	0,497
LD Leipzig	998.406	16.744	1,677	5.038	0,505

#### Demenzkosten für die Landesdirektion (LD) Leipzig

	Krankheitskosten in €	Demenzkosten pro Einwohner
Leipzig Stadt	377.731.200	739,00 €
Leipziger Land	201.348.600	735,00 €
Nordsachsen	154.307.400	722,00 €
LD Leipzig	733.387.200	735,00 €

Abschließend informierte der Vorsitzende der Alzheimer Gesellschaft Sachsen e.V., **Knut Bräunlich**, über Schlussfolgerungen:

- Die Kommunen müssen an der Gestaltung einer Infrastruktur für die Pflege mitwirken. In § 8 des Pflege-Versicherungsgesetzes werden die Kommunen – immerhin – an zweiter Stelle nach den Ländern (und noch vor den Pflegeeinrichtungen, Pflegekassen und dem Medizinischen Dienst) als diejenigen Akteure genannt, die eng zusammenwirken, „um eine leistungsfähige, regional gegliederte, ortsnahe und aufeinander abgestimmte ambulante und stationäre pflegerische Versorgung der Bevölkerung zu gewährleisten“.
- Die Kommunen müssen sich auf den Weg zur kommunalen Pflegeverantwortung begeben: Gemäß der Altenhilfe nach § 71 des Sozialgesetzbuches XII sollen Landkreise und kreisfreie Städte Maßnahmen ergreifen, die „dazu beitragen, Schwierigkeiten, die durch das Alter entstehen, zu verhüten, zu überwinden oder zu mildern und alten Menschen die Möglichkeit zu erhalten, am Leben in der Gemeinschaft teilzunehmen.“

Dass dieser Auftrag nicht allein zu erfüllen ist, wird immer mehr Kommunen bewusst.

**Knut Bräunlich** fasste zusammen: „Mit dem Atlas haben die Kommunen erstmals belastbares Zahlenmaterial an der Hand, um die Versorgungsstrukturen bei sich vor Ort zu prüfen“.

Es sind verschiedene Maßnahmen, beginnend mit der Beratung zu Hause, über Ausbau für betreutes Wohnen, Vernetzung der Angebote bis zum Aufbau der spezialisierten, ambulanten palliativmedizinischen / palliativpflegerischen Versorgung, einzuleiten.

Für die Alzheimer Gesellschaft Sachsen e.V. selbst nennt er folgende Aufgaben:

1. Bestandsaufnahmen der Versorgungssituation in den Landkreisen,
2. Gespräche mit regionalen Mandatsträgern,

3. Bündelung der Aktivitäten,
4. abschließender Aufbau des Regionalprinzips,
5. Arbeit in und mit dem Ehrenamt,
6. Öffentlichkeitsarbeit,
7. regelmäßige Aktualisierung des Demenzatlas Sachsen als Übersicht, wo schnelle Hilfe angeboten wird.

*Aufgrund der großen Nachfrage zum Demenzatlas und zu den interessanten Vorträgen wird Ende 2009 eine Broschüre erscheinen.*

*Protokollführung: Hans-Werner Bärsch*

### 3.3.5 Im Fokus Demenz – Vorbeugung, Vorsorge – was kann ich tun?

*Verantwortlich: Deutsche Alzheimer Gesellschaft e.V.*

*Mitwirkende: Bärbel Schönhof, Helga Schneider-Schelte*

Die Zahl der Menschen, die entweder in der Familie oder im Freundes- und Bekanntenkreis mit Demenzerkrankungen zu tun haben, steigt. In Deutschland leiden 1,1 Mio. Menschen an einer Demenz und es werden immer mehr. Die Pflege innerhalb der Familie (mehr als 80% werden zu Hause gepflegt) verändert das alltägliche Leben vollständig. Daher war das Interesse an dem Thema entsprechend groß.

Unter Demenzen versteht man Veränderungen im Gehirn, die mit dem Untergang von Nervenzellen und Nervenzellkontakten einhergehen. In der Folge zeigt sich ein ganzes Muster von Symptomen. Dazu zählen Störungen des Gedächtnisses, des Denk- und Urteilsvermögens sowie der Orientierung, der Sprache und der Aufmerksamkeit. Auch Persönlichkeitsveränderungen gehören zum Krankheitsbild, wobei die Betroffenen bei klarem Bewusstsein sind. Man spricht von einer Demenz, wenn diese Symptome länger als sechs Monate

bestehen und zudem die Bewältigung der Aktivitäten des täglichen Lebens, wie z. B. die selbstständige Haushaltsführung, die Körperhygiene oder das Einhalten von Terminen, beeinträchtigt ist. Die häufigste Form (ca. zwei Drittel) einer Demenz ist die Alzheimer-Krankheit.

Großes Interesse galt den Themen: Prävention, Vererbbarkeit und Diagnosemöglichkeiten. Viele ältere Menschen sind verunsichert, inwiefern Gedächtnisstörungen „altersbedingt“ sind und damit „normal“ und inwiefern Gedächtnislücken erste Anzeichen für einen krankhaften Prozess sein können. „Wenn ich Namen vergesse, bedeutet dies, dass ich eine Demenz habe?“ fragte ein besorgter Mann.

Die Frage: „Was kann ich tun, um das Risiko, an einer Demenz zu erkranken, zu verringern?“ beschäftigt gerade ältere Menschen sehr. Die Bereitschaft, vieles zu tun, um vorzubeugen, ist groß. Nach wie vor lässt sich jedoch nach dem heutigen Erkenntnisstand nur mit Sicherheit sagen: Hohes Alter (ab 75 bzw. 80 Jahren) vergrößert das Risiko, an einer Demenz zu erkranken. Männer und Frauen sind gleichermaßen betroffen. Eine Prävention zielt darauf ab, das Immunsystem zu stärken und das „Gehirn“ zu nutzen.

Untersuchungen haben ergeben, dass Aktivität Neues zu lernen, unter Menschen zu sein, sich aktiv in einer Gemeinschaft einzubringen, mehr Effekte erzielt als immer wieder „Gleiches“ zu wiederholen, z. B. Kreuzwort-Rätsel zu lösen. Eine positive Herausforderung kann sein, ein Instrument zu spielen, Musik zu hören, eine Sprache zu erlernen. Dies fordert und fördert unser Gehirn. Doch auch Bewegung und ausgewogene Ernährung sind wichtige Bausteine, weil sie den Körper insgesamt fit halten.

Auch die Frage: „Was ist im Umgang mit den Erkrankten zu beachten“ bewegte viele Anwesende. Erläutert wurde, dass es wichtig ist, die Selbstständigkeit der Kranken möglichst lange zu erhalten und die Umgebung den Fähigkeiten anzupassen. Erinnerungen können die Identität stärken. Die Aufrechterhaltung früherer Vorlieben und das Einbinden in verschiedene Beschäftigungen können helfen, den Tag zu strukturieren. Da Sprachstörungen auftreten, ist es

wichtig, die Kommunikation zu vereinfachen und den Kranken nicht ständig auf seine Fehlleistungen hinzuweisen oder ihn zu korrigieren. Das Verstehen seiner aktuellen „Welt“ erleichtert das Zusammenleben und verhindert Konflikte. Was dies im Einzelfall bedeutet, konnte anhand eines Beispiels aus dem Publikum verdeutlicht werden.

Eine weitere wichtige Botschaft des Workshops war: Treffen Sie juristisch Vorsorge, d.h. in gesunden Tagen Familienangehörige bzw. Personen des Vertrauens benennen und sie bevollmächtigen (*Vorsorge-Vollmacht*). Diese Personen können dann für einen die Interessen wahrnehmen, wenn man z. B. aufgrund einer fortgeschrittenen Demenzerkrankung nicht mehr in der Lage ist, eigenverantwortlich zu handeln oder sinnvolle Entscheidungen zu treffen (= Geschäftsunfähigkeit). Die Vollmacht kann sich z. B. auf die Bereiche Gesundheitsfürsorge, finanzielle Angelegenheiten und das Aufenthaltsbestimmungsrecht erstrecken und muss schriftlich verfasst sein.

Liegt eine Geschäftsunfähigkeit vor und existiert keine Vorsorge-Vollmacht, muss durch das Vormundschaftsgericht eine *rechtliche Betreuung* eingerichtet werden. Nur dann können Entscheidungen, wie Aufnahme in ein Pflegeheim oder ärztliche Behandlungen, rechtlich wirksam getroffen werden. Wenn es keine Angehörigen gibt oder diese nicht bereit sind, kann auch eine neutrale, fremde Person zum Betreuer bestellt werden. Der Betreuer hat bei seinen Entscheidungen die Wünsche und das Wohl des Demenzkranken zu berücksichtigen.

Eine *Patientenverfügung* ist ein Dokument, in dem konkrete Anweisungen festgehalten werden, die dem Arzt genaue Handlungswünsche vorgeben, z. B. im Falle des Eintritts eines lebensbedrohlichen Zustandes. Zu beachten ist, dass dieses Dokument regelmäßig aktualisiert wird mit Datum und Unterschrift. Dadurch wird gewährleistet, dass die festgelegten Inhalte immer noch im Sinne des Verfassers sind.

Der Workshop machte deutlich, wie wichtig es nach wie vor ist, aufzuklären, Informationen zu geben, insbesondere auch vor dem Hintergrund ständiger

gesetzlicher Neuerungen. Gleichzeitig ist es ermutigend, dass immer mehr – auch ältere – Menschen bereit sind, sich aktiv mit der Krankheit und ihren Folgen auseinanderzusetzen – sie sammeln Informationen und wollen Vorsorge treffen. Dafür brauchen sie Beratung und Unterstützung.

*Protokollführung: Helga Schneider-Schelte*

### 3.3.6 „Lässt sich Alzheimer hinauszögern und damit verhindern?“

*Verantwortlich: Dachverband der gerontologisch-geriatrischen Gesellschaften Deutschlands (DVGG)*

*Mitwirkende: Univ.-Prof. Dr. Wolf D. Oswald, Nürnberg; Dr. Andreas Ackermann, Nürnberg (Forschungsgruppe Prävention & Demenz); Dr. Ellen Freiberger, Erlangen (Sportinstitut)*

Wer körperlich und geistig rastet, der rostet und muss damit rechnen, bei entsprechender Lebenserwartung Alzheimer zu bekommen. Was man dagegen tun kann, wurde anhand wissenschaftlich gesicherter Befunde dargestellt und durch viele praktische Übungen, die von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern engagiert mitgemacht wurden, verdeutlicht.

Neue Studien bestätigen einen deutlichen Zusammenhang zwischen der Häufigkeit einer demenziellen Erkrankung und dem früheren Bildungsniveau sowie dem Ausmaß insbesondere intellektueller Aktivitäten in früheren Lebensabschnitten. Als ein möglicher Grund für diese Zusammenhänge wird eine größere kognitive Reservekapazität bei jenen Menschen vermutet, die in ihren früheren Lebensabschnitten kognitiv stärker gefördert wurden. Ergebnisse aus der Studie „Bedingungen der Erhaltung und Förderung von Selbstständigkeit im höheren Lebensalter“ (SimA) zeigen, dass sich vor allem ein spezifisches kombiniertes Gedächtnis- und Psychomotoriktraining bei einer Stichprobe ursprünglich gesunder und selbstständiger hochbetagter Menschen im Alter

ab 75 Jahren langfristig positiv auf den Erhalt der geistigen Leistungsfähigkeit und der Alltagskompetenz auswirkte.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer dieses Kombinationstrainings wiesen gegenüber der Kontrollgruppe bis zu vier Jahre nach Trainingsende einen höheren kognitiven Status und eine deutlich geringer ausgeprägte demenzielle Symptomatik auf. Ferner wurde bei ihnen ein höherer Gesundheitsstatus und auch eine langjährige Aufrechterhaltung der Selbstständigkeit beobachtet. Auch zeigte sich nun nach 15 Jahren, dass in der Kombinationsgruppe bisher die wenigsten Demenzen auftraten. Diese Resultate bestätigen, dass auch im hohen Alter kognitive und körperliche Aktivitäten noch eine große Bedeutung für die Verzögerung einer demenziellen Erkrankung haben und dass spezifische Interventionsprogramme, die zu entsprechenden Tätigkeiten anregen, einem vorzeitigen Verlust der Selbstständigkeit und Kompetenz als Folge einer demenziellen Erkrankung entgegenwirken können.

Dies gilt auch für mittelschwer bis schwer demente Patienten in Pflegeheimen, wie in einem weiteren Projekt gezeigt werden konnte. Hier konnten durch eine kognitive und psychomotorische Aktivierung in Anlehnung an die geschilderten SimA-Programme sowie durch biografieorientierte Aktivierung der kognitive Abbau über einen Zeitraum von einem Jahr stabilisiert werden, die funktionelle Leistungsfähigkeit verbessert und multiple Stürze um 50 % reduziert werden.

Die Aufgaben für Pflegekräfte in der stationären Altenhilfe werden zunehmend aufwändiger und schwieriger. Bewohner sind aufgrund der Zielsetzungen der Pflegeversicherung „ambulant vor stationär“ bereits beim Einzug in die Einrichtung in der Regel stark pflegebedürftig. Gleichzeitig soll jedoch dem Gesetz nach die Pflege aktivierend und rehabilitativ ausgerichtet sein. Zusammenfassend konnte im Workshop festgestellt werden, dass auch hochgradig funktionell und kognitiv eingeschränkte, multimorbide Teilnehmer sowohl in kognitiven als auch in funktionellen Bereichen von einer kombinierten Aktivierung profitieren können. Zusätzlich zeigte sich, dass die Förderung körperlicher Aktivität auch das psychische Befinden von Pflegeheimbewohnern deutlich verbesserte und zu einer Entlastung des Personals führte.

In den letzten Jahrzehnten nahmen die Erkenntnisse über die Zusammenhänge von körperlicher Aktivität und Gesundheit rapide zu. Die Bedeutung der Bewegung für den Menschen wurde dabei immer mehr in den Mittelpunkt gerückt. Wir wissen deshalb heute, dass Bewegungsmangel den Alternsprozess mit seinen Begleiterscheinungen unterstützt, ja, sogar noch beschleunigt: Die Muskulatur bildet sich langsam zurück, die Leistungsfähigkeit des Kreislaufs verringert sich und auch die Fähigkeit, das Gleichgewicht zu halten, wird geringer. Auf der anderen Seite haben wissenschaftliche Studien belegt, dass mit einem entsprechenden Training (Psychomotorik) bis ins hohe Alter hinein entsprechende körperliche Leistungen möglich sind. Dies gilt auch, wenn ein leichtes körperliches Training erst nach dem sechzigsten oder siebzigsten Lebensjahr aufgenommen wird.

Da besonders die Koordination und das Gleichgewicht im Zuge der Sturzprophylaxe eine wesentliche Rolle neben einem entsprechenden Training der Kraftfähigkeit spielen, wurden praktische Übungen zur Gleichgewichtssicherung durchgeführt und der kognitive Einfluss auf diese Fähigkeit dargestellt und durch die Workshopteilnehmerinnen und -teilnehmer selbst erfahren. Unter dem Aspekt der Vermittlung von Handlungs- und Effektwissen wurden die Übungen in einen Alltagsbezug gestellt. Außerdem wurden Übungen gezeigt, die gezielt einen physischen Reiz und kognitive Elemente enthielten (Fingerkoordination mit verbalen Aufgaben). Auch funktionelle Übungen (Aufstehen vom Stuhl) zur Verbesserung von Kraftfähigkeiten wurden demonstriert.

*Das SimA-Präventionsprogramm mit allen Übungen kann dem Buch „SimA-basic“ entnommen werden.*

*Die in der Pflegeheimstudie verwendeten Übungen liegen als drei Therapie-Manuale vor (Springer Verlag). Durch die besondere Konzeption von jeweils 24 Übungseinheiten pro Band können die Durchführenden ohne große Vorbereitungszeit mit theoretisch fundierten Übungen und Übungsabläufen arbeiten.*

*Protokollführung: Dr. Andreas Ackermann*

### 3.3.7 Kurzaktivierung für und mit Menschen mit Demenz – Ein Erlebnis für die Sinne

*Verantwortlich: Bundesverband Gedächtnistraining e.V.*

*Moderation: Andrea Friese*

Ein Quirl aus einer Tannenbaumspitze? Die jüngeren Workshopteilnehmerinnen und -teilnehmer kannten diesen Gegenstand nicht mehr, wohl aber konnte eine ältere Dame noch dessen Gebrauch beschreiben: „Bei uns wurde damit Blutwurst gerührt!“

Der alte braune Lederkoffer, den die Referentin mitbrachte, enthielt noch manches antike „Schätzchen“: das Waschbrett, den Teppichklopfer, uralte handgeschnittene Wäscheklammern – alles Dinge, die ältere Menschen zum Anfassen, Ausprobieren und Erzählen anregen.



Foto: Marie-Luise Marchand

Andrea Friese präsentierte verschiedene Gebrauchsgegenstände, um ältere Menschen durch ihnen vertraute Dinge zu aktivieren.

Und genau darum geht es bei der Methode, die im Pflegealltag der stationären Einrichtungen längst ihren festen Platz gefunden hat: Den alten Menschen durch ihm von früher her vertraute Dinge zu aktivieren und ihn sich an seine früheren Kompetenzen wieder erinnern zu lassen.

Grundlage der Methode sind vor allem folgende Tatsachen:

1. Eine Anforderung an Menschen mit Demenz ist nur für einige Sekunden verfügbar, danach wird sie wieder aus dem Kurzzeitgedächtnis gelöscht. Ihre Konzentrationsfähigkeit endet nach 10 Minuten.
2. Menschen mit Demenz müssen mit solchen Dingen aktiviert werden, die sie kennen, zu denen sie eine Beziehung haben, deren Handhabung für sie noch präsent ist oder durch den Einsatz von entsprechenden Materialien wieder erinnert werden.
3. Das Pflegepersonal hat aufgrund der vielfältigen Aufgaben im Rahmen von Pflege und administrativen Tätigkeiten nur wenig Zeit. Von daher sind 10 Minuten täglich eine Zeitspanne, die man einplanen kann.

Die Inhalte werden durch die Restfähigkeiten der Demenzkranken bestimmt und beinhalten

- das Training der geistigen Fähigkeiten,
- die Förderung der Beweglichkeit einzelner Körperteile sowie
- das Angebot von Reizen zur Sinneswahrnehmung.

Ein kurzer theoretischer Blick auf das Gehirn – speziell auf das limbische System als „Steuerzentrale für Gefühle“ – sollte die Wichtigkeit unterstreichen, alle Facetten des menschlichen Daseins in die tägliche Kurzaktivierung einzubeziehen, nämlich Körper, Geist und Seele.

Anschließend bekamen die Workshopbesucherinnen und -besucher einige Möglichkeiten der Aktivierung präsentiert und konnten dabei die Methode selbst aktiv erleben:



So wurde z. B. anhand einer Aktivierungsschachtel mit vielen unterschiedlichen Bürsten gezeigt, welche Gespräche über solche Alltagsgegenstände möglich sind und wie damit auch Bewegungsübungen durchgeführt werden können.

Gegenstände wie ein Apfel, ein Herz oder eine Mausefalle sollten die Teilnehmenden an bekannte Lieder erinnern, was durch entsprechende Fragestellungen auch leicht möglich war.

Das Arbeitsblatt mit der Darstellung von Symbolen bekannter Automarken wie BMW, Mercedes oder Rolls-Royce sollte ein Beispiel für Themen sein, die auch Männer interessieren, sodass auch sie sich mit Freude beteiligen können. Gerade an dieser Kopiervorlage wurde den Besuchern des Workshops sehr deutlich, inwieweit biografische Hintergründe der Teilnehmer an Aktivierungseinheiten eine große Rolle spielen.

In der Diskussion wurde klar herausgestellt, dass ältere Menschen aus den neuen Bundesländern sicherlich Automarkensymbole wie Opel oder Citroen kennen, jedoch selbst während ihrer aktiven Autofahrerzeit einen Skoda oder Wartburg gefahren haben. Hier gilt es für die Pflege- oder Betreuungskraft, besonders sensibel zu sein.

Tipps zur praktischen Umsetzung der Kurzaktivierung im Pflegealltag rundeten die Veranstaltung ab.

*Protokollführung: Andrea Friese*

## 3.4 BERUFLICHE ERFAHRUNG

### 3.4.1 Forum D: Alter MIT BERUFLICHER ERFAHRUNG leben

#### D1: Recht auf Arbeit – Recht auf Ruhestand

*Moderation: Reinhold Uhlenbrock, Senioren-Union der CDU Deutschlands*

##### *Recht auf Arbeit – Pflicht zur Arbeit?!*

- Gerald Weiss, MdB, Vorsitzender des Bundestagsausschusses für Arbeit und Soziales (erkrankt)

##### *Recht auf Ruhestand – ohne Angst vor Altersarmut*

- Karl Schiewerling, MdB, Vorsitzender der Vertreterversammlung der Deutschen Rentenversicherung Westfalen

#### D2: Leben und Arbeiten – Arbeitsmarktpolitik von 50 bis zur Rente

*Moderation: Werner Ruppelt, JAHRESRINGE Gesamtverband e.V.*

##### *Podiumsgespräch mit*

- Dr. Ralf Brauksiepe, MdB, CDU/CSU-Fraktion
- Ottmar Schreiner, MdB, SPD-Fraktion
- Sabine Zimmermann, MdB, Fraktion DIE LINKE
- Dr. Jürgen Wuttke, Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände
- Wolfgang Steinherr, Vors. der Geschäftsführung Agentur für Arbeit, Leipzig

unter Mitwirkung von Barbara Menke, BAK Arbeit und Leben

#### D3: Endlich in Rente? – Das Leben nach dem Beruf Verantwortung übernehmen für sich und andere

##### *Positive Beispiele von nachberuflicher Tätigkeit*

*Moderation: Dr. Andreas von Block-Schlesier, Senior Experten Service (SES)*

##### *Podiumsgespräch mit*

- Dr. Susanne Nonnen, Geschäftsführerin SES
- Annerose Stüber, Michael Blodig und Jürgen Mittenentzwei, Senior Experten aus den neuen Bundesländern
- Edelgard Schmidt und Peter Sonnenberg, UNIONHILFSWERK Mentoring-Projekt „Hürdenspringer“, Berlin-Neukölln

*Verantwortlich: JAHRESRINGE Gesamtverband e.V., Senior Experten Service – SES, Senioren-Union der CDU Deutschlands*

**D1: Recht auf Arbeit – Recht auf Ruhestand**

Zur Einführung in die Thematik waren zwei Impulsreferate geplant:

**1. Recht auf Arbeit – Pflicht zur Arbeit?!**

*Referent: Gerald Weiß, MdB, Vorsitzender des Bundestagsausschusses für Arbeit und Soziales, musste leider wegen einer Erkrankung kurzfristig seine Teilnahme absagen.*

**2. Recht auf Ruhestand – Ohne Angst vor Altersarmut**

*Referent: Karl Schiewerling, MdB, Vorsitzender der Deutschen Rentenversicherung Westfalen*

**Karl Schiewerling** übernahm, nachdem er sich mit Gerald Weiß in Verbindung gesetzt hatte, auch das erste Impulsreferat.

Er machte eingangs deutlich, dass das Recht auf Arbeit im Gegensatz zur Verfassung der ehemaligen DDR im Grundgesetz der Bundesrepublik nicht verankert ist. Er begründete dies mit der Tatsache, dass in unserer freiheitlichen, demokratischen Gesellschaft auf der Grundlage der sozialen Marktwirtschaft die Verantwortung für die Bereitstellung von Arbeitsplätzen bei der Wirtschaft liegt. Der Staat trägt jedoch die Verantwortung für die Schaffung der Bedingungen und Möglichkeiten, damit die Wirtschaft dieser verantwortungsvollen Aufgabe gerecht werden kann.

Das Recht auf Arbeit ist das Recht, bei freier Berufswahl und Sicherung der menschlichen Würde arbeiten zu können. Das beinhaltet keinen individuellen Anspruch auf einen Arbeitsplatz, sondern das Recht auf einen Schutz vor unverschuldeter Arbeitslosigkeit. Grundsätzlich besteht für jede Person das gleiche Recht, bei gleicher Leistung den gleichen Lohn bei angemessenen und befriedigenden Arbeitsbedingungen zu erhalten. Angemessen und befriedigend ist eine Arbeit dann, wenn sie für eine menschenwürdige Existenz der Person und die ihrer Familie ausreichend ist und im gesellschaftlichen und betrieblichen Interesse liegt.

Die Bundesrepublik Deutschland hat die UNO Menschenrechtsdeklaration, die das Recht auf soziale Sicherung, Arbeit und Wohnung festschreibt, unterzeichnet. Die Bundesländer Bayern, Bremen, Hessen und Nordrhein-Westfalen haben diese Rechte in ihre Landesverfassungen aufgenommen. Ein explizites Recht auf Arbeit besteht jedoch nicht, was durchaus als mangelnde Umsetzung des ebenfalls unterzeichneten Sozialpakets der Deklaration verstanden werden kann. Ein explizites Recht auf Arbeit ist nur das Recht, arbeiten zu dürfen, das Recht auf eine Wunscharbeit oder eine Arbeit im erlernten Beruf ist nicht eingeschlossen – extrem formuliert impliziert es eine Pflicht zur Arbeit. Möglichst viele, wenn nicht gar alle, sollen in einem solchen System mit den vom Staat geschaffenen Rahmenbedingungen Arbeit finden können. Diese Rahmenbedingungen sollen ein hohes Maß an Chancengerechtigkeit für alle, ob Jung oder Alt, Mann oder Frau beinhalten. Ein Recht auf Arbeit kann nicht als Anspruch an staatliche Seite formuliert werden.

Karl Schiewerling machte deutlich, dass für einen Ruhestand ohne Angst vor Altersarmut eine lückenlose Arbeitsbiografie über das gesamte Arbeitsleben unerlässlich sei. Eine solche lückenlose Arbeitsbiografie ist heute im Zeichen der Wirtschaftskrise nicht mehr selbstverständlich, insbesondere für ältere Langzeitarbeitslose kaum noch zu erreichen. Fachleute vertreten den Standpunkt, dass das derzeitige Rentensystem Menschen mit unterbrochenen Erwerbsbiografien und Geringverdiener nicht mehr auffangen kann, und fürchten, dass in Zukunft Millionen Rentnerinnen und Rentner von Grundsicherung leben müssen.

In den kommenden Jahren könnte sich die Altersarmut in Deutschland verschlimmern, fürchten nicht nur Wohlfahrtsverbände und meinen, dass es in den Jahren 2020 bis 2030 eine Altersarmut von 10 % oder sogar noch mehr geben könnte. Derzeit bekommen ca. 2,5 % der Rentner zu ihrer Rente zusätzliche Grundsicherung. Mit dieser Art der Sozialhilfe wird allerdings lediglich das Existenzminimum abgesichert. Noch sei die Lage derzeit nach Ansicht von Fachleuten als „solide“ zu bezeichnen, allerdings sei das deutsche Rentensystem, das nicht alle Tätigen in der Gesellschaft einschließt, nicht in der Lage, alle diejenigen abzusichern, die in den kommenden Jahren Rente beziehen

werden und aufgrund zeitweiliger Arbeitslosigkeit und eines geringeren Erwerbseinkommens weniger einzahlen konnten.

„Das derzeitige Rentensystem ist nicht ausreichend gegen Altersarmut gewappnet“, äußerte Karl Schiewerling. Heute sei die Altersarmut bei Rentnern zwar noch vergleichsweise niedrig, dies werde sich jedoch in 20 bis 30 Jahren ändern. Darüber mache er sich Sorgen und für diese Menschen fehle in Deutschland eine automatische Altersabsicherung. Die Renteneinkommen sind das Resultat der Erwerbseinkommen, und wenn Erwerbsbiografien zunehmend Unterbrechungen und karge Jahre aufweisen, schlägt sich das in der Höhe der Alterssicherung nieder. Wohlfahrtsverbände sind der Auffassung, dass diesem Trend entgegengewirkt und Freibeträge beim Bezug von Grundsicherung eingeräumt werden sollten.

Der Rentenexperte Schiewerling stellte das Schweizer Drei-Säulen-Rentenmodell – staatliche Sockelrente, verpflichtende Betriebs- und verpflichtende private Altersvorsorge – vor. Darüber hinaus präsentierte er das Rentenmodell der katholischen Verbände, das auch von der Senioren-Union unterstützt wird. Diese Modelle haben den Vorteil, dass sie alle Bürger nach ihrer Leistungsfähigkeit einbeziehen und die Abhängigkeit von sozialpflichtiger Beschäftigung vermindern. Aus Gründen des Eigentumsschutzes müsse der Systemwechsel jedoch in einem gleitenden Übergang von 30 bis 40 Jahren vollzogen werden. Die entsprechenden Beschlüsse müssten von den Verantwortlichen baldmöglichst auf den Weg gebracht werden.

Deutschland liegt bei der Rente für Geringverdiener unter den 30 OECD-Ländern an letzter Stelle. Deshalb muss Deutschland in der Rentenentwicklung für Geringverdiener besondere Anstrengungen unternehmen und dem Anstieg von Altersarmut vorbeugen.

Im Anschluss an die Impulsreferate wurde ausführlich über das Recht auf Arbeit, aber auch über die Pflicht zur Arbeit diskutiert. Ein weiterer Schwerpunkt war die Rente, insbesondere die Rente für Geringverdiener und für Rentnerinnen und Rentner mit einer lückenhaften Arbeitsbiografie. Bei der Pflicht zur

Arbeit wurde auch über die sogenannten Ein-Euro-Jobs gesprochen, mehrheitlich wurde die Auffassung vertreten, dass diese Jobs, sofern sie zumutbar sind, auch angenommen werden müssen. Die Sprache kam auch auf die Arbeitsmarktpolitik der neunziger Jahre, wo viele ältere Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer in den vorzeitigen Ruhestand versetzt wurden und nunmehr Einbußen bei der Rente haben.

Ein weiterer Diskussionspunkt war die starre Festlegung einer Altersgrenze. Es wurde die Auffassung vertreten, dass man eine Altersgrenze nicht generell festlegen sollte, sondern den Arbeitnehmern je nach Leistungsfähigkeit und Arbeitsplatz einen breiten Spielraum für eine individuelle Entscheidung einräumen sollte.

Auch die Höhe der sogenannten Schonvermögen für Hartz-IV-Empfänger war Gegenstand der Diskussion. Eine Erhöhung wurde angemahnt. Auf die Frage, wie hoch die Rente nach vierzigjähriger Tätigkeit bei einem gesetzlichen Mindeststundenlohn von 7,50 € sei, antwortete Karl Schiewerling, dass die Rente wohl kaum die Grundsicherung erreichen würde.

Im Zusammenhang mit geringer Rente und Altersarmut wurde auch die Frage der Bildung und Ausbildung angesprochen. Gute Ausbildung ist eine gute Voraussetzung zur Vermeidung von Altersarmut. Schon im Kindergarten soll die Grundlage für eine gute Schul- und Ausbildung geschaffen werden.

## D2: Leben und Arbeiten – Arbeitsmarktpolitik von 50 bis zur Rente

Werner Ruppelt, Vorsitzender der JAHRESRINGE, begrüßte die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sowie die zum Podiumsgespräch eingeladenen Gesprächspartner sehr herzlich. Er verwies auf die große Aktualität der Thematik, ihre politische Brisanz und bat, insbesondere die Bundestagsabgeordneten drei Monate vor der Bundestagswahl dieses Forum nicht zu einer Wahlplattform umzufunktionieren.

Die Gesprächspartner auf dem Podium:

- Dr. Ralf Brauksiepe, MdB, CDU/CSU-Fraktion
- Ottmar Schreiner, MdB, SPD-Fraktion
- Sabine Zimmermann, MdB, Fraktion DIE LINKE
- Dr. Jürgen Wuttke, Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände
- Wolfgang Steinherr, Vors. der Geschäftsführung Agentur für Arbeit, Leipzig

**Wolfgang Steinherr – Agentur für Arbeit, Leipzig**

Wolfgang Steinherr erklärte kurz die Aufgaben der Agentur für Arbeit auch im Zusammenwirken mit Kommunen, JobCenter, ARGE und ging auf die momentane Arbeitsmarktsituation ein. Dabei prognostizierte er eine steigende Arbeitslosenzahl für die kommenden Monate und schlussfolgerte, dass die Maßnahmen der Arbeitsförderung, die heute schon nicht ausreichen, künftig noch weniger Arbeitslose zu einer – wenn auch befristeten – Beschäftigung führen. Er nannte Fördermöglichkeiten für ältere Arbeitnehmer, benannte jedoch ihre Defizite und stellte kritisch die geringe Eingliederung von älteren Langzeitarbeitslosen in den ersten Arbeitsmarkt heraus.

Das Instrument der Eingliederungszuschüsse für Arbeitgeber, die bei Einstellung älterer Arbeitsloser von der Agentur bezahlt werden, wurde vorgestellt. Leider, so betonte Wolfgang Steinherr, werden diese Angebote von den Arbeitgebern nur gering genutzt. Dabei ist es vorrangiges Ziel, dass möglichst viele Arbeitslose, auch ältere, in den 1. Arbeitsmarkt eingegliedert werden, also eine versicherungspflichtige Beschäftigung aufnehmen, um Gefahren der sozialen Isolation und künftiger Altersarmut zu begegnen.

Abschließend stellte er kritisch fest, dass die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Agentur für Arbeit, insbesondere die Arbeitsvermittler und Fallmanager, nicht alle möglichen Arbeitsmarktinstrumente nutzen und nicht alle vorhandenen Mittel einsetzen.

**Dr. Jürgen Wuttke – Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände**

Dr. Jürgen Wuttke informierte aus der Sicht der Arbeitgeber über die konkrete Situation der Arbeitnehmerinnen und Arbeiter im Alter über 50 Jahre. Dabei verwies er einerseits auf gestiegene Beschäftigungszahlen älterer Arbeitnehmer, aber auch auf das Problem, dass es noch zu viele ältere Langzeitarbeitslose gibt und die Wirtschaft nicht durchgängig Ältere beschäftigt. Er hob deutlich hervor, dass das Wissen, die Erfahrungen und die Verhaltensweisen Älterer gute Beschäftigungsvoraussetzungen sind. Ältere Arbeitnehmer sind in den Betrieben und Einrichtungen sehr verlässliche Partner im Arbeitsprozess und im Hinblick auf die demografische Entwicklung werden Ältere zukünftig auch stärker beschäftigt werden müssen.

Bei der Umsetzung der arbeitsmarktpolitischen Förderprogramme bemängelte er, dass diese zu kompliziert und zu zeit- und arbeitsaufwändig bei der Beantragung und Abrechnung sind.

Er halte es für sinnvoll, wenn Mittel der Arbeitsförderung direkt in den ersten Arbeitsmarkt fließen, um Anreize für die Wirtschaft, Dienstleister u. a. zu geben.

**Ottmar Schreiner, MdB – Abgeordneter in der SPD-Fraktion**

Ottmar Schreiner begrüßte die Behandlung dieser Thematik im Rahmen des 9. Deutschen Seniorentages und verwies auf die große Bedeutung, die Ältere sowohl in der Gesellschaft, als auch in den Betrieben und Einrichtungen heute haben und welche großen Reserven hier noch bestehen.

Er kritisierte die von seiner Partei initiierten Hartz-Gesetze und deren negative soziale Auswirkungen auf Millionen Arbeitnehmer, Familien und vor allem Kindern. Er sprach die Befürchtung aus, dass durch die heutige Krisensituation alle diese negativen Entwicklungen (Leiharbeit, Dumpinglöhne, Reduzierung oder Aufhebung von Kündigungsschutzregelungen, Unterlaufen von Tarifverträgen u. a. m.) verstärkt fortgesetzt werden. Die heutige Beschäftigung älterer Arbeitnehmer in den Betrieben ist zu gering, es ist schwierig, Ältere einzustellen, da sie hohe Lohnansprüche haben, weitere Qualifizierungsmaßnahmen notwendig machen und weil evtl. alters- und/oder krankheitsbe-

dingte Arbeitsausfälle auftreten können. Ottmar Schreiner sprach sich sehr für eine umfassendere Beschäftigung der älteren Mitbürger – 50plus – aus.

**Dr. Ralf Brauksiepe, MdB – Abgeordneter in der CDU/CSU-Fraktion**

Dr. Ralf Brauksiepe bekannte sich zu den Hartz-Regelungen und positiven Auswirkungen auf dem Arbeitsmarkt. Mehr als eine Million Arbeitslose hätten so wieder einen Arbeitsplatz gefunden. Mit der Aussage, dass man von Hartz IV leben könne, bezog er eine Gegenposition zu Ottmar Schreiner.

**Sabine Zimmermann, MdB – Abgeordnete in der Fraktion DIE LINKE**

Sabine Zimmermann stellte das Sonderprogramm der Bundesagentur für Arbeit „WeGebAU“ (Weiterbildung Geringqualifizierter und beschäftigter älterer Arbeitnehmer in Unternehmen) vor. Mit diesem Programm sollen die Beschäftigungsmöglichkeiten älterer Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer sowie gering qualifizierter Beschäftigter zielgerichtet verbessert werden. Es bietet den Betroffenen Unterstützung, angefangen von der Förderung der Weiterbildungskosten bis hin zu Zuschüssen zum Arbeitsentgelt an. Damit wird auch kleineren und mittleren Betrieben eine aktivere Personalentwicklung/-politik möglich gemacht.

Sabine Zimmermann, die auch die zu geringen Beschäftigungszahlen älterer Arbeitnehmer beklagte, sah in diesem Zusammenhang das WeGebAU-Programm als einen sinnvollen und richtigen Schritt an, der sowohl den Arbeitnehmern als auch den Betrieben nutzt.

Sehr konkret nannte sie die dazu vorhandenen Rechtsgrundlagen:

- Arbeitsentgeltzuschuss nach § 235c SGB III
- Grundsatz der Förderung der beruflichen Weiterbildung nach § 77 SGB III
- Förderung beschäftigter Arbeitnehmer nach § 417 SGB III

Sie setzte sich kritisch mit den Hartz-Regelungen auseinander, verlangte entsprechende Änderungen und Anpassungen, damit die betroffenen Mitbürger

eine existenzsichernde Einkommensgrundlage für sich und ihre Familie, vor allem für die Kinder haben.

Abschließend stellte **Werner Ruppelt**, Gründer und Vorsitzender des JAHRESRINGE Gesamtverbandes e.V., Anliegen und Ziele des sozialen Verbandes vor, der sich an Ältere, Kranke, Behinderte, Alleinstehende, Alleinerziehende, Aussiedler, Langzeitarbeitslose und insbesondere an ältere Arbeitslose über 50 Jahre wendet. Gemeinsam wollen Ehren- und Hauptamtliche in den JAHRESRINGEN den Mitgliedern und Betroffenen soziale Anerkennung und das Gefühl des Gebrauchtwerdens geben. Dafür kämpfen sie gegen Vereinsamung, Isolation und sozialen Abbau und sind aktiv als Interessenvertreter tätig.

Ziel der JAHRESRINGE ist es, das ältere Arbeitnehmer bis zum Renteneintrittsalter, wobei die 67-Jahre-Regelung abgelehnt wird, die gleichen Chancen und Rechte auf einen Arbeitsplatz haben wie alle anderen Altersgruppen.

Werner Ruppelt sprach sich deutlich für eine größere Anerkennung und Wertschätzung der Arbeit der freien Träger aus. Er bezog sich auf die 18-jährigen Erfahrungen der JAHRESRINGE als Träger von Projekten, die auf den Arbeitsmarkt ausgerichtet sind. Dabei unterliegen sie einer sehr diskontinuierlichen, teils unklaren und oft komplizierten Förderung. Eine zielorientiertere Zusammenarbeit der Agentur für Arbeit, ARGE, JobCenter u. a. mit den freien Trägern liege im Interesse aller, vor allem der vielen Langzeitarbeitslosen.

**Barbara Menke, Bundesarbeitskreis Arbeit und Leben**

Barbara Menke stellte das Projekt „Pluspunkt Erfahrung: Ein Gewinn für alle“ vor. Das Projekt führt ARBEIT UND LEBEN in Kooperation mit dem Hauptverband des Deutschen Einzelhandels (HDE), gefördert durch das Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend (BMFSFJ) durch. Ziel ist es, ältere Verkäuferinnen und Verkäufer für die spezifische Beratung von älteren Kundinnen und Kunden weiterzuqualifizieren. Für arbeitslose Fachkräfte kommen neben der Qualifizierung ein Praktikum im Einzelhandel sowie eine Fachbetreuung in der ersten Arbeitsphase hinzu.

Beteiligt am Projekt sind Einzelhandelsunternehmen aller Größen und Branchen. Umgesetzt wird das Projekt bundesweit von Bildungseinrichtungen sowie den Bildungswerken des Handels.

*Anschließend wurden folgende Schwerpunkte diskutiert:*

- Viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer sprachen über ihre Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit und damit einhergehender Diskriminierung und forderten Überprüfung und Überarbeitung der Hartz-Gesetze. Sehr deutlich wurde hervorgehoben, dass ältere Arbeitnehmer, die ihre Festanstellung verlieren, nur sehr geringe oder keine Chancen auf eine Wiedereinstellung haben.
- Ein weiterer Diskussionspunkt war die Erhöhung des Renteneintrittsalters einerseits und andererseits das immer noch vorzeitige Ausscheiden vieler Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer aus dem Arbeitsprozess. Damit geht eine Rentenkürzung einher und Altersarmut ist vorprogrammiert.
- Sehr kritisch wurde das Verhalten von Wirtschaftsbetrieben gesehen, die keine Arbeitnehmer über 50 Jahre einstellen. Inwiefern der demografische Wandel dazu führt, dass eine größere Anzahl älterer Beschäftigter eingestellt wird, wurde von vielen angezweifelt oder als purer Zukunftsoptimismus abgestempelt.
- Die Notwendigkeit und die Richtigkeit von Arbeitsmarktförderung auf dem 2. Arbeitsmarkt wurden von allen Seiten anerkannt. Übereinstimmung bestand auch hinsichtlich einer stärkeren Rolle der freien Träger.
- Die Arbeit der Agenturen, JobCenter und der ARGE wurden kritisch bewertet. Zu viel Bürokratie, zu große Unpersönlichkeit im Umgang mit Arbeitslosen, zu wenig Zeit und oft auch zu wenig Verständnis für die Sorgen der Arbeitslosen wurden genannt.
- Für Aussiedlerinnen und Aussiedler wurde die Bedeutung ihrer beruflichen Eingliederung für die soziale Integration in die neue Heimat hervorgehoben. Dabei wurden die Agentur für Arbeit und die JobCenter aufgefordert, ihre Verantwortung bei der Eingliederung von Migrantinnen und Migranten stärker wahrzunehmen.

- Betroffene machten deutlich, dass sie aus Angst vor Benachteiligungen/ Diskriminierung, ihre Gedanken und Sorgen nicht äußern möchten.

Das Thema wurde von allen Referenten und Teilnehmern als aktuell und gesellschaftlich relevant eingeschätzt. Ein wichtiges Anliegen war die Schaffung von Toleranz für die verschiedenen gesellschaftlichen und politischen Standpunkte der Podiumsteilnehmer zur Situation der älteren Langzeitarbeitslosen und jener, die über Arbeitsmarktförderung kurzfristige Beschäftigung finden. Priorität besitzen alle Maßnahmen, die Ältere in den 1. Arbeitsmarkt integrieren und nicht Vorruhestand, Altersteilzeit, Frühverrentung, Arbeitslosengeld II, Hartz IV und anderes favorisieren. Solange jedoch noch mehr als 45 % der über 50-Jährigen arbeitslos sind, müssen diese Angebote auf dem sogenannten zweiten Arbeitsmarkt im Hinblick auf Arbeit und Bildung unterbreitet werden.

Um auf den sich vollziehenden demografischen Wandel, der in sechs bis zehn Jahren einen höheren Einsatz älterer Arbeitnehmer erforderlich machen wird, zu reagieren, müssen bereits heute die Voraussetzungen insbesondere durch sehr umfangreiche Weiterbildungsmaßnahmen geschaffen werden.

Weitgehende Übereinstimmung bestand im Hinblick auf die positiven Aspekte generationenübergreifender Zusammenarbeit, um unterschiedliche Leistungsmotivation, unterschiedliches Verhalten und verschiedene Erfahrungswerte auszutauschen. Die Schaffung reiner Arbeitsprojekte für Ältere wurde dagegen in Frage gestellt.

Die intensive Arbeit der kleinen freien Träger kann und muss hierbei höher als bisher bewertet und zur Lösung der genannten Aufgaben herangezogen werden. Die BAGSO solle dabei mehr Verantwortung übernehmen.

Allen politischen Gesprächspartnern wurde der Vorschlag unterbreitet, eine Tagung zur „Rolle der freien Träger in der Gesellschaft“ durchzuführen.

### D3: Endlich in Rente? – Das Leben nach dem Beruf Verantwortung übernehmen für sich und andere

#### Positive Beispiele von nachberuflicher Tätigkeit

Dr. Andreas von Block-Schlesier, Vertreter des Senior Experten Service (SES), stellte die Podiumsteilnehmerinnen und -teilnehmer vor.

**Dr. Susanne Nonnen** hat nach dem Studium der Agrarwissenschaften eine Reihe Entwicklungsländer kennengelernt und maßgeblich am Aufbau des Senior Experten Service (SES) mitgearbeitet, seit ca. zehn Jahren ist sie Geschäftsführerin. Der SES erhielt für seine Arbeit 2009 den Preis des Bundespräsidenten.

Für das 1946 als Wohlfahrtsverband in Berlin gegründete UNIONSHILFSWERK erläuterte die Projekt-Koordinatorin **Edelgard Schmidt**, Diplom-Kauffrau, zusammen mit dem Projektmentor **Peter Sonnenberg** das Projekt „Hürdenspringer“. Es handelt sich um ein Eingliederungsprogramm für ausgegrenzte Jugendliche, besonders mit Migrationshintergrund, zur Eingliederung in den Arbeitsmarkt. Die Mentorinnen und Mentoren sind ehrenamtlich tätig.

Für den SES berichteten Annerose Stüber, Michael Blodig und Jürgen Mittenentzwei über ihre Erfahrungen, die sie bei Auslandseinsätzen gemacht haben und ihre Motivation für den SES tätig zu sein.

**Annerose Stüber**, Diplom-Ökologin und Diplom-Ingenieurin war für den SES in Äthiopien, Rumänien, Kambodscha, Paraguay und in der Moldau Republik beim Aufbau von Textilfertigungsstätten tätig.

**Michael Blodig**, Chemieingenieur, kam in Äthiopien, Kamerun, Mexiko und Kuba mit dem Schwerpunkt der Verbesserung von Produktionsabläufen in Unternehmen zum Einsatz.

**Jürgen Mittenentzwei**, Bauingenieur, arbeitete in Kambodscha mit dem Schwerpunkt Wasserversorgung.

Die Berichte belegten sowohl den erfolgreichen Einsatz von Seniorinnen und Senioren für die Gesellschaft im In- und Ausland als auch die Freude und Bereicherung ihres eigenen Lebens nach Beendigung ihrer erwerbsmäßigen Berufstätigkeit. Auch wurde deutlich, welches Wissen ungenutzt versickern würde, ohne die Möglichkeiten dieser Einsätze beim SES.

**Edelgard Schmidt** und **Peter Sonnenberg** präsentierten das Mentoring-Projekt „Hürdenspringer“, das Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund beim erfolgreichen „Sprung“ über die Hürde Berufseinstieg unterstützen soll. Die Jugendlichen werden von einem lebens- und berufserfahrenen Mentor bei der Suche nach einem Ausbildungsplatz begleitet. Das Projekt wird im Rahmen des XENOS-Programms „Integration und Vielfalt“ durch das Bundesministerium für Arbeit und Soziales und den Europäischen Sozialfonds gefördert.

Das Projekt fördert insbesondere die Integration von jungen Menschen mit Migrationshintergrund in den Arbeitsmarkt, stärkt Generationenbeziehungen und vermittelt Toleranz, Verständnis für andere Lebenswelten und die Wichtigkeit des bürgerschaftlichen Engagements für ein demokratisches Gemeinwesen.

Bei den Zuhörerinnen und Zuhörern bestand Interesse zu erfahren, wie man sich ebenfalls in dieser Weise engagieren kann, und übereinstimmend wurde gefordert, dass alle Kräfte, Staat, Industrie, Bürger, helfen sollten, solches Engagement zu fördern.

*Protokollführung: Ute Elias; Werner Ruppelt*

#### ► Zusammenfassende Ergebnisse:

1. In unserer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft, auf der Grundlage der sozialen Marktwirtschaft liegt die Verantwortung für die Schaffung von Arbeitsplätzen bei der Wirtschaft. Der Staat schafft die Rahmenbedingungen, dass möglichst alle in dem System Arbeit finden. Im Arbeitsleben muss Chancengerechtigkeit für alle gewährleistet werden.

Die Umsetzung dieser These schafft auch die Voraussetzungen für eine gesellschaftlich breite umlagefinanzierte Altersversorgung, die wiederum bei entsprechender Reichweite und finanzieller Höhe Altersarmut verhindern hilft.

- Arbeitsmarktpolitik für 50- bis 65-Jährige gewinnt zunehmend an Bedeutung. Alle Formen von Vorruhestand, Altersteilzeit, Frühverrentung sowie die finanziellen Leistungen (Hartz IV, Arbeitslosengeld II) müssen kritisch hinterfragt werden.

Ein großes gesellschaftliches Ziel muss die umfassende Beschäftigung aller vom Eintritt ins Berufsleben bis zum Erreichen des Rentenalters auf dem ersten Arbeitsmarkt sein. Dabei sind kooperatives Miteinander, generationenübergreifende Zusammenarbeit und gegenseitiges Lernen sowie Arbeiten wichtig.

- Kritisch sollten die Erfahrungen aus dem 2. Arbeitsmarkt gewertet werden, weil es noch weiterhin arbeitsmarktgeförderte Projekte geben muss (inklusive Bildung). Hierfür sind gesetzliche Regelungen kritisch zu überprüfen und alle bürokratischen Hindernisse und Unklarheiten sollten im Interesse der betroffenen Menschen beseitigt werden.

In der Wirtschaft, eigentlich in der ganzen Gesellschaft muss die Überzeugung wachsen, dass die Älteren und ihre Erfahrungen gebraucht werden.

Ebenso sind die gesellschaftliche Rolle und die Bedeutung der vielen kleinen freien Träger höher als bisher zu werten und anzuerkennen, deren Tätigkeit bedarf mehr Stabilität und Kontinuität.

- Gesellschaftliches und berufsspezifisches Erfahrungswissen sollte in der nachberuflichen Phase weitergegeben werden. Ehrenamtliches Engagement in nationalen und internationalen Projekten hilft nicht nur den Zielgruppen vor Ort, sondern ist auch eine persönliche Bereicherung für die Engagierten.

## 3.5 SELBSTSTÄNDIGKEIT IM ALTER

### 3.5.1 Forum E: Im Alter SELBSTSTÄNDIG leben und wohnen

#### E1: Selbstständigkeit als Voraussetzung für ein selbstbestimmtes Leben mit und ohne Behinderung

Moderation: Dr. Johannes-Jürgen Meister, DVBS

- Selbstständigkeit im Alter – Anmerkungen und Überlegungen aus gerontologischer, kultureller und soziologischer Perspektive  
Prof. Dr. Clemens Tesch-Römer, Leiter des Deutschen Zentrums für Altersfragen (DZA)
- Barrierefrei – mehr als nur rollstuhlgerecht  
Prof. Dr. Christian Bühler, Technische Universität Dortmund

#### E2: Seniorengerechte Wohnformen im Quartier

Moderation: Karl-Heinz Vorbrücken, IG BAU

##### Vorstellung eines Wohnprojektes in Suhl

- Jens Lönnecker, Dipl.-Ing., Architekt Projektscheune, St. Kilian
- Michael Hack, Geschäftsführer der AWO AJS gGmbH Erfurt
- Jens Sturm, Deutsche Kreditbank AG
- Elke Garbe, Bundesseniorenvorsitzende der IG BAU

#### E3: Leben, Wohnen und Versorgen – eine Vielfalt

Moderation: Prof. Dr. Barbara Freytag-Leyer, dgh

##### Referate mit jeweils anschließender kurzer Diskussion:

- Wohnformen im Alter – Wohnmöglichkeiten, -wünsche und -wirklichkeit  
Dr. Angelika Sennlaub, Institut alltag von morgen
- Wohngemeinschaften für Menschen mit Demenz  
Beate Radzey, Demenz Support e.V.
- Praxisbeispiele für privates Wohnen – Wohnraumanpassung, Nachbarschaftshilfe, soziokulturelle Angebote und wohnbegleitende Dienstleistungen  
Sabine Thielemann, Verband der Sächsischen Wohnungsbaugenossenschaften e.V.

Verantwortlich:

dgh e.V. – Deutsche Gesellschaft für Hauswirtschaft, Fachausschuss Haushalt und Wohnen  
Deutscher Verein der Blinden und Sehbehinderten in Studium und Beruf (DVBS)  
Industriegewerkschaft Bauen-Agrar-Umwelt (IG BAU)



## E1: Selbstständigkeit als Voraussetzung für ein selbstbestimmtes Leben mit und ohne Behinderung

Vielfach herrscht die Meinung vor, wenn ich noch in meinem angestammten, vertrauten Wohnumfeld, d. h. in meiner Wohnung, auch im Alter allein wohnen kann, dann sei das gleichbedeutend mit Selbstständigkeit. Im ersten Teil dieses Forums sollte dieser eingeschränkten Sichtweise von Selbstständigkeit entgegengetreten werden. Selbstständigkeit des Menschen umfasst den ganzen Menschen in all seinen Lebensbereichen und Lebenswelten. Das gilt für alle Altersstufen eines menschlichen Lebens und es gilt auch, wenn Menschen durch eine Beeinträchtigung oder Behinderung in der Ausübung und Wahrnehmung ihrer Selbstständigkeit eingeschränkt sind bzw. nur anders leben können. Selbstständigkeit ist daher eng verbunden mit Selbstverwirklichung und Würde des Einzelnen. Darum sollten im ersten Teil dieses Forums auch die Chancen und Möglichkeiten trotz Einschränkungen und Behinderungen beleuchtet werden.

**Prof. Clemens Tesch-Römer**, Leiter des Deutschen Zentrums für Altersfragen sowie langjähriges Mitglied der wissenschaftlichen Kommission zur Erstellung der Altenberichte der Bundesregierung, hinterfragte das Konzept der Selbstständigkeit auf ihre Reichweite einerseits durch empirische, andererseits durch konzeptuelle normative Betrachtungen. Altersbilder oder Bilder des Alters, wie sie im Mittelpunkt des 6. Altenberichtes der Bundesregierung stehen, bildeten gleichsam den Hintergrund seiner Ausführungen. Letztlich geht es um ein erfolgreiches, erfülltes, gutes Leben im Alter und zugleich um die Würde des Menschen im Alter.

Was heißt selbstständiges, gutes Leben im Alter? Aus empirischen Vergleichsstudien in drei Ländern (Deutschland, USA, Großbritannien) geht hervor, dass für ein gutes Leben im Alter Selbstständigkeit neben Gesundheit, Leistungsfähigkeit, Aktivitäten und sozialen Beziehungen eine herausragende Bedeutung hat. Außer in unseren Alltagsvorstellungen spielt Selbstständigkeit auch in der gerontologischen Forschung, insbesondere in den Arbeiten von M. und P.P. Baltes, eine wesentliche Rolle. In ihrem Konzept eines erfolgreichen Alterns

unterscheiden sie drei Prozesse: Selektion, Optimierung und Kompensation. Vornehmlich bei den Prozessen der Optimierung und Kompensation geht es um Erhalt und Aufbau von Kompetenzen und Fähigkeiten sowie ihrer Substitution durch Hilfsmittel.

Prof. Tesch-Römer verdeutlichte, dass ein erfolgreiches, gutes Leben im Alter aus zwei Perspektiven betrachtet werden kann, zum einen aus einer Außensicht einer gleichsam objektiven Sichtweise und zum anderen aus einer Innensicht, d. h., was empfinden wir subjektiv als ein erfülltes, erfolgreiches und mithin gutes Leben. In der Außensicht wird gutes Leben als materiell gesichert und unabhängig, hoch kompetent und gesundheitlich fit definiert. Aus der Innensicht wird heute gutes Leben vielfach aus dem subjektiven Erleben definiert, d. h., ich bin zufrieden, glücklich, habe keine Ängste, bin positiv gestimmt. Daneben sind zwei weitere Definitionen erwähnenswert, die von den Wunschvorstellungen geprägt werden. Gutes, erfolgreiches Leben ist dann erreicht, wenn Ziele, Pläne und Wünsche erreicht und erfüllt werden bzw. bestimmte Aufgaben bewältigt werden können.

Betrachtet man nun empirische Befunde zur Selbstständigkeit, wie man sie aus dem seit 1996 dreimal durchgeführten Alterssurvey des DZA zu entnehmen sind (vgl. Tesch-Römer: Altwerden in Deutschland, 2006), so lässt sich erkennen, dass mit zunehmendem Alter die Funktionsfähigkeit abnimmt, dass die Selbstständigkeit unter diesem Gesichtspunkt verloren zu gehen droht. In diesen Kontext gehört auch die Zunahme an Pflegebedürftigkeit, demenziellen Erkrankungen. Positiv zu vermerken ist, dass das subjektive Wohlbefinden und die persönliche Einschätzung des Gesundheitszustandes lange weit über dem Durchschnittswert liegen. Die Studie verdeutlicht, dass sich körperliche Bewegung jeglicher Art präventiv im Hinblick auf die Morbidität auswirkt.

In seinem Resümee über die Ergebnisse des Alterssurvey verwies Prof. Tesch-Römer auf die internationale Klassifikation von Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit (international classification of functioning (ICF)). An die Stelle der Defizite und Einschränkungen im Alter und bei Behinderung werden die Teilhabe am sozialen Leben der Gesellschaft und die Kompetenzen

und Fähigkeiten der Person in den Mittelpunkt gestellt. Dieses Konzept der Teilhabe bedeutet, dass ein Mensch sich auch trotz all seiner Einschränkungen und mit ihnen so entfalten kann, wie jeder andere Mensch ohne jegliche Einschränkungen und wie in der Außensicht die Entfaltung einer Person erwartet wird und erwartet werden kann. Prof. Tesch-Römer schloss seine Ausführungen mit einem Hinweis auf die erst vor kurzem verabschiedete „Charta der Rechte hilfe- und pflegebedürftiger Menschen“, in der postuliert wird, dass jeder Anspruch auf Respektierung seiner Würde und Einzigartigkeit habe. Die Betonung von Teilhabe, Autonomie und Selbstbestimmung untermauere so das Konzept der Selbstständigkeit.



Foto: Marie-Luise Marchand

Prof. Clemens Tesch-Römer verdeutlichte das Konzept der Selbstständigkeit im Alter.

Anschließend knüpfte Prof. Christian Bühler, Leiter der Forschungsstelle Technik für Behinderte bei der Stiftung Vollmarstein und Inhaber des Lehrstuhls für Rehathechnik an der TU Dortmund, mit seinem Referat „Barrierefrei –

mehr als nur rollstuhlgerecht“ an die Ausführungen von Prof. Tesch-Römer über die internationale Klassifikation von Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit (ICF) an. Dabei griff er insbesondere das Problem der Kontextfaktoren bei den Aktivitäten und der Teilhabe Älterer und Behinderter auf, wobei er darauf hinwies, dass Behinderungen und Beeinträchtigungen im Alter ab dem 60. Lebensjahr deutlich zunehmen. Das Verständnis von Behinderung wird durch die ICF definiert als Wechselwirkung zwischen der Person und ihrer Umwelt. Auf den Punkt gebracht, kann festgehalten werden: „Ich bin nicht behindert, sondern ich werde behindert.“ Technik ist dabei nur ein Kontextfaktor neben anderen wie Förderung, Therapie, Pflege oder Assistenz, letztere sowohl institutionell als auch personell. Auf der anderen Seite gehören dazu Freunde, Nachbarn und nicht zuletzt die Gesellschaft insgesamt, durch die Barrieren vermieden oder geschaffen werden können. Barrierefreiheit ist gekennzeichnet durch ein Paradoxon, nämlich die individuelle Perspektive, d. h., ich persönlich habe Zugang, ich kann eine Sache, eine Information oder Leistung nutzen; umgekehrt bedeutet diese Perspektive zugleich, ich habe keinen Zugang, bin von der Nutzung ausgeschlossen. Auf der anderen Seite steht die Systemperspektive, d. h., ein Anbieter bzw. Hersteller muss bei der Entwicklung, Gestaltung und dem Aufbau von barrierefreien Produkten und (Dienst)Leistungen darauf achten, alle Formen und Arten von Behinderungen und Beeinträchtigungen zu berücksichtigen. Dieses Paradoxon ist letztlich aber nicht auflösbar, es wird immer jemanden geben, der trotz aller Bemühungen vom Zugang oder der Nutzung ausgeschlossen bleibt.

Trotz alledem bedeutet Barrierefreiheit eine wichtige und wertvolle Investition in die Infrastruktur unseres täglichen Lebens, bedeutet sie doch einen Mehrwert für alle. Barrierefrei leben ist nicht etwas, was nur Menschen mit Behinderungen oder Beeinträchtigungen angeht, barrierefrei leben wollen alle. Barrierefreiheit beginnt daher in den Köpfen. Viele begreifen überhaupt nicht, dass es Barrieren gibt, sie haben keine Vorstellungen, wie unterschiedliche Einschränkungen Auswirkungen auf die Nutzung von Infrastrukturen haben. Dieser erste Schritt aber ist langwierig und mühsam. Barrieren müssen im Kopf beseitigt und überwunden werden, dann können Barrieren im alltäglichen Leben erkannt und abgebaut werden.

Was Barrierefreiheit in rechtlichem Sinne bedeutet und wie sie für das tägliche Leben umgesetzt werden kann, ist seit 2002 im Bundesgleichstellungsgesetz (BGG) geregelt. Zusammengefasst wird dort bestimmt, dass Infrastrukturen und Geräte für alle Lebensbereiche barrierefrei sind, wenn sie von Menschen mit Behinderungen oder Einschränkungen „normal“ zugänglich und nutzbar sind, d. h. „grundsätzlich ohne fremde Hilfe“ in der allgemein üblichen Art und Weise. Damit wird ausgesagt, dass Assistenz durch Dritte möglich ist, dass es dann aber nicht mehr im eigentlichen Sinne barrierefrei ist. Stand der Technik heute ist es, dass Anzeigen, Informationen etc. im öffentlichen Verkehrsraum, d. h. auf Straßen, in öffentlichen Gebäude oder im öffentlichen Verkehr, im Mehrkanalprinzip erfolgen sollten und müssten, also optisch, akustisch und/oder tastbar zugänglich sind.

Die UNO-Konvention der Rechte der Behinderten aus dem Jahre 2007, die seit März 2009 auch in der Bundesrepublik Deutschland Geltung hat, erhöht mit dem Prinzip einer „inclusiven“ Gesellschaft den Druck auf möglichst einheitliche, alle Menschen einschließende Lösungen, mit anderen Worten „design for all“ soll zur Grundmaxime gestaltenden, produzierenden Handelns in allen Lebensbereichen werden. „Inselösungen“ bei der Entwicklung, Gestaltung und Produktion von Produkten und (Dienst)Leistungen für die verschiedensten Lebensbereiche sollten die Ausnahme, nicht wie heute noch vielfach die Regel sein. Um dieses Ziel zu erreichen, ist „gesellschaftliche Akzeptanz“ (social accessibility) notwendig, die Zivilgesellschaft in ihrer Gesamtheit mit all ihren Gruppierungen und jeder Einzelne sind aufgefordert, diesem Prinzip zum Durchbruch zu verhelfen.

Prof. Bühler schloss sein Referat mit einem Hinweis auf ein internationales Großprojekt ab, an dem zahlreiche Forschungseinrichtungen und Wirtschaftsunternehmen gemeinsam arbeiten. Das Projekt AAL – ambient assisted living – soll eine Vernetzung von Informationen und Steuerungselementen im öffentlichen wie im privaten Bereich ermöglichen, um den Endnutzern eine einfache, überschaubare Information und Kontrolle in verschiedenen Lebensbereichen an die Hand zu geben und so eine weitgehende Barrierefreiheit zu schaffen.

## E2: Seniorengerechte Wohnformen im Quartier

### Modellprojekt „Wohnen im Klassenzimmer“

Am Beispiel des Umbaus der ehemaligen Döllbergsschule in Suhl wurde gezeigt, wie aus einem nicht mehr genutzten Gebäude eine altersgerechte Wohnanlage entstehen kann. Das hat gleich mehrere Vorteile, betonte der Architekt **Jens Lönnecker**, denn „durch die Nutzung vorhandener baulicher Strukturen kann etwa ein Viertel der normalerweise für Wohngebäude nötigen Baukosten gespart werden und Schulen befinden sich oft in Stadtquartieren mit guter Nahverkehrsanbindung, sozialen Einrichtungen sowie Handels- und Dienstleistungsbetrieben.“ Das erleichtert die notwendige Entwicklung neuer altersgerechter Wohnformen in innerstädtischen Quartieren, beseitigt Leerstände und begegnet dem wachsenden Bedarf an bezahlbaren seniorengerechten Wohnungen.

„Externe Dienstleistungen und Betreuungsangebote lassen sich einfügen und ermöglichen ein selbstständiges und selbstbestimmtes Wohnen auch im dritten Lebensabschnitt. Das stellt eine echte Alternative zu Altenheimen und vollstationären Pflegeformen dar“, so Lönnecker.

Insgesamt entstehen unter Verwendung der vorhandenen Rohbaustruktur 55 Wohneinheiten, die alle einen Balkon haben. Die Zweiraumwohnungen mit Küche und Bad sind zwischen 50 und 60 Quadratmeter groß. Zur Ausstattung gehören Aufzüge, Laubengänge, Gemeinschaftsräume und eine parkähnliche Außenanlage. Weiterhin werden in das Gesamtkonzept eine Begegnungsstätte, eine Gästewohnung und eine Sozialstation integriert.

Das Modellprojekt wurde in das Innenstadt-Stabilisierungsprogramm (ISSP) des Thüringer Bauministeriums aufgenommen. Das günstige Förderdarlehen sowie ein Zuschuss des Deutschen Hilfswerkes aus Mitteln der ARD-Fernsehlotterie für den Umbau ermöglichen in Suhl Kaltmieten von fünf Euro pro Quadratmeter. Bauherr und Vermieter ist die AWO Alten-, Jugend- und Sozialhilfe (AJS) gGmbH. Betreiber der Wohnanlage wird die AWO Südwestthüringen gGmbH sein. Seit das Projekt bekannt wurde, gibt es einen regelrechten Ansturm von Interessenten.

In Erfurt entwickelt die Projektscheune bereits neue Ideen für zwei leer stehende Plattenbauschulen auf dem Drosselberg und auf dem Wiesenhügel.

### Hilfe- und Serviceleistungen

Alle Wohnungen werden barrierefrei gestaltet. Breite Türen, Handläufe und Fahrstühle ermöglichen große Bewegungsfreiheit. Von jeder Wohnung aus kann man auf Wunsch einen Notruf betätigen, wenn man Hilfe braucht. Ganz nach dem Motto: „So viel Selbstständigkeit wie möglich, so viel Hilfe wie nötig“, finden die Bewohner Unterstützung, wenn sie sie brauchen. Das bezieht sich nicht nur auf die Pflege, sondern auch auf Hilfe im Haushalt“, so **Michael Hack**, Geschäftsführer der AWO AJS gGmbH Erfurt. So können auch Mieterinnen und Mieter mit hoher Pflegestufe in der eigenen Wohnung bleiben.

Insgesamt soll der Umbau 4,2 Millionen Euro kosten. „Davon trägt die AWO selbst 1,7 Millionen, 2,1 Millionen kommen als Fördermittel vom Freistaat und 400.000 Euro vom Deutschen Hilfswerk“, so Jens Sturm von der Deutschen Kreditbank AG.

### Schaffung von Rahmenbedingungen

„Die Hinwendung zu ausreichend altengerechtem Wohnraum macht angesichts der Bevölkerungsentwicklung die Konkretisierung politischer Rahmenbedingungen erforderlich“, so **Karl-Heinz Vorbrücken**, Beauftragter des Bundesvorstandes der IG BAU für Seniorenpolitik. Da 2020 bereits 77 % aller Haushalte aus Ein- und Zweipersonenhaushalten besteht und von den 24 Millionen Mietwohnungen in der BRD bisher nur etwa ein Prozent mit einem altersgerechten Standard ausgestattet ist, muss auf den wachsenden Bedarf rechtzeitig reagiert werden.

„Zur Umsetzung der Forderungen nach mehr altengerechtem Wohnraum ist die Errichtung eines umfassenden Kompetenznetzwerkes auf kommunaler Ebene und auf Länderebene erforderlich, außerdem die verbindliche Verankerung von barrierefreiem Bauen in den Bauordnungen der Länder und vor allem deren konsequente Umsetzung“, so **Elke Garbe**, Bundesseniorenvorsitzende der IG BAU, im Gespräch mit Teilnehmerinnen und Teilnehmern des

Forums. Ebenso wichtig sind die gemeinsame Entwicklung von Stadtteilentwicklungskonzepten durch Kommunen, Wohnungsunternehmen, freie Träger und Seniorenvertretungen sowie die Schaffung flächendeckender kommunaler Wohnberatungsstellen nach dem Vorbild des Bundesmodellprojekts „Selbstbestimmtes Wohnen im Alter“.

### E3: Leben, Wohnen und Versorgen – eine Vielfalt

Aus der Vielzahl alternativer Wohnformen wurden zwei Praxisbeispiele herausgegriffen: das Leben mit Demenz in einer Wohngruppe und die sächsischen Wohnungsbaugenossenschaften.

Einleitend reflektierte **Angelika Sennlaub** vom *Institut alltag von morgen* und Beratung in Frankfurt a. M. über Wohnformen im Alter – Wohnmöglichkeiten, Wohnwirklichkeit und Wohnwünsche ([www.alltagvonmorgen.de](http://www.alltagvonmorgen.de)). Welche Möglichkeiten haben Ältere zu wohnen? Die Mehrzahl der Älteren lebt in privaten Wohnanlagen, also einer Wohnung oder einem Haus, in dem die Versorgung im Alltag von den Haushaltsangehörigen selbstständig organisiert wird. 60- bis 65-Jährige verbringen täglich durchschnittlich 19 Stunden in der Wohnung, während es bei den über 70-Jährigen mit 20,5 Stunden schon mehr als 85 % des gesamten Tages sind. Mit physischen Einschränkungen trifft das Allein-Wohnen im Alter zusammen: Von zehn Frauen, die 80 Jahre und älter sind, leben etwa sieben allein.

Vor allem dann, wenn mehr Versorgungssicherheit gewünscht wird, greifen ältere Menschen auf Serviceangebote zurück – entweder in Form von Dienstleistungen, die in der eigenen Wohnung in Anspruch genommen werden, oder in Form einer Wohnanlage mit Serviceangeboten wie Betreutes Wohnen oder Wohnen mit Service. Umfassende Versorgungssicherheit erhält man im Heim. Andere wünschen sich vor allem mehr Kontakt zu anderen. Soziale Sicherheit gewähren soziale Beziehungen wie Nachbarschaften oder Familiennetze; verbindliche soziale Sicherheit beim Wohnen gewährt am umfassendsten das

gemeinschaftliche Wohnen. Als Kombination von Diensten und sozialer Unterstützung etablieren sich Wohngruppen insbesondere für Menschen, die an einer Demenz erkrankt sind.

In Wohnumfragen wird immer wieder deutlich, dass sich Ältere vor allem Sicherheit wünschen: Sicherheit in der täglichen Versorgung, im Fall einer Pflegebedürftigkeit und für soziale Kontakte. Wir brauchen deshalb den Mut, die Vielfalt der Wohnmöglichkeiten zu sehen und zu überdenken, ob das Gewohnte noch das individuell Passende ist.

**Beate Radzey** von der gemeinnützigen Gesellschaft Demenz Support Stuttgart ([www.demenz-support.de](http://www.demenz-support.de)) widmete sich in ihrem Beitrag Wohngemeinschaften für Menschen mit Demenz. Das Vorliegen einer Demenzerkrankung ist bei älteren Menschen die häufigste Ursache für die Aufnahme in ein Pflegeheim. Viele Menschen stehen dieser Versorgungsform aber kritisch gegenüber und sind auf der Suche nach Alternativen, wie sie z. B. ambulant betreute Wohngemeinschaften bieten. Bei diesem kleinräumigen Konzept leben sechs bis maximal zwölf Menschen mit Demenz in einer großen Wohnung zusammen. Jeder Bewohner verfügt über einen eigenen Mietvertrag und ein eigenes Zimmer. Die Gemeinschaftsflächen werden von allen genutzt und anteilig bezahlt. Das Zusammenleben in der Wohngemeinschaft ist am Normalitätsprinzip und damit am Alltagsleben orientiert. Dabei spielen Haushaltsaktivitäten eine wichtige Rolle. Die gemeinsame Wohnküche ist der zentrale Treffpunkt, wo sich das Leben hauptsächlich abspielt. In der Wohngemeinschaft erhalten die Mieter auch Pflege- und Betreuungsleistungen. Diese orientieren sich am individuellen Bedarf und werden in der Regel über ambulante Pflege- und Sozialdienste erbracht.

Ambulant betreute Wohngemeinschaften haben keine feste Organisationsform, sondern die beteiligten Personen und Institutionen können ganz unterschiedlich miteinander agieren. Wichtig ist jedoch, dass die Mitglieder der Wohngemeinschaft dem Pflegedienst gegenüber als souveräner Kunde auftreten können (inkl. Wahlrecht, den Pflegedienst zu wechseln). Es gibt keine Kopplung von Mietvertrag und Betreuungs- bzw. Pflegeleistungen, sodass die

Selbstbestimmung des Mieters gegeben ist. Bisher ist der Anteil an Menschen mit einer Demenzerkrankung, die in dieser Versorgungsform betreut werden, noch relativ gering, aber das Interesse an einem weiteren Ausbau ist bundesweit sehr groß.

Eine andere Wohnform stellt das Leben in Genossenschaften dar. **Sabine Thielemann**, Referentin für Personalentwicklung und Mitgliederbetreuung beim Verband Sächsischer Wohnungsgenossenschaften e.V. Dresden ([www.vswg.de](http://www.vswg.de)), kam in ihren Ausführungen zu dem Resümee:

Genossenschaften haben den Anspruch, neben der reinen Wohnraumorganisation und -verwaltung den Mitgliedern Unterstützung im Alltag zu gewähren. Das geschieht einerseits durch eine Wohnumfeldgestaltung, die auch bei nachlassenden körperlichen Fähigkeiten ein selbstständiges Leben so weit wie möglich unterstützt. Unter dem Schlagwort Wohnraum- und Wohnumfeldgestaltung findet eine Vielzahl von Maßnahmen statt, etwa der Anbau von Aufzügen, der Einbau von Hilfen im Bad oder der Abbau von Stufen im Außenbereich. Zusätzlich zu den baulichen Maßnahmen werden gegenseitige informelle Unterstützung und das soziale Miteinander auf- und ausgebaut: Nachbarschaften werden gefördert, Nachbarschaftshilfen angeregt und soziokulturelle Angebote gemacht. Drittens wird die Netzwerkarbeit in Bezug auf soziale Begleitung und Organisation von wohnbegleitenden Dienstleistungen vor Ort gefördert und gezielt ausgebaut.

*Protokollführung: E1: Dr. Johannes-Jürgen Meister;  
E2: Klaus Gabor; E3: Sandra Kreuwers, Fransiska Espug*

► **Zusammenfassende Ergebnisse:**

1. Politik und Gesellschaft sind gefordert, Selbstständigkeit und Selbstbestimmung der Älteren zu fördern, zu unterstützen und dafür zu sorgen, dass Barrieren in allen Lebensbereichen (innerhalb und außerhalb von Wohnungen und Wohnumfeld) überwunden und eine gleichberechtigte Teilhabe in der Gesellschaft ermöglicht werden.
2. Barrierefrei bedeutet dabei mehr als nur rollstuhlgerecht. Barrieren müssen nicht nur in allen Lebensbereichen, sondern auch im Handeln und Verhalten der Generationen untereinander abgebaut werden.
3. Gezielte Innenstadt-Stabilisierungsprogramme müssen auf den Umbau und die Anpassung vorhandener Wohnungseinheiten und Gebäude im innerstädtischen Quartier für Ältere ausgerichtet werden. Die Schaffung bezahlbaren altersgerechten Wohnraums ist unabdingbar.
4. Die Errichtung eines umfassenden Kompetenznetzwerks zur Beratung und Information auf kommunaler und Länderebene sowie die finanzielle Förderung von Wohnungsanpassungsmaßnahmen ist erforderlich.
5. Neben räumlichen Maßnahmen sollen auf kommunaler Ebene darüber hinaus soziale Netze im Wohnen (Quartiers- und Nachbarschaftsentwicklung, gemeinschaftliche Wohnformen) und bezahlbare, haushaltsnahe Dienstangebote gefördert werden, um das selbstbestimmte Wohnen durch gegenseitige Unterstützung und Inanspruchnahme von Diensten auch bei Unterstützungsbedarf zu stärken.

### 3.5.2 „Im Quartier bleiben!“ – eine Herzensangelegenheit für ältere Menschen

*Verantwortlich: Deutscher Evangelischer Verband für  
Altenarbeit und Pflege e.V. (DEVAP)*

*Mitwirkende: Christine Lasch, Christa Stelling und Rolf Schlagmann,  
Arbeitsgemeinschaft „Offene, gemeinwesenorientierte Altenarbeit“ im DEVAP*

„Man sieht nur mit dem Herzen gut, alles andere ist für die Augen unsichtbar.“ Diese Erkenntnis aus dem „Kleinen Prinzen“ von Saint-Exupéry bildet die Basis, den Herzensanliegen und Herzenssachen wieder mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Mit diesem Zitat begrüßte **Christine Lasch**, Bad Klosterlausnitz, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Workshops.

Das Zitat verdeutlichte zugleich das Ziel: Nicht nur Sachanliegen wie Barrierefreiheit, kostengünstiges Wohnen oder Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr, sondern auch die Gefühlswünsche sind wichtige Bestandteile, um sich wohlfühlen, um glücklich mit seiner Wohnsituation im Alter zu sein.

In zwei Projektberichten wurde dargestellt, wie der Weg aussehen kann, um dieses Ziel zu erreichen.

#### „WohnQuartier 4 – die Zukunft altersgerechter zu gestalten“

**Christa Stelling**, die Vorsitzende der AG „Gemeinwesenorientierte offene Altenarbeit“ im Deutschen Evangelischen Verband für Altenarbeit und Pflege (DEVAP) stellte das Projekt vor.

„Bei dem Konzept ‚WohnQuartier 4 – Die Zukunft altersgerechter Quartiere gestalten‘ handelt es sich um die Kooperation von drei Akteuren: Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche im Rheinland; HOCHTIEF Construction AG und Evangelisches Erwachsenenbildungswerk Nordrhein. Die Philosophie, die dem Konzept zugrunde liegt, geht von den allseits bekannten Fakten des de-

mografischen Wandels aus und sieht hierin die Chance zur aktiven Gestaltung von Wohnquartieren. Wir haben den Fokus erweitert und sprechen bewusst von der altersgerechten und nicht von der altengerechten Stadt.

Es ist ein neues Kooperationsmodell zwischen Wirtschaft, Sozialem und Bildung entstanden. Die Beachtung der Menschenwürde hat uns bei allen Punkten geleitet. In Workshops wurde von September 2004 bis September 2006 an der Umsetzung kreativ gearbeitet.

Die interdisziplinäre Lernplattform war die Basis für kreative und sachkundige Lösungen. Im November 2006 konnte das fertige Konzept der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Eine Steuerungsgruppe – bestehend aus jeweils zwei Akteuren der Kooperationspartner – hat die einzelnen Schritte geplant und vorbereitet. Die 22 Personen, die im Netzwerk mitgearbeitet haben, waren der Steuerungsgruppe bekannt und sind gezielt angesprochen worden, ob Interesse an einer Mitarbeit besteht. Alle haben gern zugesagt und mitgearbeitet.

Im Ergebnis kann festgehalten werden:

- Die altersgerechte Quartiergestaltung orientiert sich an der Lebenswelt von Menschen im Sozialraum.
- Die altersgerechte Quartiergestaltung basiert auf den vier Faktoren:
  - Wohnen und Wohnumfeld
  - Gesundheit und Service und Pflege
  - Partizipation und Kommunikation
  - Bildung und Kunst / Kultur

Für die Weiterarbeit an den Projektstandorten (Altenessen-Süd und Remscheid-Hohenhagen) wurden die folgenden Thesen entwickelt und diskutiert:

- Planvoll handeln im Sinne einer altersgerechten Quartiergestaltung:
  - Ebene 1: *Gemeinwesenorientierte Altenarbeit* – Prozesse in Nachbarschaft und Wohnumfeld werden begleitet und moderiert.

- Ebene 2: *Stadt* – Gebietsbeauftragte moderieren die Prozesse in der Gesamtstadt.
- Ebene 3: *Quartier* – Der Stadtteilmoderator/die Stadtteilmoderatorin moderiert den Prozess im Quartier.
- Die Gestaltung sozialer Prozesse im Quartier und die Entwicklung neuer baulicher Ansätze für Wohnen, Begegnung und Service werden miteinander verknüpft.
- Die o. g. vier Faktoren der altersgerechten Quartiergestaltung kommen zum Tragen, um alle gesellschaftlichen Handlungsebenen aufeinander abzustimmen.

WohnQuartier 4 ist ein Beratungsangebot bei der Entwicklung und Umsetzung von Konzepten zur altersgerechten Quartiergestaltung durch sachkundige Personen unterschiedlicher Professionen.

Die Dienstleistungen richten sich an kommunale Verwaltungen, die Wohnungswirtschaft, öffentliche und freie Träger der Altenhilfe, Kirchengemeinden, Investoren oder Projektentwickler; aber auch an interessierte Bürger und Bürgerinnen, die sich mit neuen Wohnformen, Aktivitäten in ihrem Wohnumfeld oder neuen Projektideen beschäftigen wollen.

Die Umsetzung der Konzepte wurde dargestellt an Projekten aus Essen-Altenessen (Träger Diakoniewerk Essen und Evang. Kirchengemeinde Altenessen-Süd) und aus Remscheid-Hohenhagen (Träger Evang. Alten- und Krankenhilfe e.V. und Evang. Johannes-Kirchengemeinde Remscheid).

#### Quartier „Grüner Hof“ – Leben in Gemeinschaft

**Rolf Schlagmann**, Direktor der Stadtmission Zwickau, stellte das Projekt vor.

Das Quartier „Grüner Hof“ ist ein Schlüsselprojekt des integrierten Handlungskonzeptes zur „Stadtteilsanierung Südliche Vorstadt der Stadt Zwickau“. Die Förderprogramme „Soziale Stadt“ und EFRE“ sind direkt auf das Projekt zugeschnitten.

Die Stadtmission Zwickau e.V. will durch die Beseitigung einer Brachfläche und Neubebauung einen wichtigen Beitrag leisten, um den demografischen, wirtschaftlichen, ökologischen, kulturellen und sozialen Bedürfnissen im Sanierungsgebiet Rechnung zu tragen. Das Angebot richtet sich an alle Generationen. Zwischen den Gruppen Wohnen, integrativer Kindergarten, Beratung und Begegnung wird der Austausch von Hilfeleistungen und Kommunikation gefördert.

Das Grundstück befindet sich direkt am innerstädtischen Schwanenteichgelände in unmittelbarer Nähe zum Stadtkern. Zur Teilnahme am öffentlichen Leben bieten kurze Wege zu öffentlichen Einrichtungen und Barrierefreiheit viele Möglichkeiten. Im benachbarten Sozialdiakonischen Zentrum befinden sich als ergänzendes Angebot u. a. ein Ärztehaus, Tagespflege, Sozialstation und die Evangelische Familienberatungsstelle der Stadtmission Zwickau.

Ziel des Projektes ist es, mit dem Quartier „Grüner Hof“ einen Standort für mehrere Generationen zu schaffen, das sich in das Netz des Stadtzentrums eingliedert und dieses bereichert.

Inhaltliche Schwerpunkte des Vorhabens sind:

- angenehmes Wohnen und Wohnumfeld (Barrierefreiheit, Spielplätze);
- Gesundheit, Service, Pflege;
- Partizipation und Kommunikation der beteiligten Gruppen und des Wohnumfeldes;
- Integration von Angeboten der Bildung, Kunst, Kultur und Wirtschaft.

### **Diskussion**

In der anschließenden lebhaften Diskussion wurde nochmals betont, dass es wichtig ist, altersgerecht und nicht nur altengerecht zu denken und nach Lösungen zu suchen. Ein weiterer Schwerpunkt war das Thema „Vernetzung“, das Zusammenführen der unterschiedlichen Beteiligten und das Erarbeiten gemeinsamer Ziele. An den Diskussionsbeiträgen wurde deutlich, dass die „Netze“ sehr unterschiedlich sein können.

*Protokollführung: Martin Schofer*

### **3.5.3 Gemeinschaftliches Wohnen**

*Verantwortlich: Forum Gemeinschaftliches Wohnen e.V. (FGW)*

*Mitwirkende: Dr. Albrecht Göschel, Ingeborg Dahlmann, FGW;*

*Dr. Winfried Haas, Arbeitskreis Integriertes Wohnen e.V. (AKIW)*

In zwei Kurzvorträgen wurden zum einen die eher grundlegenden Formen, Bedingungen und zukunftsweisenden Leistungen des gemeinschaftlichen Wohnens beschrieben (Dr. Albrecht Göschel, Forum gemeinschaftliches Wohnen e.V., Hannover), zum anderen an Praxisbeispielen die Realisierungsmöglichkeiten von Projekten des gemeinschaftlichen Wohnens illustriert (Dr. Winfried Haas, Arbeitskreis integriertes Wohnen e.V. Leipzig).

Das „gemeinschaftliche Wohnen“ weist einige innovative Merkmale auf, die es zu einer relevanten Wohn- und Lebensform der Zukunft machen:

#### **Vermittlung von Privatheit und Öffentlichkeit**

Jede Wohnpartei in einem gemeinschaftlichen Wohnprojekt behält ihren unantastbaren Privatbereich in Form einer voll ausgestatteten eigenen Wohnung. Gemeinschaftliche Wohnprojekte entsprechen also nicht den bekannten Wohngemeinschaften oder gar Kommunen. Die Projekte verfügen aber in der Regel über Gemeinschaftsräume, die die Einzelwohnungen substanziell ergänzen. Damit bewahren die Projekte den Anspruch jedes und jeder Einzelnen auf Privatheit, schützen aber dennoch vor Isolation und Einsamkeit.

#### **Kooperationen zwischen allen Mitgliedern eines Wohnprojektes**

In der Regel verabreden die Mitglieder eines Projektes gegenseitige Hilfen und Unterstützungen im Alltag und in besonderen Notlagen, wie z. B. Krankheit oder Pflegebedürftigkeit. Damit sichern sich die Mitglieder eines Wohnprojektes die Unabhängigkeit von sozialen Dienstleistungen, verbessern also ihre eigene Autonomie, tragen aber andererseits auch zur Entlastung der öffentlichen Einrichtungen und damit des Sozialstaats bei, die angesichts des demografischen Wandels dringend notwendig erscheint.



Den gemeinschaftlichen Wohnprojekten gelingt damit eine Synthese von „privatem Interesse“ durch Verwirklichung einer selbst gewählten Lebensform mit „öffentlichem Interesse“ durch die Entlastung öffentlicher Dienstleistungen, eine Vermittlung von zwei Gegensätzen, die selten ist und selbst im traditionellen Ehrenamt kaum erreicht wird.

Allerdings haben Projekte des gemeinschaftlichen Wohnens auch erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden, die in den Finanzierungsmodalitäten, in rechtlichen Konstruktionen, vor allem aber in der Kommunikation zwischen den Mitgliedern eines Projektes liegen.

### Rechtsformen gemeinschaftlicher Wohnprojekte

Wohnprojekte sind meist gezwungen, bei Vertragsverhandlungen mit Banken oder Immobilienbesitzern, aber auch mit Architekten, Finanzberatern usw. „mit einer Stimme“ zu sprechen. Sie müssen sich auf die Konstruktion einer „Rechtsperson“ einigen, sei es in Form der „Gesellschaft bürgerlichen Rechts (GbR)“, sei es der „Genossenschaft“ o.Ä. Ein solcher Vorgang stellt eine Formalisierung der anfangs meist informellen Beziehungen zwischen den Mitgliedern dar. Ganz entscheidend kommt es dabei darauf an, nur das zu formalisieren und in rechtliche Strukturen zu überführen, was dringend für die Außenkontakte erforderlich ist, Binnenverhältnisse aber soweit wie möglich auf der Vertrauensebene oder informell als reine „Verabredung“ bestehen zu lassen, da das gemeinschaftliche Leben, das die Gruppe anstrebt, nicht bis ins Detail juristisch zu regeln ist. Hier die richtige Balance zu finden, scheint für alle Projekte eine große Herausforderung zu sein.

### Finanzierung gemeinschaftlicher Wohnprojekte

Die entscheidenden Probleme entstehen dann, wenn Projekte Wohneigentum erwerben wollen, wenn also von allen Mitgliedern erhebliche Kapitalleistungen eingebracht werden müssen, die nicht in riskanter Weise aufs Spiel gesetzt werden dürfen. In der Regel werden die Mitglieder eines Projektes niemals alle über die gleichen Finanzmittel verfügen. Dennoch sollten sich Wohnungsgrößen und Wohnungsausstattungen innerhalb eines Projektes nicht allzu sehr unterscheiden. Aber die besser gestellten Mitglieder sollten auch nicht

stillschweigend Anteile derjenigen, die über geringere Mittel verfügen, mitfinanzieren müssen. Dennoch muss es zu einer gemeinsamen Finanzierung des ganzen Objektes kommen, da Banken kaum bereit sein werden, in einem derartigen Gemeinschaftsprojekt jede Partei einzeln zu finanzieren. Darüber hinaus sind z. B. Erbschaftsfragen oder Auszahlungen bei Verlassen des Projektes zu klären. Entscheidend an diesem Punkt wie bei der Klärung der Rechtsform eines Wohnprojektes ist es, frühzeitig qualifizierte Beraterinnen und Berater gegen ein angemessenes Honorar hinzuzuziehen. Es wäre völlig verfehlt, an diesem Punkt zu sparen, um nachher viel Geld zu verlieren oder Streitigkeiten zu provozieren.

### Kommunikation und Verbindlichkeit in Wohnprojekten

Häufig gehen Projektgruppen in ihrer Gründungsphase davon aus, dass vielfältige persönliche Beziehungen in einer Gruppe helfen, Konflikte und Krisen zu beheben. Diese Einschätzung scheint aber zu trügen. Wohnprojekte funktionieren nicht – nur – auf der Basis von Sympathie, sondern viel eher auf der Grundlage klar geäußerter Interessen und Wünsche. Diese gilt es von Anfang an zu formulieren und zu begründen. Gemeinschaftliche Wohnprojekte fordern von allen Mitgliedern ein hohes Maß an Konfliktfähigkeit. Sie fordern soziale Kompetenzen, sind aber keine Orte der „Selbstverwirklichung“. In unvermeidlichen Konflikten kann Beratung durch Mediatoren hilfreich sein.

Vor allem müssen gemeinschaftliche Wohnprojekte frühzeitig hohe Verbindlichkeit von allen Mitgliedern einfordern. Das geschieht in der Regel durch „Aufnahmegebühren“, die mehrere Tausend Euro betragen können und von denen Beratungsleistungen bezahlt werden. Auch wenn sich ein Mitglied frühzeitig wieder zurückzieht, erhält es diese „Gebühr“ nicht erstattet.

Diese Darstellungen des gemeinschaftlichen Wohnens, illustriert durch Praxisbeispiele, weckte bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Workshops erhebliches Interesse an weiteren Informationen und Hilfen für die Realisierung eigener Projekte.

*Protokollführung: Ingeborg Dahlmann*

### 3.5.4 „Sicher und bequem – die Wohnung den Bedürfnissen im Alter mit und ohne Behinderungen anpassen

*Verantwortlich: Deutscher Verein der Blinden und Sehbehinderten in Studium und Beruf e.V. (DVBS)*

*Mitwirkende: Dr. Johannes-Jürgen Meister, DVBS;  
Dr. Hannes Seidler, Deutscher Schwerhörigenbund*

Die überwiegende Mehrzahl älterer Menschen mit und ohne Behinderungen möchte so lange wie möglich in ihrer vertrauten Umgebung wohnen bleiben. Der Umzug in ein Heim oder eine betreute Wohnanlage wird erst dann in Erwägung gezogen, wenn schwerwiegende Umstände ein Weiterleben in der lieb und vertraut gewordenen Wohnung unmöglich machen. Eingezogen ist man in die Miet- oder Eigentumswohnung in jungen Jahren, hat sie sich nach den damaligen Bedürfnissen eingerichtet. Nunmehr im Alter erscheint manches nicht mehr so praktisch, komfortabel und bequem. Vielleicht ist die Wohnung oder das Haus im Alter, wenn man dort nur noch allein oder mit einem Partner wohnt, zu groß. Was kann man tun, welche Möglichkeiten gibt es, das Wohnumfeld den Bedürfnissen im Alter anzupassen, wie können notwendige und sinnvolle Maßnahmen finanziert werden?

Die Ausführungen des Referenten **Dr. Johannes-Jürgen Meister**, Leiter der Gruppe Ruhestand im Deutschen Verein der Blinden und Sehbehinderten in Studium und Beruf, wurden ergänzt von **Dr. Andreas Seidler**, Akustiker und Mitglied des Deutschen Schwerhörigenverbandes. Mit den etwa 40 Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Workshops begaben sie sich auf einen virtuellen Rundgang vom Hauseingang bis in die einzelnen Räume einer Wohnung, um aufzuzeigen, wo überall Stolperfallen lauern oder Anpassungen notwendig sind.

Generell gilt, neben einer guten Ausleuchtung sind entsprechend den jeweiligen Arbeitsanforderungen akustische Signale und Sprache einzusetzen, um so z. B. das Klingeln an der Haus-/Wohnungstür nicht zu überhören oder zu übersehen. Schwerhörigen und Sehbehinderten können eine stark und heftig

blinkende Klingel und ein Türspion mit Fischaugle einen Besucher anzeigen, aber auch beobachten lassen, bevor man ihm die Tür öffnet. Mittels Bewegungsmeldern in der Wohnung lässt sich das Licht in einzelnen Räumen oder Wohnbereichen automatisch ein- und ausschalten. Das ist praktisch, wenn man die Hände nicht frei hat, beleuchtet kurzzeitig dunkle Flure und Ecken, erhöht die Sicherheit, weil potenzielle Hindernisse besser erkennbar werden und spart Energie und Strom, weil nirgendwo unnötig Licht brennt. Aus ähnlichen Erwägungen lassen sich heute Zimmer- und Wohnungstüren automatisch öffnen und schließen. Die lästige Suche des Schlüsselloches entfällt, wenn man die Haus-/Wohnungstür mittels eines Funkschlüssels ent- und verriegelt. Die Kosten bewegen sich dafür in einem akzeptablen Rahmen. Natürlich kann man wie bei allen unterstützenden Hilfen (assisted technology) durch vielfältige Zusatzeinrichtungen und Funktionen die Preise nach oben treiben.

Ein anderes grundsätzliches Problem ist die richtige Sitzhöhe im Alter, um einerseits bequem und entspannt zu sitzen und andererseits wieder ohne Schwierigkeiten und Schmerzen aufstehen zu können. Als Regel für die richtige Sitzhöhe kann festgehalten werden, dass beim Sitzen Ober- und Unterschenkel einen rechten Winkel bilden sollen, während die Füße fest auf dem Boden stehen. Das gilt für das Sitzen im Lieblingssessel im Wohnzimmer wie auch beim Sitzen am Esstisch oder bei der Küchenarbeit und nicht zuletzt im Schlafzimmer oder auf der Toilette.

Lösungen gibt es für alle diese Gelegenheiten, etwa die Erhöhung der Sesselfüße durch Aufstecken von „Überschuhen“, ebenso für die Stuhlbeine oder die Füße des Bettes. Auf der Toilette sorgt ein Aufsatz auf der Toilettenschüssel für die richtige Sitzhöhe. Im Schlafzimmer kann auch der Lattenrost im Bett höher gelegt oder eine Matratze mit größerer Aufbauhöhe (ca. 20–22 cm) verwendet werden. Neben den mechanischen und entsprechend kostengünstigen Lösungen gibt es heute natürlich auch elektronisch betriebene Hilfsmittel.

Türschwellen und Türbreiten können zu unüberwindlichen Barrieren werden, wenn in der Wohnung die Nutzung eines Rollstuhls oder Rollators erforderlich wird. Türschwellen und überlange Telefon- und Elektrokabel gehören als

risikoreiche Stolperfallen entfernt. Schwellen an Balkontüren können leicht und bequem durch mobile Rampen und Balkonbodenerhöhungen überwunden werden.

Der barrierefreie Umbau eines Bades und der Einbau einer bodengleichen Dusche sind selbst in Altbauten und bei relativ wenig Platz im Bad möglich. Wichtig im Bad sind rutschfeste Bodenmatten und Haltegriffe in der Dusche, über der Badewanne und neben der Toilette. Damit kann Stürzen im Bad vorgebeugt werden. Schon der Zugang kann insbesondere bei kleinen Bädern zur Falle werden, wenn eine im Bad gestürzte Person bewusstlos am Boden liegt und (mit ihrem Körper) die Tür versperrt. Bei Wohnungsanpassungsmaßnahmen ist immer auch daran zu denken, dass und wie eine Pflegeperson den hilfe- und pflegebedürftig gewordenen Bewohnern helfen kann, um so das Wohnen in einer vertrauten Umgebung möglichst lange zu gewährleisten.

Welche Anpassungshilfen und -möglichkeiten umgesetzt werden, ist individuell sehr unterschiedlich. Nicht selten treffen verschiedene Beeinträchtigungen zusammen, die bei einer Anpassung zu berücksichtigen sind. Die Aufstellung einer Prioritätenliste vor einer Anpassungsmaßnahme ist daher unbedingt notwendig, um aus der Fülle der Möglichkeiten das Sinnvollste und das den persönlichen Bedürfnissen Angemessene auszuwählen.

Hierzu bieten auf lokal-regionaler Ebene Wohnungs- und Wohnungsanpassungsberatungen, aber auch Experten in Senioren- und Behindertenberäten sowie Senioren- und Behindertenbeauftragte ihre Unterstützung an. Selbstständig kann man auch Rat und Hilfe auf zahlreichen Internetseiten finden. Dort und ebenso in gedruckten Ratgebern, die von den Verbraucherzentralen und Wohnungsberatungsstellen sowie kostenlos vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) herausgegeben werden, befinden sich Checklisten, die es jedem ermöglichen, sich zu informieren und das für ihn Geeignete herauszufinden. Dr. Meister verwies in diesem Kontext auf Seiten wie [www.kompetenznetzwerk-wohnen.de](http://www.kompetenznetzwerk-wohnen.de), [www.wohnungsberatung.de](http://www.wohnungsberatung.de) sowie die Zusammenstellung einer umfangreichen Liste einschlägiger Internetseiten zu diesem Thema. Beim Textservice des Deutschen Vereins der Blinden und Seh-

behinderten in Studium und Beruf e.V. sind zahlreiche Ratgeber und Checklisten auf Tonträger im MP3-/DAISY-Format erhältlich (Frauenbergstr. 8, 35039 Marburg, Tel.: 0 64 21/94 888 0).

Kosten und Finanzierung einer Wohnungsanpassung sind ein entscheidender Faktor, ob und in welchem Umfang eine Anpassung vorgenommen werden kann. Der Referent verwies darauf, dass manche Anpassungshilfen und -maßnahmen bei Verschreibung durch den Hausarzt von den Krankenkassen ersetzt werden. Von der Pflegeversicherung werden bauliche Anpassungsmaßnahmen bis zu einer Höhe von 2.557 € pro Umbaumaßnahme bezuschusst. Daneben können Maßnahmen und Hilfsmittel von den Berufsgenossenschaften und über das Bundesversorgungsgesetz gefördert werden. In zahlreichen Kommunen, Landkreisen und manchen Bundesländern werden in Sonderprogrammen Wohnungsanpassungen für Senioren und Behinderte gefördert. Erwähnenswert sind auch gemeinnützige Stiftungen, die auf kommunaler Ebene und bundesweit zur Hilfe und Unterstützung von Senioren errichtet worden sind. Bei entsprechender Bedürftigkeit kann auch die einkommens- und vermögensabhängige Sozialhilfe in Anspruch genommen werden. Schließlich kann und soll natürlich vorhandenes eigenes Vermögen für Maßnahmen der Anpassung eingesetzt werden. Zu bedenken ist, dass bauliche Maßnahmen in Mietwohnungen der Zustimmung des Vermieters bzw. Wohnungseigentümers bedürfen. Wenn Haltegriffe in Bädern angebracht werden, sollte ebenfalls das Einverständnis des Vermieters eingeholt werden, da die Anbringung oft die Zerstörung von Fliesen zur Folge hat.

Abschließend verwies Dr. Meister auf ein internationales Projekt hin, an dem zahlreiche Forschungseinrichtungen und privatwirtschaftliche Unternehmen auf nationaler Ebene beteiligt sind und das eine intelligente Vernetzung der gesamten Haustechnik (ambient assisted living) zum Ziel hat. Das AAL soll es dem Endnutzer ermöglichen, mit einer einzigen Steuereinheit von überall her die verschiedenen technischen Geräte und Systeme in einem Haushalt sowohl optisch als auch akustisch zu überwachen und zu steuern.

*Protokollführung: Dr. Johannes-Jürgen Meister*

### 3.5.5 Wohnen und Lebensqualität im Alter und mit Behinderung

*Verantwortlich: Behindertenverband Leipzig e. V. (BVL)*

*Mitwirkende: Dipl.-Ing. (FH) Dieter Merchel, Beratung zur Wohnungsanpassung beim Behindertenverband Leipzig e. V.; Dipl.-Ing. Rolf Sondershaus, Beratung zum barrierefreien Bauen beim Behindertenverband Leipzig e. V.*

In Sachsen (Dresden, Chemnitz und Leipzig) wurden 1994 drei Beratungsstellen für barrierefreies Bauen eingerichtet. Das Besondere daran ist, dass diese Bauberatungsstellen nicht in Firmen, Ämtern oder Kammern angesiedelt wurden, sondern ganz gezielt bei ortsansässigen Behindertenverbänden. Dadurch sollte die unmittelbare Nähe, Kontakte und eine Beziehung zu Betroffenen automatisch herzustellen. Hier finden persönlich individuelle Beratungen statt, es werden Baupläne öffentlicher Bauvorhaben begutachtet und Stellungnahmen mit Forderungen zur barrierefreien Gestaltung kostenfrei verfasst. Darüber hinaus werden regelmäßig Schulungen beim Personal der Leipziger Verkehrsbetriebe (LVB) durchgeführt.

1999 wurde eine Arbeitsgruppe ins Leben gerufen, in der Produktions- und Handwerksfirmen (Sanitär und Elektro), Firmenaußendienstvertreter, das Leipziger Sozialamt und die Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) Leipzig vertreten sind. Die Gruppe trifft sich regelmäßig zu fachlichen Schulungen sowie zum Erfahrungsaustausch, aber auch zur Vorbereitung von Messeauftritten auf den Leipziger BauFach-, Denkmal- und Reha-Messen.

Die Arbeitsgruppe stattete einen Ausstellungsraum im Technischen Rathaus Leipzig aus, in dem ein Bad, eine Seniorenküche, eine barrierefrei unterfahrbare Küche und verschiedene Hilfsmittel wie ein festinstallierter Duschrollstuhl präsentiert werden. Gerontotechnische Hilfen wie eine mechanisch absenkbar Gardinenstange, eine E-Herdabschaltung, rutschfeste Tablett, Rollatoren, sprechende Uhren usw. gehören zur Ausstellung und können getestet werden. Für Architekten und Planer wurde das Bad mit am Boden befestigten Maßpfen-

len und angetragenen DIN-Maßen ausgestattet. Architekten haben dadurch die Möglichkeit, in einem Rollstuhl alle Rangierbewegungen bis hin zur Toilettenbenutzung auszuprobieren.

Barrierefreies Bauen muss unter verschiedenen Blickwinkeln betrachtet werden. Bei öffentlich zu nutzenden Gebäuden sind für die bauliche Gestaltung die gesetzlichen Vorgaben und DIN-Normen entscheidend, subjektive Einschätzungen sind zweitrangig. Dabei sind möglichst *alle* Arten von Behinderungen zu berücksichtigen.

Bei Wohnungsanpassungsmaßnahmen wird von der eingeschränkten Mobilität des Nutzers in Verbindung mit den am Gebäude veränderbaren baulich-technischen Möglichkeiten ausgegangen. Dabei sind viele Bereiche zur Realisierung der Barrierefreiheit zu berücksichtigen: Beginnend bei der unmittelbaren Wohnung reicht es weiter über das häusliche Umfeld mit entsprechenden Verkehrsanbindungen (Straßenbahn- und Bushaltestellen), Geschäften, Kultureinrichtungen, Parkanlagen, Spielplätzen bis hin zu Eisenbahn und Flugplätzen. Grundsatz ist: *Jeder* muss *alles* benutzen können. Ein hochgestecktes Ziel, aber ohne diese Forderung wird es immer Ausgrenzungen geben.

Für die unterschiedlichen Behinderungsarten (Sehbehinderungen, Blindheit, Hörbehinderungen und Körperbehinderungen) wurden baulich-technische Notwendigkeiten vorgestellt, die unbedingt bei Projektierungsleistungen berücksichtigt werden müssen – leider jedoch selten umgesetzt werden. Hierzu zählen insbesondere gute Ausleuchtung, kontrastreiche Lebensräume, taktile und akustische Orientierungsmöglichkeiten, die hindernisfreie Umgebung und natürlich die optimal nutzbare Wohnung, die den persönlichen Bedürfnissen entspricht: ebener Eingang, ein Lift bis zum Wohnungsniveau, schwellenlose Räume, die bodengleiche Dusche u. v. a. m.

Die Herangehensweisen an Wohnungsanpassungen sind in ihrem Verlauf ähnlich: telefonische Kontaktaufnahme der Klienten mit der Beratungsstelle, Vereinbarung eines Vor-Ort-Besichtigungstermins, Besichtigung der Wohnung mit Abgleich notwendiger und möglicher baulich-technischer Veränderun-

gen, Absprache mit dem Vermieter, Abgleich der Finanzierung, Absprachen mit Planern und Handwerkerfirmen, Baubegleitung, Bauabnahme.

Im Workshop wurden innere und äußere Anpassungen von den aus DDR-Zeiten stammenden Neubaublöcken sowie bei Leipziger Gründerzeithäusern vorgestellt. Insbesondere wurden Lösungen wie umgebaute Bäder und nachträglicher Aus- und Einbau eines Lifts vorgestellt. Eine Besonderheit, die von einer Produktionsfirma o. g. Arbeitsgruppe entwickelt wurde und in Kleinserie hergestellt wird, ist eine Vorrichtung für Personen, die nur über eingeschränktes Gehvermögen verfügen oder im Rollstuhl sitzen, um auf den tiefer liegenden Balkon zu gelangen.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Workshops diskutierten insbesondere über Vorgehensweisen, wenn der Wohnungs-Vermieter einen Umbau ablehnt, die Kasse Zahlungen verweigert sowie über Fördermöglichkeiten.

*Protokollführung: Rolf Sondershaus*

### 3.5.6 DAISY – Hörbücher zum Blättern und Stöbern

*Verantwortlich: Deutscher Blinden- und Sehbehindertenverband e.V. (DBSV)*

*Mitwirkende: Dr. Alfred Preuße, DBSV; Dr. Thomas Kahlisch,*

*Direktor Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig (DZB);*

*Dr. Johannes-Jürgen Meister, DVBS*

Wenn die Sehkraft erheblich nachlässt, brauchen Sie dank DAISY nicht auf Ihre Lieblingslektüre zu verzichten! Ein vielfältiges Angebot an Hörbüchern und -zeitschriften steht Ihnen deutschlandweit und kostenfrei in den MEDIBUS Bibliotheken zur Verfügung. Ob belletristische Werke aus der aktuellen Bestsellerliste oder Werke der klassischen Weltliteratur, DAISY-Hörbücher sind vollständig aufgesprochene Lesungen, die Ihnen einen augenschonenden Literaturgenuss ermöglichen.

Im Workshop präsentierten Dr. Alfred Preuße, Dr. Johannes-Jürgen Meister und Dr. Thomas Kahlisch Angebote und Abspielgeräte dieser neuen praktischen Hörbuchgeneration. Die Workshopteilnehmerinnen und -teilnehmer erhielten Gelegenheit, die Geräte selbst auszuprobieren und sich über die breiten Ausleihangebote der MEDIBUS Bibliotheken zu informieren.

#### Was ist DAISY?

Die englische Abkürzung DAISY (Digital Accessible Information System) steht für:

- Hörbücher und -zeitschriften, in denen man mithilfe eines Inhaltsverzeichnisses bequem blättern und stöbern kann.
- Auditive Angebote, die auf einfach zu bedienenden Geräten abgespielt werden.
- Ein Buch im DAISY-Format passt auf eine CD!
- Bequem einzelne Zeitschriftenartikel oder Buchkapitel ansteuern und selbst bestimmen, was man hören möchte!

#### Wer kann DAISY hören?

Alle, die Literatur schätzen, Seheinschränkungen haben und Gedrucktes schwer lesen können.

#### Wo erhalte ich DAISY-Bücher?

Die Bibliotheken von MEDIBUS bieten gezielt Hörbücher und -zeitschriften für Menschen mit Seheinschränkungen an. Die Ausleihe ist kostenlos und erfolgt über den portofreien Versand weltweit. Hier finden Sie eine Auflistung der Bibliotheken.

Wichtiger Hinweis: Voraussetzung ist, dass der Augenarzt eine erhebliche Seheinschränkung (<= 30 %) attestiert!

**MEDIBUS Bibliotheken**

- Bayerische Blindenhörbücherei, Tel.: 089 / 12 15 51-0  
<http://bbh-ev.org>
- Berliner Blindenhörbücherei, Tel.: 030 / 826 31 11  
<http://www.berliner-hoerbuecherei.de>
- Deutsche Blindenstudienanstalt, Tel.: 0 64 21 / 606 0  
<http://www.blista.de>
- Deutsche Katholische Blindenbücherei, Tel.: 02 28 / 55 949-12  
<http://www.blindenbuechereibonn.de>
- Deutsche Zentralbücherei für Blinde zu Leipzig, Tel.: 03 41 / 71 13-0  
<http://www.dzb.de>
- Norddeutsche Blindenhörbücherei, Tel. 040 / 227 286 0  
<http://www.blindenbuecherei.de>
- Blindenhörbücherei der „Stimme der Hoffnung“, Tel. 06257 / 506 53 35  
<http://www.stimme-der-hoffnung.de>
- Westdeutsche Blindenhörbücherei, Tel. 0251 / 719 901  
<http://www.wbh-online.de>

*Protokollführung: Dr. Johannes-Jürgen Meister*

### 3.5.7 „Alter – total normal – leben“ – Vom Leben mit vielen Freuden und kleinen Handicaps

*Verantwortlich: Alter, Leben und Gesundheit e.V. (ALeG)*

*Mitwirkende: Rommy Arndt, Prof. Dr. Gothild Lieber, Roma Goldbergk, Martina Schimmel, Antje Weede, Dr. Britta Will, Andrea Zeidler*

„Im Grunde haben wir nur zwei Wünsche, alt zu werden und dabei jung zu bleiben.“ Mit dieser einführenden These eröffnete die Vereinsvorsitzende Prof. Dr. Gothild Lieber den Workshop und erläuterte das Anliegen und die Besonderheiten des Vereins.

Dieser wurde 1995 durch die Initiative von aktiven, jung gebliebenen Seniorinnen und Senioren aus dem längsten Plattenbau Deutschlands („Lange Lene“ in Leipzig mit 800 Wohneinheiten und über 1.500 Bewohnern) gegründet, die den Wunsch hatten, in der eigenen Wohnung zu bleiben, sich aber einigen Problemen gegenüber sahen. Hilfe war deshalb sowohl für die alltäglichen Herausforderungen als auch für die sozialen Belange erforderlich. Das Konzept, das in Deutschland einzigartig ist, konnte sich seit der Gründung etablieren und an vier weiteren Standorten in Leipzig durchsetzen. Die Angebote richten sich vor allem an ältere Menschen mit gesundheitlichen Einschränkungen, sozialen Beeinträchtigungen und auch u. U. finanziell schwachem Hintergrund, wobei auch Angebote für die „jungen Alten“ und Kinder im Sinne von generationenübergreifenden Aktivitäten im Projekt realisiert werden.

Als Zielstellung des Vereins nannte **Prof. Dr. Lieber**, so lange wie möglich selbstständig in der eigenen Wohnung leben zu können. Auch die kleinräumige Vernetzung unterschiedlicher Wohn-, Service- und Betreuungsangebote führte sie neben der Bezahlbarkeit der Angebote als wichtiges Anliegen an. Sie beschrieb die allgemeinen Anforderungen an altersgerechtes Wohnen, die der Verein selbstständig oder in Zusammenarbeit mit dem Vermieter umsetzt. Dazu zählen die Schaffung kleinerer bezahlbarer Wohnungen ohne Hürden, Stufen, Treppen und Schwellen, die Anbindung an die Infrastruktur direkt oder vermittelt durch die Schaffung von Begleitdiensten sowie soziale Kontaktmöglichkeiten.

Den täglichen Kontakt zwischen Betreuern und den Senioren, den 24-Stunden-Bereitschaftsdienst, altersgerechte Sportveranstaltungen, kulturelle Veranstaltungen und Ausflüge sowie das Gedächtnistraining zählt Prof. Dr. Lieber exemplarisch für das umfangreiche Leistungsangebot des Vereins auf. Daneben werden Alltagshilfen im Haushalt, bei Behördenangelegenheiten, bei Schriftverkehr, Begleit- und Bringdienste sowie Hilfen für pflegende Angehörige genannt.

Im Anschluss berichtet **Roma Goldbergk** als Mitinitiatorin und langjähriges Mitglied des Vereins von ihrem Alltag mit ALeG. Sie selbst unterhält und betreibt mit fünf anderen Mitgliedern die Vereinsbibliothek, die mittlerweile ca. 10.000 Bücher umfasst und jeden Dienstag den Bewohnern des Hauses für die Bücherausleihe offen steht. Der Verein bietet ihr neben der Sicherheit einen Platz in der Gesellschaft und die Teilnahme an kulturellen und sportlichen Veranstaltungen. Sie hat wöchentlich ihre festen Programmpunkte, wie Wassergymnastik, Sitzgymnastik, den Kreativnachmittag, den gemeinsamen Mittagstisch, und ist somit sehr stark in das soziale Netzwerk, das durch den



Foto: Marie-Luise Marchand

Die umfangreiche Angebotspalette des Vereins Alter, Leben und Gesundheit wurde auf dem Podium vorgestellt.

Verein geschaffen wurde, eingebunden. Die Ausfahrten oder Fahrten zu Ärzten, Fußpflege o. Ä. werden mit dem Vereinsbus durchgeführt. In dem Verein findet Roma Goldbergk Halt und Gleichgesinnte.

Nach dieser Darstellung aus der Sicht eines Mitgliedes stellte **Dr. Britta Will** als gewählte Mietersprecherin der Leipziger Wohn- und Baugesellschaft mbH in einem der Wohnquartiere des Vereins die Situation sowie die Bedarfe der Seniorinnen und Senioren aus der Sicht der Mieter ohne akuten Betreuungsbedarf dar. Sie zeigte die Erleichterung der Mieter über die Möglichkeit der Betreuung in der eigenen Wohnung auf sowie die Annehmlichkeiten des besonderen Services, wie die kulturellen Veranstaltungen und die Ausflüge. Auf der anderen Seite erwähnte sie auch die Scheu, aus der Sicht aktiver Senioren in einem Haus mit einer Betreuungseinrichtung zu wohnen. Viele Bewohner distanzieren sich deshalb vom Verein, da sie selbst noch aktiv sind und sich nicht alt fühlen möchten. Gleichzeitig sind sie beruhigt, irgendwann die Möglichkeit der Betreuung wahrnehmen zu können und sich nicht mit dem Thema Pflege- und Betreuungseinrichtung auseinandersetzen zu müssen. Für viele Mieter gab die Betreuungsmöglichkeit durch den Verein den Ausschlag, in das Mietobjekt zu ziehen, da der Wunsch, in den eigenen vier Wänden alt zu werden und alt zu sein, sehr groß ist.

Durch die ehrenamtliche Mitarbeiterin **Andrea Zeidler** wurde das generationenübergreifende Projekt, die Familienbegegnungsstätte „Pro Kids & Co“, vorgestellt. Sie erläuterte das Ziel dieses Projekts, die Unterstützung und Entlastung junger Familien und Alleinstehender. Dabei hält der Verein von 8.00 bis 18.00 Uhr sowie nach Vereinbarung Betreuungsräume und Betreuungspersonal vor. Die Kinder werden in den Räumen des Vereins, die den Bedürfnissen der Kinder angepasst sind, betreut und auch mit Mahlzeiten versorgt. Die Außenanlage bietet einen Fußballplatz, die Bahngolfanlage, Tischtennis und vieles mehr. Das Besondere an dem Projekt ist die Möglichkeit der täglichen stundenweisen Betreuung außerhalb der Betreuungszeiten der Kindertagesstätten. Realisiert werden die Angebote durch den Oma-Opa-Dienst und Mitarbeiter des Vereins.

Die Mitarbeiterin des Vereins **Martina Schimmel** stellte abschließend ein Projekt in der Startphase vor, die Tages- und Erlebnispension „Haus am Auensee“. Diese ehemalige Jugendherberge wurde 2006 vom Verein gemietet und wird seitdem umgebaut. Das Objekt befindet sich in einem Naherholungsgebiet im Norden Leipzigs, in einer weitläufigen Parklandschaft, direkt neben dem Auensee. Das Haus bietet mit seinen fünf Pensionszimmern, die jeweils mit einem eigenen Bad ausgestattet sind und von den Besuchern gemietet werden können, die Möglichkeit, sich während eines Ausfluges zurückzuziehen. Martina Schimmel betonte, dass viele Seniorinnen und Senioren ganztägige Ausflüge ablehnen. Den ganzen Tag mit fremden Leuten in einer fremden Umgebung zu verbringen, macht sie im Vorfeld nervös und beansprucht sie sehr. Dem kann man durch die Schaffung einer Rückzugsmöglichkeit entgegenwirken.

Der Erlebnisbereich dieses Projektes bietet zahlreiche Sportmöglichkeiten im Sportraum sowie auf der Außenanlage. Darüber hinaus werden ein Streichelzoo mit Kleintierhaltung und eine Fahrradreparaturwerkstatt mit Modellbootbau entstehen. Der Verein wird Kreativnachmittage und Kochkurse anbieten. In dem Café im Wintergarten des Objektes mit Blick auf den See können die Gäste Erholung und Entspannung finden. Realisiert wird das Projekt durch Großeltern sowie durch ehrenamtliche und fest angestellte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Vereins.

Zwischen den einzelnen Vorträgen wurden Filme vom Alltagsleben der Bewohner gezeigt, die einen Eindruck vom Leben mit ALeG vermitteln sollen.

Eine Lösung des grundsätzlichen Finanzierungsproblems ist aus Vereinssicht vor allem über eine weitergehende Positionsbestimmung im Kontext der demografischen Entwicklung zu sehen. Mit der Schaffung von Voraussetzungen und Rahmenbedingungen für eine gesamtgesellschaftliche (Mit)Finanzierung ist die Politik gefordert. Zudem ist es wichtig, in der Öffentlichkeit entsprechende Akzente zu setzen, um auch privates Kapital (Stiftungen) stärker für diesen Sektor zu aktivieren.

*Protokollführung: Martina Wyssen*

## 3.6 GESUND UND BEWEGLICH BLEIBEN

### 3.6.1 Forum F: Alter AKTIV leben – körperlich und geistig beweglich bleiben

#### F1: Gibt es eigentlich eine Verpflichtung Älterer zu einem gesunden Lebensstil – „damit wir nicht zu teuer werden?“

*Moderation: Clemens Lücke, DOSB*

##### *Podiumsdiskussion mit*

- Prof. Dr. Dr. h.c. Ursula Lehr, Bundesministerin a.D.
- Roswitha Verhülsdonk, Ehrenvorsitzende der BAGSO
- Prof. Dr. Dr. Winfried Banzer, Gesundheitsbeauftragter des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB)
- Johannes Vogel, Bundesvorsitzender der Jungen Liberalen

Zwischen den Statements wurden Hintergrundinformationen gegeben zu Themen wie z. B.:

- Wie viele Ältere sind körperlich aktiv in Deutschland?
- Wie schnell verliert man geistige Fähigkeiten, wenn man nichts tut?
- Was passiert körperlich, wenn nichts passiert?
- Einzelbeispiele zu aktiven Älteren

#### F2: Was kann ich tun, um körperlich und geistig beweglich zu bleiben? Ältere fragen – Experten antworten

*Moderation: Clemens Lücke, DOSB*

Ein Informations- und Nachfrageforum für alle Interessierten: „Kann ich einer Demenz vorbeugen? Welche Übungen für die geistige und körperliche Fitness lassen sich besonders gut in meinen Alltag einbauen?“

Als Experten aus der Wissenschaft gaben Prof. Dr. Dr. Winfried Banzer, DOSB, und Prof. Dr. Hans Georg Nehen, Bundesverband Gedächtnistraining (BVGTT), Auskunft zu aktuellen Fragestellungen.

Folgende Verbände und Organisationen zeigten gute Beispiele für die Praxis:

- Seniorenbeirat Leipzig
- Verein „Aktive Senioren Leipzig“
- Deutscher Turner-Bund
- Bundesverband Seniorentanz



### F3: Kann Pflegebedürftigkeit im Alter durch körperliches und geistiges Training vermieden werden?

Moderation: Clemens Lücke, DOSB

#### Podiumsdiskussion über Erfolge und Grenzen von präventiven Programmen.

Dabei informierte Dr. Clemens Becker vom Ulmer Modell darüber, wie Stürze durch körperliches Training vermieden werden können, und Prof. Dr. Hans Georg Nehen, BVGT, zeigte auf, wie man einer Demenz vorbeugen kann.

Folgende Verbände und Organisationen stellen Erfolgsmodelle für die Praxis vor:

- Dachverband Altenkultur, „Tänzerische Einführung“
- Deutscher Turner-Bund, Kursprogramm „Fit bis ins hohe Alter“
- Seniorenbüro Hanau in Zusammenarbeit mit dem BVGT, Information zum Projekt „Ganzheitliches Gedächtnistraining für Patienten“
- Dachverband der Gerontologischen und Geriatriischen Gesellschaften Deutschlands (DVGG), Information zum SIMA-Projekt (Projekt Selbstständig im Alter)

Verantwortlich: Bundesverband Gedächtnistraining, Deutscher Olympischer Sportbund

### F1: Gibt es eigentlich eine Verpflichtung Älterer zu einem gesunden Lebensstil – „damit wir nicht zu teuer werden?“

Teilnehmende der Podiumsdiskussion:

- Prof. Dr. Dr. h.c. Ursula Lehr, Bundesministerin a. D., Alternswissenschaftlerin
- Roswitha Verhülndonk, Ehrenvorsitzende der BAGSO
- Prof. Dr. Dr. Winfried Banzer, Sportmediziner, Universität Frankfurt/M., DOSB
- Johannes Vogel, Bundesvorsitzender der Jungen Liberalen

Einspielungen zum Thema über Powerpoint-Präsentationen:

Ute Blessing-Kapelke, DOSB:

Dieses Forum war so gestaltet, dass sich Podiumsdiskussion und Einspielungen zum Thema abwechselten.

Die etwas provokative Fragestellung des Forums wurde von den Podiumsbeteiligten so beantwortet: Ja, es gibt eine Verpflichtung, besser eine Verantwortung der älteren Menschen wie aber auch aller Generationen zu einem gesunden Lebensstil, aber die Begründung „...weil wir sonst zu teuer werden“ kann nicht stehen bleiben.

Ein gesunder Lebensstil soll zunächst einmal die Lebensqualität der Menschen verbessern. Gründe der Kostenersparnis sollten nicht im Vordergrund stehen. Von einem gesunden Lebensstil der Älteren profitiert aber nicht nur der einzelne ältere Mensch, sondern auch sein Umfeld.

Prof. Winfried Banzer stellte die Wirksamkeit der Muskelaufbauprogramme für die Sturzprophylaxe dar. Prof. Ursula Lehr und Roswitha Verhülndonk erläuterten Projekte in Alteneinrichtungen, in denen einfache Bewegungsprogramme für Demenzerkrankte dazu führten, dass nicht nur die körperliche Leistungsfähigkeit der Menschen gewann, sondern auch die Kommunikation in der Gruppe deutlich anstieg.

In seinem Vortrag erwähnte Prof. Winfried Banzer die Rolle der Sportvereine, die in fast jedem Ort Deutschlands präsent sind und dadurch ideale Voraussetzungen mitbringen, den Altersport auf Dauer flächendeckend anzubieten. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Podiums waren sich einig, dass der Altersport das Thema der Zukunft sein wird. In diesem Zusammenhang wurde darauf verwiesen, dass diese große Aufgabe nicht ausschließlich auf ehrenamtliche Schultern verteilt werden dürfe.

Prof. Ursula Lehr machte darauf aufmerksam, dass es heute immer noch viele „Beeinträchtigungs-Quellen“ im Alltag der Senioren gibt, die einen gesunden Lebensstil verhindern. So führen zu kurze Grünphasen bei Fußgängerampeln, und sehr hohe Treppenstufen dazu, dass ältere Menschen nicht gern das Haus verlassen. Unleserliche, zu klein gedruckte Beschilderungen im Museum und

seniorenuntaugliches Mobiliar in öffentlichen Räumen behindern den Kulturgenuss. Diese „Alltags-Behinderungen“ sind oft nur Kleinigkeiten. Es würde nicht viel Geld kosten, sie abzustellen. Dabei ist aber nicht nur der Staat gefordert, auch jeder einzelne sollte den Fokus darauf richten, altenfreundliche Bedingungen zu schaffen, z. B. große, leserliche Hausnummern-Schilder anzubringen.

Prof. Banzer forderte, Gesetzesvorlagen zukünftig auf ihren gesundheitsrelevanten Wert abzuklopfen. Dadurch sei bei neuen Vorhaben und Projekten gewährleistet, dass die Politik den Fokus bereits im Vorfeld mehr auf diese Thematik richte.

Kontrovers wurde diskutiert, dass einige Gemeinden bei der Verteilung von Geldern Projekte mit Kindern bevorzugten und Projekte älterer Menschen keine Berücksichtigung fänden.

**Johannes Vogel** berichtete von Teilnehmenden am Seniorenstudium und stellte fest, dass die Ressourcen der Älteren noch längst nicht erschöpft sind.

Einige weitere Feststellungen des Forums waren:

- *Bewegung muss in den Alltag integriert werden.* Empfehlenswert ist z. B. die kleine 2-minütige Gymnastik, die wie das Zähneputzen regelmäßig in den Alltag eingebunden wird.
- *Langlebigkeit verpflichtet.* Wer heute 60 Jahre alt ist, weiß, dass seine Lebensspanne noch 30 Jahre umfassen kann und er/sie eine Verantwortung hat, diese Jahre gesund und aktiv zu gestalten.
- *Prävention im breitesten Sinn ist zu fördern.* Von einer Verpflichtung zu einem gesunden Lebensstil sollte man absehen, aber die Bedingungen, einen gesunden Lebensstil attraktiver und einfacher zu leben, sind zu verbessern.
- *Ein gesunder Lebensstil muss „mit der Muttermilch aufgesogen werden“.* Deshalb ist die Arbeit in den Kindergärten und den Schulen ein wichtiger Ansatz in dieser Thematik.

**Als Hintergrundinformationen wurden gegeben:**

**Wie viele Ältere sind körperlich aktiv?**

Altersgruppe	Anteil der Personen ohne sportliche Aktivitäten		Anteil der Personen ohne Alltagsbewegung	
	männlich	weiblich	männlich	weiblich
16 – 29 Jahre	25,2 %	28,2 %	17,6 %	19,3 %
30 – 49 Jahre	35,2 %	36,1 %	23,1 %	18,9 %
50 – 65 Jahre	40,6 %	35,2 %	22,9 %	22,4 %
Über 65 Jahre	48,7 %	53,0 %	28,0 %	40,6 %

Quellen: Gesundheitssurvey 2003, Deutsche Nichtbeweger-Studie 2008



Die Besucherinnen und Besucher hatten die Möglichkeit sich körperlich aktiv zu beteiligen.

## F2: Was kann ich tun, um körperlich und geistig beweglich zu bleiben? Ältere fragen – Experten antworten

Hier ging es um die Themen „Kann ich einer Demenz vorbeugen? Welche Übungen für die geistige und körperliche Fitness lassen sich besonders gut in meinen Alltag einbauen?“

Als Experten aus der Wissenschaft gaben Prof. Dr. Dr. Winfried Banzer, DOSB, und Prof. Dr. Hans Georg Nehen, BVGT, Auskunft zu aktuellen Fragestellungen:

### **Vortrag „Gesund durch Bewegung“ von Prof. Dr. Dr. Winfried Banzer, Abteilung Sportmedizin der Johann Wolfgang Goethe Universität Frankfurt**

Prof. Winfried Banzer betonte in seinem Vortrag, dass die heutigen Seniorinnen und Senioren eine lange gesunde Lebensspanne vor sich haben, die erst spät von einer kurzen krankheitsbelasteten Periode abgelöst wird. Demgegenüber nimmt die Häufigkeit von chronischen Funktionseinschränkungen seit den achtziger Jahren ab.

Ein gewisses Maß an Fitness ist laut Prof. Banzer erforderlich für die Bewältigung der Aktivitäten des Alltags, die rasche, uneingeschränkte Genesung nach Krankheit, die Reduktion zukünftiger Krankheitsrisiken sowie das Wohlbefinden und die Lebenslust.

Bewegung und hier insbesondere Ausdauertraining können den körperlichen Abbau verlangsamen oder sogar umkehren! Zudem steht die Vermeidung von koronaren Herzkrankheiten, chronischen Rückenschmerzen und Stürzen in Korrelation zur körperlichen Fitness. Bewegung hat zudem positiven Einfluss auf die mentale Fitness. Unter körperlicher Aktivität sinkt das Risiko von Distress, Depressivität, Angst und Fatigue bei Krebspatienten und kann Demenzerkrankungen hinauszögern.

Prof. Banzer gab für das *Was, Wieviel und Wo* der Aktivitäten folgende Empfehlungen: „Tun Sie alles, was Spaß macht! Es ist nie zu spät anzufangen! Jedes Bisschen ist besser als gar nichts!“

Der Alltag bietet zahlreiche Möglichkeiten sich – ohne großen Aufwand – zu bewegen: Hierzu nannte er zahlreiche Möglichkeiten wie Treppensteigen, Erledigungen zu Fuß, Gartenarbeit, Hausarbeit oder Ausführen des Hundes.

Als Fazit zitierte Prof. Banzer die Altersforscherin und Bundesministerin a.D. Prof. Ursula Lehr, die immer wieder betont: „Es kommt nicht darauf an, wie *alt* man wird, sondern wie man *alt* wird.“

### **Vortrag „Geistige Fitness“, Prof. Dr. Hans Georg Nehen, Vorsitzender Bundesverband Gedächtnistraining e.V.**

Prof. Hans Georg Nehen beruhigte zunächst die Zuhörerinnen und Zuhörer mit dem Satz: „Einsteins Gehirn sieht nicht anders aus als Ihres!“ Er betonte die Bedeutung geistiger Anregungen in den ersten beiden Lebensjahren für eine gesunde Hirnentwicklung. In dieser Zeit sprießen die Nervenzellen am meisten. Neuroplastizität, also die synaptische Verknüpfung von Nervenzellen untereinander, sei aber auch im hohen Alter noch möglich. Allerdings ändern sich die Hirnfunktionen mit zunehmendem Alter.

Während man in der frühen Jugend noch viele Dinge gleichzeitig erledigen kann und reaktionsschneller ist (fluide Intelligenz), wird im Alter das Erfahrungswissen (kristalline Intelligenz) immer wichtiger. Der ältere Mensch vergleicht die neuen Informationen mit alten. Die nachlassende fluide Intelligenz kann trainiert werden. Wichtig ist dabei die regelmäßige Aktivierung: „Bei Nichtgebrauch der geistigen Fähigkeiten stürzen wir schnell ab“, so Prof. Nehen.

Studien belegen, dass bei einem längeren Krankenhausaufenthalt die Patienten Einbußen ihrer IQ-Leistung von ca. 20 Punkten aufweisen. Auch er hält es für besonders wichtig, dass die Denkanregungen Spaß machen. Dies ist durch Lernen in der Gruppe und Beschäftigung mit den entsprechenden Inhalten gegeben. Auf die Frage eines Zuhörers, warum Ältere sich häufiger an Vergangenes – oft Unangenehmes wie Kriegererlebnisse – erinnern, gab Prof. Nehen folgende Erklärung: Der stärkere Reiz löscht den schwächeren Reiz aus bzw. überlagert ihn. Während der Berufs- und Familienphase standen Arbeitswelt

und Familie im Vordergrund der Gedanken. Da diese Inhalte nun keine große Bedeutung mehr haben, kommen wieder Erinnerungen an diese ursprünglichen, lange Zeit überdeckten Reize ins Bewusstsein.

Folgende Verbände und Organisationen zeigten gute Beispiele für die Praxis:

***Mitmachaktion „Seniorentanz“ mit Susanne Tams, Bundesverband Seniorentanz***

Susanne Tams erklärte die verschiedenen Bereiche der körperlichen und geistigen Aktivierung, die beim Tanzen angeregt werden. Hierzu zählen Wahrnehmung, Merkfähigkeit, Koordination, Reaktion, Vorausplanung. Sie betonte auch die soziale Komponente, die bei Tanzangeboten durch den Bundesverband Seniorentanz eine große Rolle spielt. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer haben Spaß beim gemeinsamen Tun, Musik regt an und fördert das Wohlbefühl.



Foto: Charlotte Sattler

Susanne Tams (Bundesverband Seniorentanz) erläuterte die Bereiche, die körperlich und geistig aktiviert werden.

Sie regte das Publikum an, unter ihrer Anleitung und mit musikalischer Untermalung bei einem Tanz mitzumachen. Sowohl die interessierten Zuhörer als auch die Referenten hatten bei der Durchführung viel Spaß und waren danach körperlich und geistig aktiviert für die nachfolgenden Vorträge.

***Mitmachaktion „Sturzprophylaxe“ von Petra Regelin, Deutscher Turner-Bund***

Petra Regelin forderte die Zuhörerinnen und Zuhörer in ihrer Mitmachaktion zunächst zu einer Lockerungsübung auf. Die Partnermassage durch gegenseitiges Abklopfen des Rückens tat allen Teilnehmenden gut.

Danach stellte sie drei Übungen zur Sturzprophylaxe vor, die das Publikum unter ihrer Anleitung mit viel Eifer durchführte. Anhand dieser Übungen kann, so Petra Regelin, zudem die individuelle Sturzgefahr eingeschätzt werden.

***Vorstellung „Mobilitätsbroschüre“ Seniorenbeirat Leipzig von Irmhild Mummert***

Irmhild Mummert stellte die Mobilitätsbroschüre des Seniorenbeirates Leipzig vor, in der Mitmach-Angebote zu folgenden Themenbereichen enthalten sind:

Krafttraining, Ausdauertraining, lebenslanges Lernen, soziale Kontakte, Kunst und Kultur. Diese Angebote werden weiter ausgebaut und erfreuen sich eines großen Interesses.

***Vorstellung Angebote Aktive Senioren Leipzig von Annelies Reinke***

Annelies Reinke von den Aktiven Senioren Leipzig erläuterte die Aktivitäten des Vereins. Von den 80 Vorträgen der im Programm 2009 ausgeschriebenen Vorträge zu unterschiedlichen Themen beziehen sich 20 auf geistig-kulturelle Inhalte. Der Verein arbeitet sehr eng mit Ärzten zusammen und veröffentlicht alle zwei Monate eine Zeitschrift. Auch Auftritte in der Öffentlichkeit gehören zum Aktionsprogramm des Vereins. Annelies Reinke nannte als Beispiel eine historische Modenschau über fünf Jahrhunderte. Das Motto des Vereins ist: „Es wird von Ort zu Ort geraunt, bleib fit, gesund und froh gelaunt.“

### F3: Kann Pflegebedürftigkeit im Alter durch körperliches und geistiges Training vermieden werden?

Nach einer tänzerischen Einführung des Dachverbandes **Altenkultur** informierte Privatdozent Dr. Clemens Becker vom Ulmer Modell darüber, wie Stürze durch körperliches Training vermieden werden können.

**PD Dr. Becker** informierte über ein Studienergebnis: 40 % aller Stürze könnten durch körperliches Training verhindert werden. Ein Mensch, der seine Muskeln nicht regelmäßig trainiert, verliert ab dem 20. Lebensjahr etwa 40 % seiner Muskelmasse. Doch mit einem speziellen Training kann auch im hohen Alter noch die persönliche Kraft erhalten werden. Insbesondere kommt es darauf an, die Balance und die Kraft zu trainieren. Um eine wirkliche Sturzprävention zu betreiben, sollte das Training mindestens zweimal pro Woche über einen Zeitraum von mindestens drei Monaten durchgeführt werden. Dabei sollte man auch sehr alte Menschen eher fordern statt schonen, denn Spazieren und Sitzgymnastik allein reichen nicht aus, die Bewegung muss schon intensiver sein.

**Petra Regelin vom Deutschen Turner-Bund (DTB)** ergänzte, dass der DTB bereits ein Modell für solch ein Training im Verein entwickelt hat und aktuell seine Übungsleiter und Fachkräfte schult. Um die Zielgruppe der alten Menschen in Deutschland mit einem ambulanten Sturzprophylaxe-Programm versorgen zu können, würde man in den nächsten Jahren bundesweit über 30.000 neue Gruppen brauchen. Im Deutschen Turner-Bund gibt es bereits Materialien zu einem „Sturzprophylaxe-Training im Turn- und Sportverein“, die über [www.dtb-shop.de](http://www.dtb-shop.de) angefordert werden können.

**Prof. Hans Georg Nehen** informierte über das Krankheitsbild der Demenz und führte aus, dass nicht immer eine Demenz das Problem ist, sondern oft auch schon Konzentrationsschwächen im Alter ähnliche Symptome hervorrufen können. Eine genaue medizinische und soziale Anamnese ist daher in jedem Fall notwendig. Zur Vorbeugung von Demenz sind körperliche Bewegung, eine gesunde Ernährung, geistige Anregungen und soziale Kontakte wichtige Faktoren.

Als ein Beispiel gelungener Praxis wurde das Projekt „Ganzheitliches Gedächtnistraining für Patienten“ des *Seniorenbüros Hanau in Zusammenarbeit mit dem Bundesverband Gedächtnistraining* vorgestellt. Agnes Boos und Dr. Klaus Hentschel zeigten auf, dass mit einem Gedächtnistraining in den Städtischen Kliniken Hanau den Patienten nicht nur Abwechslung und Spaß in den Krankenhausalltag gebracht werden, sondern auch den in Studien belegten, bei einem längeren Krankenhausaufenthalt auftretenden Einbußen der IQ-Leistung von Patienten entgegengewirkt werden kann.

Zum Abschluss des Forums informierte **Prof. Dr. W. D. Oswald** vom Dachverband der Gerontologischen und Geriatrischen Gesellschaften Deutschlands (DVGG) über die Ergebnisse des SIMA-Projektes, durch das bereits 1995 nachgewiesen wurde, dass die Förderung der Selbstständigkeit und Kompetenz im Alter vor allem von Aktivität und regelmäßigem Training abhängt.

*Protokollführung: F1/F2/F3: Ute Blessing-Kapellke, Margarethe Hunfeld, Agnes Boos*

#### ► Zusammenfassende Ergebnisse:

Körperliche und geistige Aktivität sind Grundvoraussetzungen für ein langes, selbstbestimmtes Leben. Wissenschaftlich ist nachgewiesen, dass Bewegung und mentale Aktivierung dazu beitragen, körperliche und geistige Fitness zu erhalten und Erkrankungen vorzubeugen.

Das Wissen um die gesundheitsfördernde Wirkung von Bewegungs- und Gehirnttraining bis ins hohe Alter ist besser zu verbreiten. Ältere Menschen brauchen geeignete wohnortnahe Angebote, damit sie selbst etwas für ihre Gesundheit tun und den Prozess des Alterns positiv beeinflussen können.

Anerkannte Methoden gesundheitlicher Prävention müssen in die Leistungskataloge aufgenommen werden. Für den weiteren Auf- und Ausbau präventiver Programme sind öffentliche Mittel zur Verfügung zu stellen. Auch Verbände, die körperliche und geistige Mobilität fördern und erhalten helfen, benötigen mehr Unterstützung bei der Entwicklung und Umsetzung ihrer Programme.

### 3.6.2 Frauengerechte Gesundheitsversorgung

*Verantwortlich: Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands Bundesverband e.V. (kfd)*

*Mitwirkende: Eva-Maria Erbskorn, stv. Bundesvorsitzende;  
Dr. Rosa Jahn, kfd-Bundesgeschäftsstelle*

Nach einer Begrüßungs- und Vorstellungsrunde – verbunden mit der Fragestellung: Was verbinde ich selbst mit „Gesundheit“? – ist ein erster persönlicher Zugang zum Thema hergestellt.

Als Input für die weitere Diskussion im Workshop wurden die Positionen der kfd zur frauengerechten Gesundheitsversorgung erläutert und thematisiert:

#### Gesundheitsbegriff

- Gesundheit beschränkt sich nicht auf die Abwesenheit von Krankheit, sondern ist ein alle Lebensbereiche umfassendes psychisches und physisches Wohlbefinden.
- „Gesundheit wird von Menschen in ihrer alltäglichen Umwelt geschaffen und gelebt. Gesundheit entsteht dadurch, dass man sich um sich selbst und für andere sorgt, dass man in die Lage versetzt ist, selbst Entscheidungen zu fällen und eine Kontrolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben, sowie dadurch, dass die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die all ihren Bürgerinnen und Bürgern Gesundheit ermöglichen“ (Weltgesundheitsorganisation (WHO) 1986).

#### Perspektiven für einen ganzheitlichen Gesundheitsbegriff:

- Gesundheit und Krankheit, körperliche Einschränkungen, Behinderungen und Tod können als Bestandteil des Lebens und der Lebensgestaltung von Frauen verstanden werden. Gesundheit als Abwesenheit naturwissenschaftlich diagnostizierbarer Krankheit (Pathogenese) wird ersetzt durch die Befähigung des Menschen, Krankheit, Leiden und Sterben in die eigene Lebensgestaltung zu integrieren (Salutogenese).

- Es geht nicht um Normierung und Perfektionierung des Menschen, sondern um Individualität und unterschiedliche Fähigkeiten; es geht nicht um Beherrschbarkeit von Leben und Tod, sondern Beginn und Ende jeden Lebens als von Gott gegeben erkennen.
- Gesundheit ist abhängig von den Lebensbedingungen, dem Zugang zu sozialer und ökonomischer Sicherheit, von Bildung, Geschlecht und kulturellem Hintergrund.

#### Der erste Frauengesundheitsbericht der Bundesregierung von 2001 hat deutlich gemacht, dass „Geschlecht“ ein zentraler Aspekt der Gesundheitsversorgung ist:

- Frauen leben durchschnittlich sechs Jahre länger als Männer. Doch die Zahl der Lebensjahre, die sie bei guter Gesundheit verbringen, ist nicht höher als bei Männern. Frauen und Männer gehen verschieden mit ihrer Gesundheit um und haben ein unterschiedliches Körperbewusstsein.
- Die gleiche Krankheit hat bei Frauen und Männern vielfach verschiedene Ursachen, zeigt sich in anderen Symptomen und wird auch von Ärzten unterschiedlich behandelt.
- Männer und Frauen selbst erleben die gleiche Krankheit unterschiedlich. Diagnose und Therapie von Krankheiten basieren auf Forschungen und Erfahrungen mit Männern. Deutlich ist dies mittlerweile am Beispiel eines Herzinfarktes erforscht wo bei Frauen untypische Symptome wie Bauchschmerzen, Übelkeit und Erbrechen auftreten. Auch Arzneimittel werden bisher überwiegend an Männern klinisch getestet.
- Die natürlichen körperlichen Umbruchphasen im Leben von Frauen (Pubertät, Schwangerschaft und Geburt, Wechseljahre) werden aufgrund fragwürdiger gesellschaftlicher Normierungen in die vorrangige Verantwortung der Medizin gegeben und als behandlungsbedürftig erklärt (jede zweite Frau zwischen 50 und 60 Jahren erhielt 1998 Hormonpräparate).

#### Perspektiven für Geschlechtergerechtigkeit im Gesundheitswesen

- Zusammenwirken von ehrenamtlicher und bezahlter Frauenarbeit

- Lokale Infrastruktur für unterstützende Hilfestellung im Krankheits- und Pflegefall
- Lokale Beratungs- und Bildungseinrichtungen
- Gesundheitsvorsorge – Querschnittsthema für alle Politikbereiche
- Gesundheitsbildung:
  - Pubertät, Schwangerschaft und Wechseljahre als positive Kraft
  - Keine Frauen verachtenden Schönheitsideale
  - Geschlechtssensible Bildung
  - Ganzheitliche Vorbereitung auf die Mutterschaft
  - Eigenakzeptanz in Bezug auf den Körper

#### Prävention und Rehabilitation für Frauen in Familie und Beruf

- Schaffung einer „Familienmedizin“
- Beratungs- und Bildungseinrichtungen
- Arbeits- und Gesundheitsschutz für Frauenerwerbsarbeit
- Bewilligung von Mütterkuren
- Gesundheitsprävention in Schulen und Weiterbildungseinrichtungen

#### Krank durch Gewalt

- Sensibilisierung von Beschäftigten im Gesundheitswesen
- Vernetzung mit beratenden Hilfssystemen
- Aus- und Weiterbildung von Ärztinnen und Ärzten sowie Pflegepersonal

#### Verbesserte Rahmenbedingungen für Pflegebedürftige und Pflegendе

- Frauen sind häufiger und in doppelter Weise von Pflegebedürftigkeit im Alter betroffen. Aufgrund der höheren Lebenserwartung ist ihr Anteil unter den alleinstehenden und alleinlebenden Älteren besonders hoch.
- Dabei verfügen sie im Durchschnitt über die geringeren finanziellen Mittel, wobei generell Frauen aus den niedrigeren Einkommensklassen auch einen schlechteren Gesundheitszustand aufweisen.
- Ihre Pflegebedürftigkeit wird aber seltener vom Medizinischen Dienst der Krankenkassen anerkannt bzw. sie werden niedriger eingestuft als Männer.

- Von den ca. zwei Millionen Pflegebedürftigen sind 69 % Frauen. Mehr als zwei Drittel der Pflegebedürftigen werden zu Hause versorgt und das zu 80 % von Frauen.

#### Perspektiven für bessere Rahmenbedingungen im Bereich Pflege

- Gesetzliche Pflegeversicherung erhalten und ausbauen
- Leistungen dynamisieren
- lokale Anlaufstellen für Beratung, Weiterbildung und Unterstützung auf- und ausbauen
- wohnortnahe Angebote für ambulante Pflege, Tagespflege und Kurzzeitpflege schaffen
- Altenpflege aufwerten und gerecht entlohnen
- neue Wohnformen für ältere Menschen und lokale Entwicklung von Infrastruktur fördern.

#### Perspektiven für eine neue Kultur des Sterbens und der Sterbebegleitung

- Jede Form der aktiven Sterbehilfe ablehnen
- Sterbebegleitung im Gesundheitssystem fördern
- Wissen über Palliativmedizin und Sterbebegleitung
- Hospizarbeit unterstützen
- Rechtssicherheit im Umgang mit Patientenverfügungen, Vorsorgevollmachten und Betreuungsverfügungen
- Anspruch der Angehörigen von Sterbenden auf Sonderurlaub durchsetzen
- Bewusstsein zum Thema Sterben, Tod und Trauer bilden.

Die Diskussion der Gruppe war sehr persönlich und mit vielen konkreten Erfahrungen verknüpft.

#### Fazit:

Die kfd-Perspektiven für eine frauengerechte Gesundheitsversorgung wurden von den Teilnehmerinnen begrüßt und unterstützt. Darüber hinaus wurden sie gleichzeitig als gesundheitspolitische Forderungen formuliert.

*Protokollführung: Dr. Rosa Jahnen*

### 3.6.3 Lebensqualität erhalten – Stürze verhindern – Brüche vermeiden – Risiko erkennen!

*Verantwortlich: Netzwerk-Osteoporose e.V.*

*Mitwirkende: Dr. Ralf Bruck, Frank Mertel, Karin Mertel, Adelheid Wagemann*

Das Netzwerk-Osteoporose e.V. (NWO) hat seinen Workshop auf einer großen und barrierefreien Fläche aufbauen und durchführen können. Damit war auch genug Entfaltungsmöglichkeit für die Kooperationspartner des NWO vorhanden, sodass die NWO-Sturzparcoursvorstellung aus einem Guss möglich war. Zum gleichen Thema wurde noch ein einstündiger Intensiv-Workshop zu theoretischen und praktischen Details im häuslichen und allgemeinen Lebensumfeld durchgeführt.

Das Leitmotiv der interaktiven Präsentation „Lebensqualität erhalten – Stürze verhindern und Brüche vermeiden – Risiko erkennen“ wurde mit ausführlichen medizinisch-wissenschaftlichen Begleitinformationen zu den einzelnen Stationen des Parcours begleitet.

Mit gezielter persönlicher Beratung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer konnten individuelle Hemmschwellen oder Berührungsvorbehalte abgebaut werden. Dies führte dazu, dass die zehn Stationen des NWO-Osteoporoseparcours gern absolviert wurden:

- Beratung rund um das Thema Osteoporose
- Beratung rund um knochenfreundliche Ernährung
- Persönlicher Osteoporose-Risikotest
- Persönlicher Sturz-Risikotest
- Knochendichtemessung per Ultraschall (keine Diagnose)
- Funktionsanalyse Balance, Gleichgewicht und Muskelleistung
- Test des Hörvermögens
- Test des Sehvermögens
- Training des individuellen Balance- und Reaktionsvermögens
- individuell dosiertes Muskeltraining per Vibrationsverfahren

Am Ende des einstündigen aktiven Parcoursdurchlaufes gab es für jeden Teilnehmenden einen Gutschein für die Knochendichtemessung per Ultraschall. Dieser wurde an Ort und Stelle durchgeführt. Als Lohn für die aktive Mitarbeit und für den Mut, sich der Herausforderung zu stellen, erhielten alle Teilnehmenden ein Dankeschön in Form eines Buchgeschenkes.

Die Erfahrungen mit dem Parcours bestätigten erneut die Netzwerk-Philosophie:

- Ein interaktives Angebot gibt den Menschen die Hilfestellung, die sie gerade suchen, und zwar in Form von Information und Beratung zu ihren persönlichen Anliegen,
- durch Motivation zur aktiven Beteiligung und Förderung der Eigenverantwortung,
- durch unterstützende Mitwirkung beim Prozess der persönlichen Lösungsfindung mitzuarbeiten.

*Protokollführung: Karin Mertel*

### 3.6.4 Im Alter IN FORM: mehr oder weniger essen, trinken und bewegen?!

*Verantwortlich: BAGSO e.V., Deutsche Gesellschaft für Ernährung (DGE), Verbraucherzentrale Hamburg, Deutscher Turner-Bund (DTB)*

*Mitwirkende: Anne von Laufenberg-Beermann, Sabine Lacour (BAGSO); Ricarda Holtorf, DGE; Dr. Weber; Landessportbund Sachsen*

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer wurden mit dem Fragebogen, der sie beim Workshop begleitete, empfangen. In der Einführung wurden „IN FORM – Deutschlands Initiative für gesunde Ernährung und mehr Bewegung“, ihre Inhalte und Ziele und das BAGSO-Projekt „Im Alter IN FORM: gesund essen, mehr bewegen“ vorgestellt. Gemeinsam mit Kooperationspartnern bietet die



BAGSO bis Ende 2011 kostenfreie Schulungen für haupt- und ehrenamtliche Akteure in der Seniorenarbeit zu den Themen: gesunde Ernährung, sachgerechte Mundpflege und angemessene Bewegung an.

Bildlich wurde die Vielfalt des Alters dargestellt. Für Frühstück, Mittagessen, Kaffee, Snack und Getränkewahl wurde beispielhaft eine mögliche Zusammensetzung der jeweiligen Mahlzeit angeführt. Erörtert wurde, was im Einzelnen unsere Ess- und Trinkgewohnheiten bestimmt und welche Aspekte dabei eine Rolle spielen, z. B. Einflussfaktoren auf physiologischer, sozialer, emotionaler Ebene. Die Bedeutung von regelmäßiger und angemessener Bewegung wurde ausgeführt und erörtert. Am Ende wurden die Teilnehmenden zur Eigeninitiative aufgerufen ganz nach dem Motto von Prof. Dr. Lehr: „Es gilt nicht nur dem Leben Jahre zu geben, sondern den Jahren Leben.“

Anhand der farblich markierten Fragebögen wurden die Teilnehmenden den vier vorbereiteten Stationen zugeteilt, sodass der Workshop beginnen konnte. Den Teilnehmenden wurde Gelegenheit gegeben, ihr Ernährungswissen auf den Prüfstand zu stellen.



Foto: Charlotte Sattler

An unterschiedlichen Themen-Stationen konnten die Besucher praktisch ihr Wissen testen.

### Station A: Mehr oder weniger essen?

*Betreuung: Ricarda Holtorf, DGE*

Ein Quiz bestehend aus schriftlichen Fragen, Schätzungen zu Größen und Mengen und zu *Five a day*.

In diesem Teil werden die Begriffe *Five a day*, Portionsgrößen und wichtige Inhaltsstoffe von Gemüse und Obst geklärt und besprochen. Die Portionen von Gemüse und Obst werden mit Kunststofffrüchten anschaulich. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer schätzen den Fettgehalt einer Bratwurst.  
*Informationsmaterial: Broschüren der Kampagne „Five a day“*

### Station B: Mehr oder weniger trinken?

*Betreuung: Anne von Laufenberg-Beermann, BAGSO*

An dieser Station probieren die Teilnehmerinnen und Teilnehmer verschieden farbige Säfte und ordnen den Getränken die Begriffe Saft, Nektar und Fruchtsaftgetränk zu. Auch drei Mineralwässer werden verkostet und der Unterschied bezüglich des Salzgehaltes erfragt. Außerdem schätzen die Teilnehmenden den Zuckergehalt von Cola. Es wird geklärt, wie viel wir täglich mindestens trinken sollten und durch welche Getränke dies sinnvoll entsprechend der vollwertigen Ernährung möglich ist.

### Station C: Lecker und gesund? Nahrungsergänzungsmittel

*Betreuung: Sabine Lacour, BAGSO*

Anhand einer Auswahl an Nahrungsergänzungsmitteln wird die Kennzeichnung besprochen. Die Nahrungsergänzungsmittel werden rechtlich eingeordnet. Speziell wird auf die möglichen Neben- und Wechselwirkungen mit Arzneimitteln hingewiesen. Die möglichen Einsatzgebiete von Nahrungsergänzungsmitteln werden erörtert, auf Risiken bei unnötigem Gebrauch hingewiesen. Ausführlich besprochen werden auch diesbezügliche Werbeaussagen und unsere Einstellung zu Vitaminen und Mineralstoffen.

### Station D: Bewegung, die man spürt!

*Betreuung: Dr. Weber; Landessportbund Sachsen*

Die Übungsparcours bestehen aus vier bis sechs verschiedenen Übungen im

Stehen und Sitzen. Dabei eingesetzte Hilfsmittel sind Thera-Bänder und Stühle. Die Übungen werden ausführlich erläutert ebenso ihre Beutung für den Aufbau von Kraft und Ausdauer zur Erhaltung der Körperaktivitäten.

An allen Stationen wird Informationsmaterial ausgegeben. Die Verkostung und die Sportübungen lockern den Workshop auf, der sich sowohl für die Teilnehmenden als auch für die Betreuer als kurzweilig erweist. Die Teilnehmenden machen ausgiebig von der Gelegenheit Gebrauch, Fachkräften Fragen zu stellen.

### Resümee

Der teilnehmerorientierte Ansatz war sinnvoll. Die Teilnehmenden hatten hier die Möglichkeit, ihr Wissen zu überprüfen und kritisch „altes“ Wissen zu hinterfragen und persönliche Fragen zu klären. Diese Möglichkeiten wurden auch tatsächlich umfassend genutzt.

*Protokollführung: Anne von Laufenberg-Beermann*

## 3.6.5 Zähne ein Leben lang – Informationen rund um die Mundgesundheit

*Verantwortlich: Dachverband der Gerontologischen und Geriatrischen Gesellschaften Deutschlands (DVGG) in Kooperation mit der Deutschen Gesellschaft für Alterszahnmedizin (DGAZ)*

*Mitwirkende: Prof. Dr. Christoph Benz, Universität München; Prof. Dr. Bernd Wöstmann, Universität Gießen; Dr. Hans Peter Huber, Universität Göttingen*

Im Zentrum der Vorträge standen die drei wichtigen Aspekte der Seniorenzahnmedizin: Vorbeugen, Zahnersatz und Implantate.

Vorbeugen ist heute zu einem zentralen Thema der Zahnmedizin geworden. Es werden zwar keine neuen Zähne wachsen, aber was da ist, wird geschützt und erhalten. Der Alterungsprozess selbst verändert nicht viel im Mund: Die

Mundschleimhaut wird nicht runzelig, die Kraft der Kaumuskel bleibt erhalten und auch die Zähne werden weder spröde noch fallen sie allein durch das Altern aus. Entsprechend ist es zu einem ganz deutlichen Trend geworden, dass alte Menschen immer mehr „echte“ Zähne haben: In Deutschland besitzen aktuell 77 % der 64- bis 74-Jährigen im Durchschnitt noch 18 eigene Zähne.

Munderkrankungen verlaufen in jedem Alter gleich, ältere Menschen haben kein zusätzliches Risiko für Erkrankungen der Zähne (Karies) oder des Zahnhalteapparates (Parodontitis), sie sind aber auch nicht besser davor geschützt.

Der Rat, den die Zahnmedizin den Senioren heute geben kann, ist deshalb einfach: Man sollte an den Erfolgen teilhaben, die die Zahnmedizin bei Kindern und Jugendlichen erreicht hat. 70 % der 12-Jährigen haben heute keine Zahnerkrankungen mehr. Ist so etwas nur in der Jugend umsetzbar? Nein, es wurde möglich, weil sehr viele Kinder und Jugendliche heute regelmäßig zur Vorbeugung zum Zahnarzt gehen. Dadurch entsteht ein positiver Kreislauf: Man selbst pflegt den Mund, so gut man kann, zusätzlich reinigt das Team in der Zahnarztpraxis den Mund mit professionellen Mitteln und gibt Tipps, wo und wie man selbst besser pflegen kann. Mit jeder Wiederholung wird die Situation besser.

Nun mag man einwenden, dass die Vorbeugung bei Kindern und Jugendlichen von den Krankenkassen bezahlt wird und im Alter nicht. Das ist richtig, diesen Startvorteil bekommen nur die Kinder, aber gerade auch im Alter sprechen fünf gute Gründe für ein besonderes Engagement in der zahnmedizinischen Vorbeugung:

1. Viele gesunde Lebensmittel müssen gekaut werden. Schmerzen im Mund, Entzündungen, wacklige Zähne oder schlecht sitzende Prothesen behindern das Kauen und Essen.
2. Ein gesunder gepflegter Mund sieht besser aus und riecht besser. Das lässt einen im täglichen Umgang mit anderen Menschen entspannter und sicherer sein.

3. Je älter man wird, umso schlechter gewöhnt man sich an Prothesen. Es gibt heute sogar viele Menschen, die gar keine herausnehmbaren Zähne mehr wollen. Dadurch ist es umso wichtiger, weiteren Schäden im Mund vorzubeugen.
4. Medikamente – Bisphosphonate –, die bei Osteoporose eingesetzt werden, tragen das Risiko, schlecht heilende Wunden an den Kieferknochen zu verursachen. Hier ist es besonders wichtig, auf einen entzündungsfreien Mund zu achten.
5. Die Mundgesundheit beeinflusst die allgemeine Gesundheit, weil der Mund der wichtigste Eintrittsort für Bakterien in den Körper ist (Blutbahn, Atemwege).

Die moderne Zahnmedizin hat vielfältige Möglichkeiten, Zähne zu ersetzen, besonders elegant auch mit Implantaten, die sich nahezu in jedem Lebensalter einbringen lassen. Für Zahnersatz und Implantate gilt aber das gleiche wie für echte Zähne: Ohne regelmäßige Vorbeugung währt die Freude an ihnen nur kurze Zeit!

*Protokollführung: Prof. Dr. Christoph Benz*

### 3.6.6 Aktive Gesundheitsförderung durch Seniorentanz

*Verantwortlich: Bundesverband Seniorentanz e.V.*

*Mitwirkende: Liane Amthor, Iris Stephan, Susanne Tams, Silke Trzinka*

Der Bundesverband Seniorentanz e.V. (BVST) richtete sich mit diesem Workshop erstmals vorrangig an Multiplikatoren aus der offenen Seniorenarbeit. Ziel dieses Workshops war es, die positiven gesundheitsfördernden Aspekte herauszustellen, die psychosoziale Ebene des Seniorentanzes erlebbar zu machen und auf das aktive Gedächtnistraining beim Tanzen hinzuweisen. Inter-

essierte Multiplikatoren wurden informiert über die qualifizierte Ausbildung des BVST zur Seniorentanzleiterin/zum Seniorentanzleiter.

#### Teil 1: Aktive Gesundheitsförderung durch Seniorentanz

Die Ausbildungsreferentinnen **Iris Stephan, Silke Trzinka** und **Susanne Tams** gestalteten den Ablauf des Workshops abwechslungsreich durch den Wechsel zwischen Theorie und Praxis, d. h. zwischen Tanzen und theoretischen Erläuterungen zu den gesundheitsfördernden Elementen. Dabei ging es zunächst um Erläuterungen zum Begriff „Seniorentanz“.

*Am Beispiel des Tanzes „Apat Apat“ aus den Philippinen wurde herausgestellt, dass Seniorentanz des BVST folgende Aspekte beinhaltet:*

- Tanzen in der Gruppe ohne Leistungsdruck – gemeinsames Tanzen steht im Vordergrund,
- Tänze aus aller Welt – maßgeschneidert für die Zielgruppe Senioren,
- Tanzangebot für jede/n – keine Vorkenntnisse erforderlich, niedrigschwellig,
- Partnerwechsel – alle tragen zum Gelingen bei,
- Seniorentanz verbindet und macht Spaß.

*Anhand weiterer Tänze unterschiedlicher Herkunft, Aufstellung und Figuren wurden die gesundheitsfördernden Aspekte herausgestellt. Dazu zählen vor allem:*

- körperliches Training, Sturzprophylaxe (Kondition, Koordination, Reaktion etc.),
- psychisch-geistiges Training (Merk- und Denkfähigkeit, Erfolgserlebnis, Eigenaktivität, allgemeines Wohlbefinden),
- soziales Training (soziale Kompetenzen, Integration, soziale Netzwerke).

Im weiteren Verlauf gingen die Referentinnen auf das zielgruppen- und situationgerechte Arbeiten bei der Tanzvermittlung ein. Die explizit auf die Zielgruppe Senioren entwickelte Methodik des Bundesverbandes Seniorentanz

wurde dargelegt. Diese Methodik trägt den möglichen Veränderungen älterer Menschen hinsichtlich eingeschränkter Beweglichkeit, nachlassenden Seh- und Hörvermögens, Herz-Kreislauf-Beschwerden etc. Rechnung. Es wurde verdeutlicht, dass die Ausbildung zur Tanzleiterin/zum Tanzleiter in dieser Hinsicht qualifiziert, dass aber auch zielgruppengerechtes Arbeiten, d. h. der Umgang mit Gruppen unterschiedlicher Leistungsfähigkeit, vermittelt wird. Die Vielfalt der Schwierigkeitsgrade der Tänze und auch die breit gefächerte Auswahl der Tanzformen und Musiken, die der BVST anbietet, ermöglichen Tanzleitern eine individuelle Stundenbild-Gestaltung.

An dieser Stelle wurde nicht nur verwiesen auf die Ausbildung zur Seniorentanzleiterin/zum Seniorentanzleiter des BVST, sondern ebenfalls auf die Ausbildung zur Tanzleiterin/zum Tanzleiter für Tanzen im Sitzen. Diese zweite Ausbildung richtet sich an ehrenamtlich oder hautamtlich Tätige in der offenen oder stationären Seniorenarbeit, die als Zielgruppe diejenigen Senioren ansprechen, die stärker in ihrer Bewegung eingeschränkt sind.



Foto: Marie-Luise Marchand

Nicht nur während des Workshops auch im Foyer des Congress Centers wurde getanzt.

Zusammenfassend wurde festgestellt, dass Seniorentanz ein ideales, sanftes und ganzheitliches Gesundheitstraining bedeutet, denn es werden sowohl die körperliche, die psychisch-geistige als auch die soziale Förderung ermöglicht.

Abschließend wurde zur Beantwortung weiterer Fragen auf den Messestand des BVST und auf die Internetseite des Bundesverbandes [www.seniorentanz.de](http://www.seniorentanz.de) hingewiesen. Im Anschluss an die Veranstaltung zeigte sich eine verstärkte Nachfrage am Messestand hinsichtlich der Ausbildungslehrgänge und Adressen von Seniorentanzgruppen.

## Teil 2: Aktive Gesundheitsförderung durch Tanzen im Sitzen

Der Bundesverband Seniorentanz e.V. richtete sich mit diesem Workshop an Therapeuten, Trainer und ehrenamtlich Tätige, die mit älteren Menschen arbeiten. Ziel dieses Workshops war es, die positiven gesundheitsfördernden Aspekte herauszustellen, die psychosoziale Ebene des Tanzens im Sitzen erlebbar zu machen und auf das aktive Gedächtnistraining beim Tanzen hinzuweisen. Interessierte Multiplikatoren konnten sich dabei über die qualifizierte Ausbildung zur Tanzleiterin/zum Tanzleiter für Tanzen im Sitzen durch den BVST informieren.

Die Ausbildungsreferentinnen **Liane Amthor** und **Silke Trzinka** gestalteten den Ablauf des Workshops durch den Wechsel zwischen Theorie und Praxis abwechslungsreich. Die Teilnehmenden erhielten zwischen verschiedenen Tänzen im Sitzen theoretische Erläuterungen zu den gesundheitsfördernden Elementen. Dabei ging es zunächst um die Begriffsklärung:

### Was ist Tanzen im Sitzen?

*An ausgewählten Tanzbeispielen wurde verdeutlicht,*

- dass Tanzen im Sitzen eine eigenständige Tanzform ist (für Menschen mit unterschiedlichen gesundheitlichen Voraussetzungen),
- dass Tanzen im Sitzen ein vielseitiges Tanzangebot beinhaltet (unterschiedliche Kategorien, Schwierigkeitsgrade),

- dass Tanzen im Sitzen ein ganzheitliches Aktivierungsangebot darstellt (für die stationäre und offene Altenarbeit geeignet) und
- dass Tanzen im Sitzen verbindet und Spaß macht.

Im Einzelnen wurde erläutert, welche Einsatzmöglichkeiten gymnastische Tänze, Tänze im Sitzen mit Handgeräten und Thementänze bieten. Aufgrund der praktischen Erprobung konnten die Workshop-Teilnehmerinnen und -Teilnehmer unterschiedliche Wirkungsweisen der Tänze im Sitzen selbst erfahren.

Zusammenfassend wurde festgestellt, dass Tänze im Sitzen die gleichen Trainingseffekte abdecken, wie beim Seniorentanz (vgl. S. 275):

Als Fazit konnte von den Teilnehmenden bestätigt werden, dass Tanzen im Sitzen ein ideales, sanftes, ganzheitliches Gesundheitstraining bedeutet, denn es werden sowohl die körperliche, die psychisch-geistige als auch die soziale Förderung ermöglicht. Erreicht wird dies durch die Vielfalt an Tanzformen, die erprobte Methode, die wiederum innerhalb einer qualifizierten Tanzleiter-Ausbildung vermittelt wird.

*Protokollführung: Susanne Tams*

### 3.6.7 Tänze aus aller Welt

*Verantwortlich: Landessportbund Sachsen e.V.*

*Referent: Alexander Gepting*

Rhythmus und Tanz gehören zum menschlichen Leben. Beim Tanz kann man dem natürlichen Gefühl rhythmischer Bewegungen sowie der Schulung des Gleichgewichtsempfindens allein oder in einer Gruppe Ausdruck geben. Vor allem bei älteren Menschen ist Tanzen eine der gesündesten Formen, sich sportlich zu bewegen. Neben der sozialen Komponente hat es Einfluss auf das

körperliche und geistige Wohlbefinden der Übenden. Dabei ist wichtig, egal in welchem Alter: Tanzen macht Spaß und belebt Körper, Geist und Seele. Die Beweglichkeit und Konzentrationsfähigkeit werden gefördert.

Tänze und Tanzformen gibt es in einer großen Vielfalt wie auch die dazu angebotene Musik. Im Kurs wurden einfache traditionelle Volkstänze aus aller Welt angeboten. Diese verschiedenen Tanzformen sollten mit ihren einfachen Choreografien Anregungen für die Arbeit mit Übungsgruppen im Senioren- und Gesundheitssport geben. Dabei waren keine Vorkenntnisse nötig und alle konnten mitmachen. Es war ein Schnupperangebot und sollte am Ende die Lust auf mehr wecken. Dabei war es aufgrund der zeitlichen Begrenzung nicht möglich, methodisch vollständig zu arbeiten, vieles wurde nur angerissen.

*Folgende Tänze wurden vorgestellt:*

- Erwärmung – De Fiedler, USA – Virginia
- England – Speknerin (meditativer Tanz)
- Serbien – Wiserka (meditativer Tanz)
- USA – Lustige Cowboys
- Schottland – Schottischer Walzer
- Griechenland – Dari Dari
- Finnland – Lapadu

Interessierte Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die dazu mehr erfahren wollen oder Spaß am Tanz gefunden haben, können sich am besten in einem der vielen Sportvereine mit diesem oder einem ähnlichen Angebot oder Kurs melden. Informationen erhält man auch über die zuständigen Stadt- und Kreissportbünde oder dem Landessportbund Sachsen, [www.sport-fuer-Sachsen.de](http://www.sport-fuer-Sachsen.de).

*Protokollführung: Regina Brandt*

### 3.6.8 Walking/Nordic Walking

*Verantwortlich: Landessportbund Sachsen e.V.*

*Mitwirkende: Dr. Detlef Günz, Stefanie Eurich*

Nordic Walking ist eine Ausdauersportart, bei der das Gehen durch den Einsatz von zwei Stöcken rhythmisch unterstützt wird. Der Ursprung liegt in Skandinavien und grundlegende Sportarten sind Skilanglauf, Walken und Bergwandern.

Nordic Working ist durch den gezielten Einsatz der Stöcke besonders gelenkschonend und der Haltungs- und Bewegungsapparat wird entlastet. Gleichzeitig trainiert man den ganzen Körper. Es ökonomisiert das Herz- Kreislauf-System, kräftigt durch das Üben im Freien das Immunsystem, ist eine wertvolle Osteoporoseprophylaxe und kurbelt die Fettverbrennung an. Somit ist das Training für viele Personengruppen, wie Anfänger und Fortgeschrittene, Jüngere und Ältere, Übergewichtige und Personen mit Hüft-, Knie- und Rückenproblemen, geeignet.

Zur Ausrüstung gehören neben geeigneten Stöcken und Schuhen auch atmungsaktive, leichte Sportbekleidung. Der Einsatz von Wander-, Lauf- oder Skistöcken ist nicht geeignet. Nordic-Walking-Stöcke bestehen aus leichten Materialien wie Carbon, Aluminium oder Carbon-Glasfaser und sind in allen Sportfachgeschäften zu erhalten. Die optimale Stocklänge berechnet sich über die Körpergröße mal 0,66. Die Schuhe sollten im Fersenbereich sowie an der gesamten Sohle rutschfest und stärker abgerundet sein.

Wichtig ist beim Nordic Walking das Beherrschen der richtigen Technik. Spazierengehen mit schleifenden Stöcken oder die Ausführung bei zu geringer Intensität erzielen nicht den gewünschten Trainingseffekt.

Die Bewegung erfolgt mit zyklischem Bewegungsablauf. Der rechte Stock hat Bodenberührung, wenn die linke Ferse aufsetzt, der linke beim Aufsetzen der rechten Ferse. Die Stockführung ist nah am Körper und der Stockeinsatz er-

folgt schräg nach hinten. Der Druckpunkt befindet sich in Schrittstellung unterhalb des Körperschwerpunktes.

Wie bei allen Ausdauerübungen ist auf eine ausreichende Flüssigkeitszufuhr und die regelmäßige Pulskontrolle zur Vermeidung von Herz- Kreislauf-Problemen zu achten.

Nordic Walking sollte unter fachlicher Anleitung, am besten in einem der vielen Sportvereine mit diesem Angebot, erlernt werden. Dort gibt es Gruppen für jeden Trainingszustand. Informationen erhält man über die zuständigen Stadt- und Kreissportbünde oder dem Landessportbund Sachsen, [www.sport-fuer-sachsen.de](http://www.sport-fuer-sachsen.de).

*Protokollführung: Regina Brandt*

### 3.6.9 Die Kraft, die aus der Mitte kommt

*Verantwortlich: Deutscher Turner-Bund*

*Mitwirkende: Karin Wahrer*

#### **Core-Training – Balance Power Intensiv**

Was bedeutet „Core-Training“? Die „Core-Muskeln“ sind tief liegende Muskelschichten im Bauch- und Rückenbereich sowie Stützmuskeln der Körpermuskulatur. Diese Muskeln sind beim Training immer aktiviert.

Das Core-Training ist ein äußerst effektives „Work-Out“, mit dem sich in kurzer Zeit sichtbare Erfolge erzielen lassen: Muskeln und Gewebe werden fester und straffer, die allgemeine Fitness wird verbessert. Alle Problemzonen werden geformt: Die Beine werden schlanker, der Po fester und der Bauch flacher.

Das Training muss korrekt ausgeführt werden, damit es wirkungsvoll ist. Dabei ist es nötig, Haltung und Atmung immer wieder zu überprüfen. Vor Beginn

jeder Übung ist auf eine gute Körperspannung zu achten. Das Training sollte sehr bewusst ausgeführt werden. Durch gleichmäßige, kontrollierte Atmung werden die Bewegungen flüssiger. Optimal ist es, mit der Belastung, also der Anspannung der Muskulatur, auszuatmen.

Zur korrekten Ausführung des eigentlichen Core-Trainings ist es sinnvoll, bei einigen Übungen eine Sport- oder Yogamatte zusammenzurollen und sich darauf zu stellen. Dadurch wird der Untergrund instabil, was wiederum bewirkt, dass tief liegende und kleine Stützmuskel automatisch angesteuert werden. Der Körper wird so zu einer anatomisch richtigen Bewegungsausführung gezwungen. Dies setzt allerdings voraus, dass die betreffende Übung ohne Einsatz der Matte sicher beherrscht wird. Besonders zu Anfang sollten die Übungen erst einmal ohne Matte ausgeführt werden.

Für die korrekte Ausführung der Übungen ist es wichtig, die eigene Körperhaltung immer wieder zu kontrollieren. Je nach trainierter Muskelgruppe sollten folgende Haltungshinweise beachtet werden: Bei allen Übungen, die die Bauchmuskulatur trainieren, den Beckenboden anspannen. Bei allen Übungen, bei denen die Arme bewegt werden, darauf achten, die Schulterblätter im oberen Bereich auseinander-, die Spitzen gleichzeitig zueinanderziehen und den Nacken entspannt lassen.

Wenn in einer Übung der Rumpf stabil bleiben und sich nur die Beine bewegen sollen, den Bauchnabel nach innen und oben ziehen, dabei gleichzeitig die Rippenbögen zueinanderschieben und den Brustkorb schließen. Der Atem sollte ganz bewusst auch in den seitlichen und hinteren Brustkorb sowie in den Bauchraum fließen.

*Literatur: DVD, GU-Verlag, Bauch, Beine, Po intensiv mit Core-Training*

*Protokollführung: Karin Wahrer*

### 3.6.10 Bewegen im Drei-Viertel-Takt – Swinging Chi

*Verantwortlich: Deutscher Turner-Bund*

*Mitwirkende: Karin Wahrer*

#### Wirkung und Bedeutung der Musik

In allen Kulturkreisen begleitet Musik das Leben der Menschen. Sie wird zu unterschiedlichen Zwecken eingesetzt, dient aber vor allem der geistigen Erbauung und bietet die Möglichkeit, abzuschalten und sich zu entspannen. Aus Erfahrung wissen wir, dass Musik harmonische Wirkung haben kann, dass sie unsere Lebensenergie stärken und Kreativität wecken kann. Dies gilt natürlich nicht für jede Art von Musik (Techno, Hard Rock). Insbesondere harmonische, natürliche Klänge und Geräusche von Musikinstrumenten oder aus der Natur (Plätschern von Wasser, Rauschen des Windes etc.) können unsere



Regelmäßiger, beschwingter Rhythmus und Bewegung entspannt den Geist und erzeugt eine positive Stimmung.

Lebensenergie steigern. Künstliche, regelmäßige Geräusche und Lärm hingegen wirken sich in Form von Stress negativ auf unsere Lebensenergie aus. Musik kann also Stress abbauen oder erzeugen, je nach Musikstil und Geschmack.

Primär ist Musik eine Fähigkeit der rechten Gehirnhemisphäre. Hier befindet sich auch der Ort für unsere Kreativität. Unter Stress verlagert sich die Hauptaktivität auf die linke Hemisphäre. Dadurch entsteht ein Ungleichgewicht, das durch den sinnvollen Einsatz von Musik wieder ausgeglichen werden kann. Besonders gut eignet sich hier Musik im  $\frac{3}{4}$ -Takt. Ihr regelmäßiger, beschwingter Rhythmus entspannt den Geist, erzeugt eine positive Stimmung und verleitet zu fließenden, schwingenden Bewegungen (man denke nur an Walzer-Tanzende).

In diesem Low-Impact-Training machen wir uns die beruhigende, harmonisierende Wirkung von Musik im  $\frac{3}{4}$ -Takt zunutze, um ein stressfreies(!), gelenkschonendes Herz-Kreislauf-Training zu gestalten. Die Bewegungen sind weich, fließend, offen und mühelos und folgen einem ganz natürlichen Bewegungsgefühl. Sie richten den Körper auf, laden dazu ein, zu tanzen, sich seinen Emotionen hinzugeben und einen ganz eigenen Bewegungsausdruck zu finden.

Die sinnlichen und lustvollen Bewegungen bilden einen idealen Ausgleich zu den Anforderungen des modernen Alltags und bieten besonders Älteren und Fitnesseinsteigern die Möglichkeit, auf wohltuende Weise ein schweißtreibendes Training zu absolvieren. Dabei werden die Gelenke beweglicher, das Herz-Kreislauf-System belastbarer, die Freude an der Bewegung wird gefördert und dabei Stress abgebaut.

Auf Pre-Stretches im Warm-up kann verzichtet werden, da die Belastung auf Muskeln, Sehnen und Bänder relativ gering ist. Das Musiktempo bleibt insgesamt eher niedrig, da die Bewegungsintensität höher ist als im normalen Low-Impact-Aerobic (die Bewegungen sind größer, offener und weiter).

*Protokollführung: Petra Regelin*

### 3.6.11 Bewegt gedacht – Die Kombi macht's: Gehirntraining in Bewegung

*Verantwortlich: Bundesverband Gedächtnistraining e. V.*

*Referentin: Agnes Boos*

Das Thema weckte großes Interesse bei den Besucherinnen und Besuchern, es kamen ca. 50 Personen, um mit körperlichen und geistigen Übungen das Gehirn zu aktivieren.

Zunächst wurde von der Referentin **Agnes Boos** kurz dargestellt, wie sich Bewegung auf die Gedächtnisleistung auswirkt. Bewegung verbessert das neuronale Netzwerk und unterstützt die höheren Denkprozesse, indem sie

- die Durchblutung und den Stoffwechsel verbessert,
- die Ausschüttung von Neurotransmittern steigert,
- die physischen und mentalen Aktivierungsreize fördert,
- die Konzentration und die Reaktion stärkt,
- das körperliche Wohlbefinden steigert,
- hilft, Krankheiten vorzubeugen.

Bewegungsmangel kann zu Veränderungen der weißen Gehirnsubstanz und damit zum Abbau der Gedächtnisleistung beitragen. Körperlich aktive ältere Menschen weisen im Vergleich zu inaktiven Personen bei Gedächtnis- und Denkfähigkeitstests signifikant bessere Leistungen auf.

Wichtige Grundlage ist die wissenschaftliche Erkenntnis, dass die Plastizität des Gehirns lebenslang erhalten bleibt. Das neuronale Netzwerk wird durch geistige und körperliche Anregungen auch im Alter immer wieder umgebaut.

Nach den theoretischen Einführungen führte Agnes Boos mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die vielfach aus dem Senioren- oder Sportbereich kamen, verschiedene Übungen durch, bei denen gleichzeitig Bewegungs- und Denkaufgaben zu bewältigen waren.



*Hier einige Beispiele:*

### 1. Kreuz und quer

Bei dieser Überkreuzübung werden beide Hirn- und Körperhälften aktiviert. Die linke Gehirnhälfte aktiviert die rechte Körperseite, die rechte Gehirnhälfte aktiviert die linke Körperseite. Die Ablenkung durch das Klatschen erhöht die Herausforderung an die Koordinations- und Merkfähigkeit.

*Übung: Führen Sie im Wechsel nachfolgende Bewegungen durch:  
Rechter Ellbogen an linkes Knie, danach in die Hände klatschen  
Linker Ellbogen an rechtes Knie, danach in die Hände klatschen*

*Variation:*

*Rechter Ellbogen an linkes Knie, danach in die Hände klatschen  
Linke Hand an rechte Schulter, danach in die Hände klatschen  
Linker Ellbogen an rechtes Knie, danach in die Hände klatschen  
Rechte Hand an linke Schulter, danach in die Hände klatschen*

### 2. Finger tippen

Gerade die Finger enthalten sehr viele Rezeptoren, die bei Berührung und Bewegung Impulse an unser Gehirn senden. Fingerübungen sind daher ideale Aktivierungsübungen, die wiederum gut mit Denkaufgaben verbunden werden können:

*Übung:*

*Beide Hände tippen nacheinander vom Zeigefinger bis zum kleinen Finger gegen den Daumen und wieder zurück zum Zeigefinger.*

*Variation:*

*Versuchen Sie, beide Hände gegengleich zu tippen.*

*Variation:*

*Die Übung wird durch eine zusätzliche Denkübung gesteigert.*

*Tippen Sie im Geist das Wort „KONZENTRATION“ (oder „SENIORENTAG“). Beginnen Sie bei K mit dem Zeigefinger, O = Mittelfinger usw. Bei welchem Finger landen Sie, wenn Sie am letzten Buchstaben, dem N, angekommen sind?*

### 3. Zahlen malen

Bei dieser Übung steht wieder die Überkreuzaktivierung im Vordergrund. Sie müssen sich zu Beginn der Übung sehr konzentrieren. Durch häufiges Üben verändert sich ihre Hirnstruktur: Ihr Gehirn hat wieder etwas gelernt und es geht fast wie von selbst.

*Übung:*

*Malen Sie mit beiden Händen gleichzeitig die Zahlen 0–9 spiegelbildlich in die Luft. Die geübte Hand malt die Zahlen „normal“, die ungeübte Hand malt spiegelbildlich mit.*

*Variation:*

*Die ungeübte Hand malt die Zahlen „normal“, die geübte Hand malt spiegelbildlich mit. Diese Übungsvariante stellt eine größere Herausforderung für Ihr Gehirn dar.*

*Tipp: Konzentrieren Sie sich immer auf die „normal“ malende Hand. Die andere Hand malt fast automatisch spiegelbildlich mit.*

### 4. Jonglieren mit Tischtennisball auf Becherrand

Bei dieser Übung sind Konzentration und Koordinationsfähigkeiten gefragt.

*Übung:*

*Sie benötigen einen Tischtennisball und einen Becher mit Bodenrand. Legen Sie einen Ball auf den Außenboden des Pappbechers. Rotieren Sie den Ball nun mit Ihrer geübten Hand auf dem Becherboden, mal in die eine, mal in die andere Richtung.*

*Variation:*

*Probieren Sie es nun auch mit der ungeübten Hand in beide Richtungen.*

*Variation:*

*Probieren Sie es mit einem Becher in jeder Hand. Die Drehrichtung sollte einmal gleich sein, einmal entgegengesetzt!*

### 5. Bewegtes ABC

Es fällt uns leicht, das Alphabet aufzusagen, weil wir es schon in der Kindheit gelernt und abgespeichert haben. Wenn wir uns gleichzeitig auch noch auf die Durchführung einer Bewegung konzentrieren müssen, fällt uns diese Aufgabe gleich viel schwerer.

*Übung:*

*Sprechen Sie laut das Alphabet und bewegen Sie gleichzeitig entsprechend der darunter stehenden Buchstabenkürzel die Arme wie nachfolgend beschrieben:*

*L = linker Arm nach oben*

*R = rechter Arm nach oben*

*Z = beide Arme nach vorn*

A B C D E F G H I J K L M

L R L Z R Z L R L Z R Z L

N O P Q R S T U V W X Y Z

Z R L R Z L R L Z R L Z R

*Variation:*

*Sprechen Sie laut das Alphabet rückwärts, Z, Y, X ... und bewegen Sie gleichzeitig entsprechend der darunter stehenden Buchstabenkürzel die Arme wie nachfolgend beschrieben. Jetzt muss Ihr Gehirn sich auf beides sehr konzentrieren, weil Sie das Alphabet rückwärts nicht „wie im Schlaf“ beherrschen.*

*Variation:*

*Buchstabieren Sie das Wort K O P F T R A I N I N G mit den dazugehörigen Bewegungen.*

Die Teilnehmer des Workshops führten die ihnen dargebotenen Übungen mit Eifer und viel Spaß durch. Schon bei der einen oder anderen Übung zeigte sich, dass auch hier „Übung den Meister macht“ und das Gehirn auch im Alter noch lernfähig ist. Es kommt darauf an, es immer wieder zu fordern und zu fördern.

Die Übungen können im Schwierigkeitsgrad der jeweiligen Zielgruppe angepasst werden und sind für alle Altersgruppen geeignet. Im Sportbereich und in der Seniorenarbeit steigt das Interesse an diesen kombinierten Übungen, die das Gehirn in besonderem Maße herausfordern und gleichzeitig Spaß machen.

*Protokollführung: Agnes Boos*

### 3.6.12 Mit Freude das Gehirn aktivieren (MAT®)

*Verantwortlich: Gesellschaft für Gehirntraining e.V.*

*Mitwirkende: Cornelia Weber, Renate Theiler (Ausbilder-Team NRW)*

Die Trainerinnen brachten in eineinhalb Stunden die 107 interessierten Besucher kurzweilig und professionell zur Mitarbeit. Sie demonstrierten, wie man in wenigen Minuten die grauen Zellen in Schwung bringt. Dazu stellten sie mentale Aktivierungsübungen aus dem breiten Spektrum der Gesellschaft für Gehirntraining e.V. vor.

Den Teilnehmerinnen und Teilnehmern wurden Übungen und Aufgaben präsentiert, die sie mit viel Ehrgeiz, aber in lockerer Atmosphäre bearbeiteten.

Ohne großen Aufwand das Gehirn zu trainieren und dabei die wissenschaftlichen Aspekte nicht aus den Augen zu verlieren, ließ die Besucher aufhorchen

und regte sie zu vielen Fragen an. Die geistige Fitness kann jeder trainieren, der täglich zehn Minuten investiert. MAT-Aufgaben zur Steigerung der geistigen Leistungsfähigkeit gehören ebenso zu einem Training wie leichte, moderate Bewegungsübungen. Mehrere körperliche und geistige Aktivierungsübungen – auch in Kombination – ließen die Besucher schnell ihre Grenzen erkennen.

Bei MAT wird kein Wissen abgefragt. Mit Übungen ohne Rückgriff auf bereits gemachte Erfahrung werden die Potenziale unserer geistigen Möglichkeiten erweitert und sie lassen uns den Alltag in allen Lebensphasen besser bewältigen. Dabei spielt das Alter eines Menschen keine bedeutende Rolle, so die Moderatorinnen.

*Protokollführung: Roswitha Masuch*



Foto: Charlotte Sattler

Auch das Bridge-Spiel fördert die Konzentrationsfähigkeit.

## 3.7 DIALOG DER GENERATIONEN

### 3.7.1 Forum G: Alter im DIALOG DER GENERATIONEN leben

#### G1: Solidarisches Handeln von Jung und Alt – Wunschvorstellung oder Realität?

*Moderation: Dr. Luidger Dienel, Institut Nexus Berlin  
(Projekt Generationenkolleg: Nachwuchs im Handwerk)*

##### **Impulsvortrag:**

Dr. Petra Tzschoppe, Vizepräsidentin Landessportbund Sachsen,  
und Michaela Noack, DOSB-Projekt „Generationen bewegen“

##### **Podiumsdiskussion mit**

- Volker Amrhein, Projektbüro „Dialog der Generationen“
- MD Dieter Hackler, Abteilungsleiter „Ältere Menschen“, BMFSFJ
- Dr. Erika Neubauer, Evangelisches Seniorenwerk
- Carmen Stadelhofer, ViLE-Netzwerk
- Thomas Heppener, Stiftung Demokratische Jugend

#### G2: Was hinterlassen die Älteren den Jungen? – Wege zur Generationengerechtigkeit

*Moderation: Prof. Dr. Astrid Hedtke-Becker, Hochschule Mannheim*

##### **Podiumsdiskussion mit**

- Prof. Dr. Christiane Dienel\*,  
Staatssekretärin im Ministerium für Gesundheit und Soziales Sachsen-Anhalt
- Detlef Raabe\*\*, Vorsitzender Deutscher Bundesjugendring
- Thorben Schmidt, Mitglied des Jugendparlaments Schleswig-Holstein
- Dr. Dr. Jörg Tremmel, Wissenschaftlicher Direktor,  
Stiftung für die Rechte zukünftiger Generationen
- Roswitha Verhülsdonk, Ehrenvorsitzende der BAGSO

\* Staatssekretärin bis September 2009.

\*\* Vorsitzender bis Oktober 2009.

### G3: Netzwerke der Generationen – eine Zukunftsaufgabe für das bürgerschaftliche Engagement

Moderation: Sybille Volkholz, Bürgernetz Bildung Berlin

#### Podiumsdiskussion mit

- Birgit Frank, Stadtjugendring Leipzig
- Dr. Astrid Hencke, Referatsleiterin „Freiwilligendienste aller Generationen“, BMFSFJ
- Dr. Elisabeth Nilkens, Bürgerstiftung Hertzen
- Markus Marquard, Zentrum für Allgemeine Wissenschaftliche Weiterbildung (ZAWiW) der Universität Ulm
- Dr. Sonja Kubisch\*, Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement (BBE)

#### Verantwortlich:

Deutscher Senioren Ring e.V. – Projektbüro Bonn (DSR)

Virtuelles und reales Lern- und Kompetenz-Netzwerk älterer Erwachsener e.V. (ViLE-Netzwerk)



Foto: Charlotte Sattler

Jung und Alt in einer Diskussionsrunde: v.l. Thorben Schmidt, Roswitha Verhülsdonk, Prof. Dr. Astrid Hedtke-Becker, Dr. Dr. Jörg Tremmel, Prof. Dr. Christiane Dienel, Detlef Raabe.

„Wollen wir uns einmal ausmalen, was passierte, wenn Jung und Alt in Deutschland richtig entdecken, was sie gemeinsam möglich machen können!“ [...] Zitat aus der Weihnachtsansprache 2007 von Bundespräsident Horst Köhler

Das Thema Generationenbeziehungen hat vor dem Hintergrund der stattfindenden demografischen Veränderungen in unserer Gesellschaft eine besondere Aktualität. Die Themen der Forum-Teile widmeten sich der aktuellen Situation zwischen Jung und Alt, der Generationengerechtigkeit und der Zukunftsaufgaben.

\* Mitarbeiterin in der BBE-Geschäftsstelle bis Juni 2009.

Bewusst ausgenommen war bei den Diskussionen des Forums G die verantwortungsvolle Rolle der Familien im Generationendialog. Zu diesem Thema arbeiten die BAGSO und ihre Vereine und Verbände in verschiedenen Projekten mit.

### G1: Solidarisches Handeln von Jung und Alt – Wunschvorstellung oder Realität

Der Impulsvortrag von Dr. Petra Tzschoppe, Vizepräsidentin des Landessportbundes Sachsen, stellte die zahlreichen Aktivitäten des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB) vor, die jüngere und ältere Menschen für gemeinsame sportliche Aktivitäten motivieren.

Die Förderinitiative des DOSB zeichnete die zehn besten Konzepte aus. Kriterien für die Vergabe des Förderpreises waren die Aktivierung unterschiedlicher Generationen, Kinder, Jugendliche, Eltern, Erwachsene, Großeltern, Seniorinnen und Senioren, Urgroßeltern und Hochaltrige. Es wurden innovative Ideen mit Nachhaltigkeit und externen Kooperationen (z. B. Altersheime, Wohngemeinschaften, soziale Träger) umgesetzt. Der DOSB konnte 2007 über 70 Wettbewerbsbeiträge und für das Jahr 2008 über 100 Beiträge registrieren.

Als Beispiel wurde ein Preisträger des Jahres 2007 vorgestellt, der Sportklub Riesa e.V. (Sachsen). Dieser Klub bietet ein Vereinshaus für alle Generationen an sowie einen offenen Seniorentreff mit anderen Trägern und hat das Sportangebot deutlich erweitert. Das Projekt „Generationen bewegen“ aktiviert Sportverbände zu beispielhaften Initiativen und zu „Sport für alle Generationen“.

Dr. Luidger Dienel bat die Podiumsteilnehmerinnen und -teilnehmer um Vorstellung der Alt-Jung-Projekte aus ihren Bereichen und stellte kritische Fragen, z. B. welche Bedeutung „Verantwortung übernehmen“ in den Arbeitsfeldern hat, wie Solidarität entsteht, und Partizipation und der Umgang der Generationen miteinander auf gleicher Augenhöhe gelingen können.

**Dr. Erika Neubauer** führte am Beispiel „Evangelischer Kirchentag“ 2009 in Bremen aus, wie alle Generationen gemeinsam gelebte Gemeinde und Verbundenheit zeigen, während in Kirche und Gottesdienst überwiegend ältere Menschen vertreten sind, häufig auch getrennt nach Frauen und Männern. Es gibt jedoch zunehmend neue, generationenübergreifende Projekte in der Kirche. Sie betonte, wie wichtig es sei, die Alt-Jung-Projekte sichtbar zu machen und zu zeigen, wie Wertevermittlung gelingen kann und welches große Engagement in der Gesellschaft bereits besteht.

**Carmen Stadelhofer** beantwortete die Frage des Lernverhältnisses zwischen Alt und Jung im Bereich der Technik und neuen Medien, insbesondere im Internet. Ihre Erfahrung zeigt, dass junge Menschen zwar zu 98% das Internet nutzen, jedoch sehr unterschiedlich und begrenzt. Das bestätigte sich auch beim Austausch von ViLE-Mitgliedern mit Jüngeren bei intergenerationellen virtuellen Projekten im Rahmen von Schulprojekten. Carmen Stadelhofer sieht große Defizite in unserem Bildungssystem, das Förderung von Medienkompetenz bisher nicht zu einer zentralen Aufgabe gemacht hat. Innovationen in der Zusammenarbeit zwischen Alt und Jung übers Netz kann nur langsam Einzug halten, weil den Jugendlichen und den Älteren die Kenntnis von Verfahrensweisen zur kooperativen Zusammenarbeit fehlt. Projekte von ViLE zeigen, dass auch Jugendliche ihrerseits (z. B. Junior-Internet-Helfer, als Partner im Leseprojekt „kalte Zeiten“) Älteren viel zu geben haben.

**MD Dieter Hackler** betonte, dass man von einem „Krieg der Generationen“ weit entfernt und ein gutes Miteinander der Generationen festzustellen ist. Er sagte, dass die Möglichkeiten der großen Institutionen, wie z. B. Kirche und DOSB, noch lange nicht ausgeschöpft sind. Auch Schulen können zu intergenerationellen Projekten beitragen. Stärkere Vernetzung muss hier das Ziel sein. Er betonte die Leuchtturmfunktion der 500 Mehrgenerationenhäuser als soziale Gemeinschaft. Die Anpassung der heutigen Gesellschaft an die durch den demografischen Wandel bedingten Veränderungen fordern verstärkt die Länder und Kommunen sowie deren Parlamentarier in ihrer Verantwortlichkeit. Entscheidend sind Initiativen und soziale Vernetzung „vor Ort“, das Programm „Aktiv im Alter“ gegen eine reine Versorgungsmentalität für eine aktive Gesellschaft.

**Thomas Heppener**, Stiftung Demokratische Jugend (Wirkungskreis in den ostdeutschen Ländern), beantwortete die Frage, ob es im Bereich „gegen Rechts“ auch gemeinsame, generationenübergreifende Initiativen gibt, mit Ja. Leider gedeiht gerade auch mit den Älteren durchaus ein rechtes Potenzial. Entscheidend für den Umgang zwischen Alt und Jung ist, dass Ältere der Jugend nicht nur mit erhobenem Zeigefinger begegnen, sondern auf gleicher Augenhöhe mit den Jugendlichen arbeiten. Thomas Heppener nannte beispielhaft das Projekt „Zeitspur“, in dem Lokalgeschichte aufgearbeitet wird und der Umgang mit dem Nationalsozialismus aus Sicht der Jugend thematisiert wurde.

**Volker Amrhein**, Projektbüro „Dialog der Generationen“, beantwortete die Frage des Moderators nach einem Überblick von Generationenprojekten in Deutschland wie folgt: 10.000 Initiativen sind bekannt, ausgenommen das Forschungsprogramm „Einstiegsbegleiter“ an 1.000 Schulen. Er empfiehlt eine Verzahnung der Projekte, z. B. mit den Mehrgenerationenhäusern und weiteren bundesweiten Modellprogrammen. Das Projektbüro „Dialog der Generationen“ besteht seit 12 Jahren und verfügt über eine Datenbank der Projekte Alt-Jung.

*Die Publikumsdiskussion wurde rege genutzt, Themenschwerpunkte waren:*

- die bedeutsame Impulsgebung der Mehrgenerationenhäuser und die Stärkung der gesamtgesellschaftlichen Wirksamkeit,
- die nachhaltige Finanzierung auf Bundes-, Landes- oder kommunaler Ebene,
- die Stärkung der Infrastruktur vor Ort,
- die Bedeutung von Alt-Jung-Projekten ist in den politischen Ebenen und auch in den Verwaltungen noch keineswegs angekommen, sie werden vielerorts als „nettes Beiwerk“ oder Spielerei abgetan,
- die generationenübergreifende Arbeit in der Kirche und Einbeziehung von Nichtkirchenmitgliedern und Reservisten in die Kirchenarbeit,
- Bedeutung des Lesepatens-Projektes,

- Notwendigkeit professioneller Arbeit mit ehrenamtlicher Begleitung bei der Arbeit mit Jugendlichen,
- Nachmittags-Schulprojekt Internet mit entscheidenden sozialen Lernkomponenten; – Schaffung von Orten für Kinder und Jugendliche in Mehrgenerationenhäusern,
- Konkurrenz zwischen zahlreichen bestehenden Netzwerken auf Kreis- und Stadtebene,
- Suche nach Wegen, um Jugendliche für das Ehrenamt zu gewinnen.

Eine zentrale Frage: Wie können Traditionen besser vermittelt und Kreativität zwischen Jung und Alt verstärkt gefördert werden?

**MD Dieter Hackler** beantwortete die Fragen der Vernetzung vor Ort, der Infrastruktur. Kultur hat für ihn den gleichen Stellenwert wie Kirche, Sport oder Pflegestützpunkte, die eingerichtet werden müssen. Es ist eine Kultur des Miteinanders. Freiwilligendienste mit den 46 Leuchtturm-Projekten sind ebenso wichtig wie das Programm „Aktiv im Alter“. Zu der Frage der Projektorientierung gab er zu bedenken, dass dies ein Problem bei der Finanzstruktur zwischen Bund, Land und Kommunen ist. Der Bund selbst kann nicht entscheiden, welches Geld vor Ort ausgegeben wird. Er kann nur Projekte mit Modellcharakter fördern. Finanzierung in der Kommune ist Aufgabe vor Ort. Für den Bund gibt es keine sinnvolle Alternative zur bisherigen Projektförderung. Dieter Hackler machte nochmals die Notwendigkeit einer aktiven Gesellschaft deutlich, in der junge wie alte Menschen gleichermaßen engagiert sind. Er wies auf die zusätzlichen Potenziale hin, die bisher für ein besseres Miteinander in der Gesellschaft noch nicht genutzt werden.

**Michaela Noack**, die als Vertreterin der jungen Generation an der moderierten Gesprächsrunde teilnahm, wurde gefragt, was sich aus ihrer Sicht im Sport oder in anderen gesellschaftlichen Bereichen verändern müsste. Sie plädierte für eine bessere Vernetzung von Bund, Land und Kommunen und möchte, dass das soziale Miteinander von Jung und Alt noch stärker gelebt und die Kompetenzen und Ressourcen gesellschaftlich effizienter genutzt werden.

## G2: Was hinterlassen die Älteren den Jungen? – Wege zur Generationengerechtigkeit

Das Forum mit Podiums- und Publikumsdiskussion beinhaltete vier Themenschwerpunkte:

1. Was ist Generationengerechtigkeit? Gibt es einen Krieg der Generationen?
2. Ist unser Politiksystem für die Zukunft geeignet?
3. Visionen und Wünsche für das Jahr 2030
4. Fazit: Forderungen der Teilnehmenden an die Politik

### 1. Was ist Generationengerechtigkeit? Gibt es einen Krieg der Generationen?

*Dazu äußerten sich die Referentinnen und Referenten mit Kernaussagen:*

Die Frage nach dem Generationenkrieg beantwortete **Thorben Schmidt**, Mitglied des Jugendparlaments Schleswig-Holstein, mit „Ja, den gibt es“. Aber auch „vom Austausch (der Gedanken) lebt die Gesellschaft und hilft, Brücken zu bauen“. Er empfindet das Miteinander unproblematisch – die Diskussion muss laufend stattfinden.

**Roswitha Verhülsdonk**, Ehrenvorsitzende der BAGSO, widerspricht: Im Alltag hat es, rückblickend auf die Geschichte, diesen „Krieg“ immer gegeben. Den Generationenkrieg der heutigen Zeit scheinen die Medien an die Wand zu malen. Selbstverständlich gibt es eine ganze Reihe Dinge, die man regeln muss, und Ressourcen, die vernünftig und gerecht zu verteilen sind.

**Dr. Jörg Tremmel**, Stiftung für die Rechte zukünftiger Generationen, vermittelte, dass die Älteren sehr wohl mehr hinterlassen, als sie selbst übernommen haben: eine gute Landesverfassung, stabile Institutionen, ein großes Kulturkapital, ethische Werte, Frieden in Europa. Diesen stehen jedoch enorme Herausforderungen gegenüber: marode Renten, nukleare Rüstung, Treibhauseffekt und Flüchtlingswellen.

Staatssekretärin Prof. Christiane Dienel wies darauf hin, dass Rahmenbedingungen für die Generationengerechtigkeit zu schaffen sind, indem die jetzt Lebenden darauf achten müssen, die Ressourcen nicht aufzubauchen. „Wir erlauben uns Kinderarmut, drohende Altersarmut gibt es in viel geringerem Umfang“.

Detlef Raabe, Vorsitzender des Deutschen Bundesjugendrings, beanstandete, dass politische Entscheidungen über die Köpfe der Kinder und Jugendlichen hinweg getroffen werden. Die bestehenden Konflikte sind keine Generationenkonflikte. Die Ursachen der allgemeinen sozialen Ungerechtigkeit sind bekannt und im gemeinsamen Interesse muss dagegen angegangen werden. Ein Weg für mehr Generationengerechtigkeit wäre die Senkung des Wahlalters, um mehr Entscheidungsmöglichkeiten für Jugendliche zu schaffen. Der Kampf gegen soziale Ungerechtigkeit ist ein gemeinsames Interesse.

*Äußerungen aus der Diskussion mit dem Publikum:*

- Das Verhältnis der Generationen untereinander ist entgegen dem, was behauptet wird, sehr gut.
- Es gibt keinen Krieg der Generationen? Dazu gibt es kritische Töne von Jugendlichen. „Den Krieg der Generationen hat es in meiner Jugend gegeben“: Jahrgang 1934.
- Die Gesellschaft lebt vom Austausch.
- Die Möglichkeiten des Miteinanders der Generationen sind noch lange nicht ausgeschöpft.
- Solidarisches Handeln zeichnet sich dadurch aus, dass man die Jugend in ihrem Erwachsenwerden begleitet und den Freiraum der Jüngeren schützt.
- Defizite im Miteinander der Generationen und Herausforderungen an die Älteren: Investitionen in die Arbeit vor Ort, den erhobenen Zeigefinger weglassen, Geschichte richtig weitertransportieren, die Reserven in der Arbeit der Mehrgenerationenhäuser und der Projekte auf Kreis- und Stäbteebene ausschöpfen, Zukunftsprojekte entwickeln.

## 2. Ist unser Politiksystem für die Zukunft geeignet?

*Kernaussagen der Referentinnen und Referenten:*

Roswitha Verhülsdonk wies auf die ständigen sozialpolitischen Reformen hin, die es im Verlauf ihrer langjährigen politischen Tätigkeit gegeben habe. Sie beantwortete die Frage, ob es keine Rentnerpartei geben solle: unter dem Dach der BAGSO haben sich 100 Vereine und Verbände mit ca. 13 Millionen Älteren zusammengeschlossen, die deren Interessen in vielfältigen Aktivitäten vertreten. Dazu gehören auch die Seniorinnen und Senioren in den politischen Parteien, die ihre Mitsprachemöglichkeiten intensiv nutzen.

Detlef Raabe forderte mehr Entscheidungsmöglichkeiten für Jugendliche, damit diese ihre Zukunft mitgestalten können.

Thorben Schmidt wies auf seine Erfahrungen aus politischen Seminaren hin: Jugendliche kritisierten größtenteils, dass die Politik sie in ihren Entfaltungsmöglichkeiten einschränkt; das Gefühl des Nicht-ernst-genommen-Werdens ist eine wesentliche Ursache für die Politikverdrossenheit junger Menschen. Im Jugendparlament Schleswig-Holstein ist der Austausch zwischen den Generationen fester Bestandteil.

*Äußerungen aus der Diskussion mit dem Publikum:*

Um die Probleme der Zukunft zu lösen, sollten...

- ... vorbildliche Modelle der Mitsprache Jüngerer vervielfältigt werden (z. B. Jugendparlament Schleswig-Holstein),
- ... sich die Politiker verstärkt mit den Lebenswelten der Jüngeren befassen um deren Problemlagen (Ausbildungsplätze, Selbstfinanzierung) zu identifizieren,
- ... die Politik und ihre Strukturen für Jugendliche und Kinder interessanter dargeboten werden, um sie stärker für die Gestaltung der gemeinsamen Zukunft zu begeistern. Denn wie sieht die Realität junger Familien aus?
- ... die Familien ihre Verantwortung stärker wahrnehmen – neben der Politik.

### 3. Wünsche und Visionen für das Jahr 2030

Zusammengetragen von den Podiumsmitgliedern und aus den Publikumsbeiträgen:

#### Detlef Raabe:

- Funktionierende Kommunikation auf jeder Ebene,
- für jede Generation finanzielle Grundsicherung: Kinder- und Altersarmut verhindern,
- Unabhängig davon, wer politische Entscheidungen trifft: nicht nur den Blick auf die eigene Generation richten.

#### Staatssekretärin Prof. Christiane Dienel:

- „Demografie-Check“ erstellen,
- soziale Systeme für die Zukunft sichern,
- Lasten gerecht auf alle Schultern verteilen,
- Ergänzung der politischen Systeme: Einbeziehung Jüngere, Junge, Alte, ganz Alte,
- Stadtplanung für alle,
- Investitionen prüfen; nicht „über die Verhältnisse leben“.

#### Dr. Jörg Tremmel:

- Faire Generationenverträge,
- Renten, die von beiden Seiten akzeptiert werden.

#### Roswitha Verhülsdonk:

- Erkennen der gesamtgesellschaftlichen Probleme,
- Bürgergesellschaft: mehr Verantwortungsübernahme von Bürgern,
- mehr Humanität und menschliche Zuwendung,
- Publikation der Vielzahl von Alt-Jung-Projekten zur Verdeutlichung des Generationenmiteinanders.

#### Thorben Schmidt:

- Nicht: „Lobby der Älteren“ / „Lobby der Jüngeren“, sondern eine „Lobby Wir“,
- Erhaltung menschlicher Werte.

#### Wünsche aus dem Publikum:

- Netzwerke auf Bundes- und Landesebene ausbauen,
- Jugendämter müssen genügend finanzielle Mittel in Städte und Kommunen geben,
- Bedeutung der Infrastruktur, deren Finanzierung defizitär ist,
- das Ehrenamt benötigt als Partner berufliche Hauptamtlichkeit,
- Slogan für die Jugend: „Gebt Kindern Bretter und sie machen eine Bude daraus“,
- Verbot gewaltverherrlichender Computerspiele,
- positive Beispiele aus der Seniorenarbeit sollten auch auf die Jugendarbeit übertragen werden: z. B. das Seniorenmitwirkungsgesetz in Berlin.

#### 4. Fazit: Forderungen der Teilnehmenden des Forums an die Politik

1. Förderung von Beteiligungsmodellen Jung und Alt und deren Weiterführung (Generationenhäuser sind ein gutes Beispiel für gemeinsames Engagement und Partizipation mit Kindern und Jugendlichen)
2. Einkommensgerechtigkeit / Soziale Gerechtigkeit
3. Politische Verankerung: Wahlrecht für Jüngere ab 14 Jahren

Die Verantwortlichen des Forums sagten den Podiumsteilnehmern wie auch dem Publikum zu, das Fazit aus der Diskussion auszuwerten und weiterzuleiten.

#### G3: Netzwerke der Generationen – eine Zukunftsaufgabe für das bürgerschaftliche Engagement

Im Mittelpunkt der Podiumsdiskussion standen zwei Themenschwerpunkte:

- Die Entwicklung innovativer Projekte im Bereich des generationen-übergreifenden Engagements,
- die nachhaltige Organisation bürgerschaftlichen Engagements durch Vernetzung, Öffentlichkeitsarbeit, Kooperationen und (finanzielle) Förderungen.



**Dr. Sonja Kubisch**, Referentin beim BBE, wies darauf hin, dass, obwohl sich sowohl junge als auch ältere Menschen stark engagieren, Kontakte zwischen den Generationen außerhalb der Familie bisher noch selten sind. Häufig komme das gezeigte Engagement eher der jeweils eigenen Generation zugute. Auch im Bereich des bürgerschaftlichen Engagements sei das noch der Fall. Gleiches bestätigte auch **Birgit Frank** für den Leipziger Stadtjugendring, dem es bisher vor allem darum geht, die Interessen der Jugendlichen gegenüber der Stadt zu vertreten. Zurzeit wird ein generationenverbindendes Projekt konzipiert. Dr. Sonja Kubisch stellte eine Reihe von Projektformen vor, die ein Miteinander der Generationen fördern:

*Alt-für-Jung-Projekte* (z. B. Seniors in School), *Jung-für-Alt-Projekte* (z. B. Unterstützung Älterer im Umgang mit neuen Medien) und *generationenübergreifende Projekte für die Umsetzung gemeinsamer Ziele*. Die Kontakte zwischen den Generationen, so Sonja Kubisch, fänden aber nicht selbsttätig statt, sondern müssten durch die jeweilige Projektleitung initiiert werden. Nicht jedes generationenübergreifende Projekt sei für jede Altersgruppe geeignet. Birgit Frank benannte in diesem Zusammenhang außerfamiliäre generationenübergreifende Wohnformen, die insbesondere für Jugendliche, die zu Hause ausgezogen sind, wenig reizvoll seien.

Ein gelungenes Mehrgenerationenprojekt stellte **Dr. Elisabeth Nilkens**, Bürgerstiftung Hertzen, vor: ein Projekt zwischen Schule und Beruf, bei dem Schulverweigerer durch Gespräche und handwerkliche Zusammenarbeit mit Älteren motiviert werden, den Weg zur Schule zurückzufinden und damit eine Perspektive für die anschließende Ausbildung erhalten. Damit wird eine Orientierung für viele Jugendliche hinsichtlich der Ausbildungs- und Berufsplanung gefunden und das Erfahrungswissen Älterer genutzt. Das Projekt sei nicht von Anfang an problemlos verlaufen (nicht jede Patenschaft war auf Anhieb erfolgreich), sodass – wie in anderen Projekten auch – Modifikationen in der Konzeption notwendig waren. Inzwischen wird das Patenschafts-Kooperationsprojekt „Alt und Jung im Handwerk“ von der Robert Bosch Stiftung gefördert und in Kooperation mit einem Forscherteam des Nexus-Instituts der TU Berlin durchgeführt. Das „Generationenkolleg“ begleitet das Projekt wis-

senschaftlich, berät die Projektverantwortlichen und regt zu neuen, innovativen Aktivitäten an – und führt damit Jugendliche in Ausbildung und Beruf.

Als „Innovation per se“ stellte **Sybille Volkholz** die Arbeit des ZAWiW an der Universität Ulm vor. Im Rahmen von Drittmittelprojekten werden hier curriculare und methodische Konzepte in der Erwachsenenbildung modellhaft entwickelt, erprobt und evaluiert. Als erfolgreiches, in den nächsten Wochen jedoch auslaufendes Projekt führte **Markus Marquard** die „Kompetenzbörse für Jung und Alt im Lern-Austausch“ (KOJALA) an. Das Lernnetzwerk versteht sich als „virtueller Marktplatz“ der Teilnehmerinnen und Teilnehmer und Akteure verschiedenen Alters (ältere Erwachsene sowie Kinder und Jugendliche aus Ulm und Umgebung). Diese sind vernetzt und unterstützen sich im Rahmen von realen Treffen oder über das Internet bei Lernvorhaben und starten gemeinsame Lernprojekte. Die Verwendung neuer Medien, so Markus Marquard, ist ein geeignetes Mittel, innovative Ideen im Generationenmiteinander umzusetzen.

Fragen und Anmerkungen des Publikums bezogen sich vor allem auf die finanzielle Förderung und damit auf eine nachhaltige Ausgestaltung gelungener und erfolgreicher (Modell-)Projekte. Ansprechpartnerin im Podium war dazu vor allem **Dr. Astrid Hencke**, Referatsleiterin „Freiwilligendienste aller Generationen“ im BMFSFJ. Unter dem Motto „*Engagement schlägt Brücken*“ startete das Förderprogramm im Januar 2009 als Nachfolger des Modellprogramms „Generationenübergreifende Freiwilligendienste“.

Gefördert werden bundesweit 46 *Leuchtturm-Projekte*, der Aufbau kommunaler Internetplattformen als „virtuelle Freiwilligenbörsen“, die Durchführung von Qualifizierungsmaßnahmen und -modulen für Freiwillige, Hauptamtliche und Entscheidungsträger sowie der *Einsatz mobiler Kompetenzteams* zur Beratung und Unterstützung der Zielgruppe bei der Organisation von Freiwilligenprojekten.

Der Fördervergabe für die Leuchtturmprojekte vorgeschaltet war ein bundesweiter Ideenwettbewerb. Zur Sicherung der Nachhaltigkeit der Projekte waren

diese dazu aufgefordert, in ihrer Bewerbung den Bedarf des Projektes innerhalb der Kommune sowie die geplante Anschlussfinanzierung darzulegen. Letzteres sei erforderlich, da der Bund lediglich eine Anschubfinanzierung leisten dürfe. Eine Dauerförderung sei nicht möglich.

Mit den Unterstützungs- und Informationsangeboten des BMFSFJ im Rahmen des Programms „Freiwilligendienste aller Generationen“ werden die teilnehmenden Projekte auch auf die Zeit nach der öffentlichen Finanzierung vorbereitet. Weitere Informationen erhalten Interessierte im „Praxishandbuch zum Freiwilligendienst aller Generationen“ auf der Homepage des Programms: [www.freiwilligendienst-aller-generationen.de](http://www.freiwilligendienst-aller-generationen.de). Es kann auch als Druckversion bestellt werden.

**Dr. Sonja Kubisch** machte darauf aufmerksam, dass neben finanziellen Mitteln weitere Rahmenbedingungen notwendig sind, um die nachhaltige Organisation bürgerschaftlichen Engagements gewährleisten zu können – etwa vernetzende Einrichtungen wie das Projektbüro „Dialog der Generationen“ und das Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement – sowie eine stabile Infrastruktur hinsichtlich der Kooperations- und Ansprechpartner. Dr. Sonja Kubisch stellte abschließend die „Woche des bürgerschaftlichen Engagements“ vom 2. bis 11. Oktober 2009 in den Mittelpunkt, die sich in diesem Jahr dem Engagement von Jung und Alt widmet. Dies sei eine gute Möglichkeit, eigene Projekte und Initiativen in der Region öffentlichkeitswirksam zu positionieren.

Als eine Möglichkeit, die eigenen Strukturen zu stärken, nannte **Markus Marquard** z. B. die Gründung eines Vereins, womit die Akquirierung finanzieller Mittel z. B. durch die Kommune erleichtert werden könnte. Er regte den Zusammenschluss bestehender Projekte zu „Alt-Jung-Bündnissen“ an, wovon insbesondere kleine Projekte profitieren könnten.

Dass es auch gelingende Alternativen zur öffentlichen Finanzierung gibt, demonstrierte **Dr. Elisabeth Nilkens** mit dem Projekt Hertener für Hertener. Dieses konnte sich die „Unabhängigkeit von Fördertöpfen“ bisher erfolgreich bewahren. Näheres ist zu finden unter [www.hertenerbuergerstiftung.de](http://www.hertenerbuergerstiftung.de).

Die Podiumsdiskussion zeigte, wie bedeutungsvoll Netzwerke für das Miteinander von Alt und Jung sind und welche Wege gegangen werden können, um Initiativen und Projekte unterschiedlicher Art zu finanzieren. Ein wichtiges Potenzial ist die Zusammenarbeit auf kommunaler Ebene, um finanzielle, menschliche und kreative Ressourcen zum Generationenmiteinander zu nutzen. Im Miteinander liegt die Zukunft der zu lösenden Aufgaben des demografischen Wandels.

*Protokollführung: Elvira Barbara Sawade, Carmen Stadelhofer*

#### ► Zusammenfassende Ergebnisse:

1. In einer älter werdenden Gesellschaft wird es zunehmend wichtiger, die Potenziale des Alters und der Jugend miteinander zu vernetzen.
2. Politische, wirtschaftliche und individuelle Entscheidungen sind zu überprüfen, ob sie einerseits geeignet sind, die aktuellen Lebensbedingungen zu verbessern ohne die Zukunftschancen künftiger Generationen zu verschlechtern. Die soziale Gerechtigkeit muss im Focus bleiben.
3. Klare Konturen für den Begriff „Generationengerechtigkeit“ sind zu schaffen, damit das politische Schlagwort nicht weiterhin missbraucht wird.
4. Politische Verankerung des Wahlrechts für Jüngere ab 14 Jahren.
5. Schaffung einer gemeinsamen Lobby-Position anstatt einer „Lobby der Älteren“ und „Lobby der Jüngeren“.
6. Finanzielle Absicherung von Generationen-Netzwerken auf Bundes- und Landesebene.
7. Verstärkung der Medienarbeit zur Nutzung von Generationen-Projekten und zur Aktivierung des Miteinanders in der Gesellschaft.

### 3.7.2 Engagementmöglichkeiten in generationenübergreifenden Projekten

*Verantwortlich: Freiwilligen-Agentur Leipzig e.V. und Senioren- und Familienselbsthilfe e.V. (SEFA)*

*Mitwirkende: Julia Seßar, Katja Berngruber, Freiwilligen-Agentur Leipzig e.V.; Heidemarie Stahr, Monika Böhr, SEFA e.V.*

Zu Beginn wurde der Begriff des Ehrenamtes geklärt und dessen Bedeutung für die Gesellschaft. Eine Teilnehmerin merkte dazu an, dass die Jugend für ihre Generation die Rente zahlt und es für ihre Generation jetzt an der Zeit sei, in Form von ehrenamtlichen Tätigkeiten etwas an die Gesellschaft zurückzugeben. Ein anderer Teilnehmer ergänzte diese Aussage um den Aspekt, dass Ehrenamt ihm die Möglichkeit gebe, sein Wissen und seine Erfahrungen an die nächste Generation weiterzugeben. Ebenso wurde geäußert, dass die Aufnahme eines Ehrenamtes auch Verantwortung mit sich bringe, was allerdings nicht negativ gesehen wurde, sondern als Bereicherung des eigenen Lebens, da man durch das bürgerschaftliche Engagement auch viel zurückbekomme.

Danach wurden verschiedene Projekte der Freiwilligen-Agentur Leipzig e.V. vorgestellt (z. B. ein Projekt, das Jugendliche an ehrenamtliche Tätigkeiten heranführen soll, sowie ein Projekt für Menschen in Erwerbslosigkeit) und die Einsatzbereiche, in denen man ehrenamtlich aktiv werden kann, erläutert. Zudem wurde in diesem Zusammenhang über die Anerkennungskultur von Ehrenamtlichen anhand des Leipziger Ehrenamtpasses diskutiert.

Anschließend wurden verschiedene Projekte der Senioren- und Familienselbsthilfe e.V. (SEFA) Leipzig, wie z. B. die Umzugshilfe und der Besuchsdienst, vorgestellt. Besonderes Interesse fand dabei der Großelterndienst der SEFA, der ausführlicher beleuchtet wurde. Da unter den Teilnehmenden auch Vereinsvertreter waren, die selbst einen Großelterndienst anbieten, entwickelte sich bei diesem Thema eine lebhaftige Diskussion.

Dabei ging es um die Fragen, ob auch Opas am Großelterndienst teilnehmen,

wie die Wunschomas von den Kindern angesprochen werden, wie mit dem Spannungsfeld zwischen Nähe und Distanz umgegangen wird und in welcher Form und in welchem Umfang Schulungen für die Wunschgroßeltern angeboten werden. Darüber hinaus wurden auch Fragen zur konkreten Organisation des Großelterndienstes in Leipzig gestellt.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Einigkeit darin bestand, das bürgerschaftliche Engagement besonders unter dem Aspekt der Teilhabe der älteren Generation eine große Bedeutung hat und der Großelterndienst bundesweit ein sehr gutes Beispiel für ein generationenübergreifendes Projekt ist, in dem ältere Menschen ihre Wertvorstellungen und Erfahrungen an die nächste Generation weitergeben können.

*Protokollführung: Julia Seßar*

### 3.7.3 Generationen lernen gemeinsam: Nachhaltigkeit

*Verantwortlich: Katholische Bundesarbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung (KBE)*

*Mitwirkende: Eva-Maria Antz, KBE*

Im Rahmen des bundesweiten und vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) geförderten Modellprojektes „Generationen lernen gemeinsam: Nachhaltigkeit“ wurden von der Katholische Bundesarbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung (KBE) zwei hochaktuelle Herausforderungen unserer gegenwärtigen Gesellschaft bearbeitet.

Zum einen haben der demografische Wandel sowie das Verschwinden traditioneller Lebensformen und Generationenbeziehungen vielfältige gesellschaftliche Auswirkungen und beeinflussen auch die Lernkultur zwischen den Generationen. Intergenerationelle Lernprozesse sind immer weniger selbstverständlich.

Zum anderen haben die sozialen, ökologischen und ökonomischen Nebenwirkungen der Modernisierung ein Ausmaß erreicht, das die Menschheit dazu zwingt, ihre Lebens-, Konsum- und Wirtschaftsformen zu überdenken und auf nachhaltige Prozesse umzustellen. Der Bildung kommt zur Unterstützung und Beförderung dieser Prozesse eine Schlüsselrolle zu.

Vor diesem Hintergrund wurden im Rahmen des Projektes die beiden innovativen Felder „Intergenerationelles Lernen“ und „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ zu einer *intergenerationellen Bildung für nachhaltige Entwicklung* verbunden.

Der Workshop bestand aus zwei Teilen. In einem ersten Teil wurden das Projekt „Generationen lernen gemeinsam: Nachhaltigkeit“ vorgestellt und die zentralen Ergebnisse mit den Teilnehmenden diskutiert, etwa förderliche Bedingungen oder Gelingensfaktoren intergenerationeller Bildung.

In einem zweiten Teil kam in der alters- und generationengemischten Gruppe beispielhaft die Methode „Zeitleiste“ für intergenerationelle Bildungsarbeit zum Einsatz. Sie ist eine der im Projekt erprobten und in einer Sammlung dargestellten Methoden.

Die Zeitleiste ist eine Form der Biografiearbeit und der Beschäftigung mit der eigenen Lebensgeschichte und den Lebensgeschichten anderer, die in verschiedenen Varianten möglich ist. Beim Workshop wurden auf einer vorgegebenen Zeitleiste historische Ereignisse aus verschiedenen Bereichen aufgelistet. In altersgemischten Kleingruppen wurden diese Ereignisse mit der eigenen Biografie, der eigenen Prägung und Erfahrung in Verbindung gebracht. Dadurch wurden historische Begebenheiten mit den eigenen Lebensgeschichten verbunden.

Bei der abschließenden Reflexion im Plenum war es spannend zu sehen, welche Bedeutung welche Ereignisse für wen hatten und wie die unterschiedlichen Generationen von verschiedenen Ereignissen geprägt und in ihrem gesellschaftspolitischen Engagement beeinflusst wurden. Etwa waren für die einen

die Kubakrise mit der unmittelbaren Gefahr eines Atomkriegs, der Aufbruch des II. Vatikanischen Konzils oder die Studentenbewegung prägende Erinnerungen, während sie für die anderen, jüngeren, bereits „Geschichte“ sind.

*Protokollführung: Dr. Hartmut Heidenreich*

### 3.7.4 Intergenerationelle Bildung und Generationensolidarität

*Verantwortlich: Katholische Bundesarbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung (KBE)*

*Mitwirkende: Dr. Hartmut Heidenreich, Vorstand KBE*

Nachdem sie 2002 „Leitlinien zur Bildung im dritten und vierten Alter“ unter dem Titel „Bildung lebenslang“ herausgebracht hat, hat die Kommission „Altenbildung“ der Katholischen Bundesarbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung (KBE) nun einen Text vorgelegt: „Leben. Miteinander. Lernen. Grundlagen zur intergenerationellen Bildung und Generationensolidarität“. Dabei geht es, wie der Titel sagt, um Leben und Lernen und dieses im Miteinander verschiedener Generationen. Dass man dieses besonders in den Blick nehmen und einplanen muss, kann man als die eine im Titel verborgene These sehen. Eine zweite ist die Erwartung, dass, wenn dieses gelingt, es die Solidarität unter den Generationen fördert.

Die KBE-Kommission wendet sich dagegen, mit dem Stichwort „demografischer Wandel“ Ängste zu thematisieren und Abstriche im sozialstaatlichen Finanzierungssystem zu begründen. Diese Entwicklung sieht sie zunächst einmal als Faktum und für den Einzelnen als positives Faktum, dass nämlich die Lebensbedingungen sowie das Sozial- und Gesundheitssystem ein durchschnittlich längeres Leben ermöglichen. Freilich heiße die aktuelle Herausforderung auch, diesen demografischen Wandel zu gestalten. Und ein Aspekt hierbei ist demnach, dass Bildung zu einem gelingenden Miteinander der Generationen beitragen kann.

Der Text hebt dazu hervor, dass im Unterschied zu einer landläufigen Meinung die Bibel nicht einseitig nur das Alter positiv sieht und mit Weisheit und Gerechtigkeit etc. verknüpft. Es gibt ebenso viele Stellen, in denen die Charismen der Jungen gelobt werden. Gerade in ihrer Einstellung zum Glauben und zur Zukunft könnten die Generationen viel voneinander lernen. Insofern sieht die Kommission die Intergenerationalität als den „Ernstfall des Lebens, des Glaubens und der Hoffnung“.

*Um die Chancen intergenerationeller Bildung zu nutzen, sieht die KBE-Kommission drei Grundmodelle:*

1. das Voneinander-Lernen (eine Generation lernt von der anderen),
2. das Übereinander-Lernen (eine Generation gibt der anderen Einblick in ihre Erfahrungen, etwa bei Zeitzeugenarbeit oder Erzählcafés),
3. das Miteinander-Lernen (z. B. bei der gemeinsamen Arbeit an einem generationenverbindenden Anliegen).

Der Text macht zugleich aufmerksam auf einen viel weiteren Horizont: Die Generationen sind sozusagen einerseits rückwärts in die Geschichte hinein miteinander verwoben durch die Vergangenheit (etwa des Dritten Reichs) und andererseits in die Zukunft dadurch, dass das jetzige Handeln, etwa bei Umweltfragen, in seinen Auswirkungen oft erst künftige Generationen betrifft. Daher ist intergenerationeller Bildung häufig die Nachhaltigkeitsperspektive zu eigen.

Für die Praxis wurde u. a. angeregt, Orte intergenerationellen Kontakts stärker für intergenerationelle Bildung zu nutzen, wie Büchereien, Stadtteilzentren etc. Auch an Politik und Gesellschaft, an Kirche und die KBE selbst richten sich Forderungen, jeweils intergenerationelle Bildung zu fördern. Denn die intergenerationelle Perspektive ist noch nicht selbstverständlich, etwa in den Förderrichtlinien für die Erwachsenenbildung.

*Protokollführung: Norbert Frieters*

### 3.7.5 Generation Gesundheit – Intergenerative Ansätze in der Gesundheitsförderung

*Verantwortlich: Sächsische Landesvereinigung für Gesundheitsförderung e.V.  
Referentin: Eileen Reichelt*

Grundlage für den generationenübergreifenden Ansatz in der Gesundheitsförderung in Sachsen sind die Gesundheitsziele „Gesund aufwachsen“ ([www.sifg.de](http://www.sifg.de)) und „Aktives Altern – Altern in Gesundheit, Autonomie und Mitverantwortlichkeit“ ([www.gesunde.sachsen.de](http://www.gesunde.sachsen.de)).

Je früher es im Kindesalter gelingt, gesunde Verhaltensweisen zu erlernen, desto sicherer ist es, gesund aufzuwachsen. Wird Gesundheitsförderung unter einem ganzheitlichen Aspekt betrachtet, so lässt sie sich über das Vorschulalter hinaus als lebenslanger Prozess verstehen und gilt als Herausforderung und Aufgabe für jedes Alter. Während eine frühzeitig gesunde Lebensführung bereits im Kindesalter anzustreben ist, ist gleichzeitig eine positive Veränderung im Gesundheitsverhalten in jedem Alter für denkbar.

Dies hebt die Bedeutung von Gesundheitsförderung auch in späteren Lebensphasen hervor. In der Entwicklung und Umsetzung des Gesundheitsziels „Aktives Altern“ geht es um den Erhalt bzw. die Verbesserung von körperlicher, seelischer und funktionaler Gesundheit, insbesondere auch um die Stärkung von Potenzialen und Ressourcen älterer Menschen und um deren Teilhabe am gesellschaftlichen Leben.

Besonders im Alter gilt Gesundheit als Basis für Zufriedenheit, Selbstständigkeit und Lebensqualität. Ein gesundes und aktives Altern und seine Förderung sollten demnach bereits frühzeitig beginnen. „Gesundes Altern“ ist somit nicht als Aufgabe allein für das Alter zu begreifen, sondern als lebenslanger Prozess. In diesem Kontext erscheint eine Verknüpfung der Ansätze zwischen Jung und Alt im Sinne einer generationenübergreifenden Gesundheitsförderung sinnvoll. Die Förderung einer Annäherung und Begegnung zwischen den Generationen ist auch im Sächsischen Bildungsplan festgeschrieben. Es geht um ein Suchen

nach Verbindungen zwischen Jung und Alt sowie die Frage, was ältere Menschen zu Bildung, Erziehung und Gesundheit der Kinder beitragen können.

Ein ganzheitliches Verständnis von Gesundheit sieht neben lebenslanger Gesundheitsförderung auch einen Zusammenhang zwischen Bildung und Gesundheit und schließt Bildung als wesentliche Ressource für Gesundheit sowohl im Kindesalter als auch in späteren Lebensphasen ein.

Das Spiel als generationenübergreifende Methode kann den Prozess der Gesundheitsbildung bei Jung und Alt positiv beeinflussen. Dem Spiel kommt sowohl im Kindesalter als auch in späteren Lebensphasen eine wichtige Bedeutung zu – Bildungsprozesse werden angeregt und persönliche wie auch soziale Kompetenzen gefördert. Das Zusammentreffen von Jung und Alt in einer Spielform, die beide Generationen anspricht, soll über die Generationsschranken hinweg anregen, gemeinsam aktiv zu sein und Zeit miteinander zu verbringen.

Das Generationenspiel „Gemeinsam gesund“ wurde als methodisches Material zur Umsetzung der Sächsischen Gesundheitsziele „Gesund aufwachsen“ und „Aktives Altern“ konzipiert und verfolgt das Anliegen, in spielerischer, interaktiver Form die Themen Gesundheitsförderung und Generationendialog zu verbinden.

Es ist als konkretes Angebot für Kitas und Einrichtungen der Seniorenarbeit gedacht, die das Miteinander der Generationen praktisch und alltagsnah umsetzen wollen. Vorschulkinder und Senioren treten gemeinsam zu den Themen Bewegung, Ernährung, Sinneswahrnehmung und Gedächtnis in Aktion. Die miteinander verbrachte Zeit und das Lernen voneinander stehen dabei im Mittelpunkt und werden zum eigentlichen Gewinn des Spiels. Das Generationenspiel kann sowohl von Kitas, Vereinen, Verbänden und Institutionen der Seniorenarbeit wie auch von anderen interessierten Einrichtungen nach terminlicher Rücksprache und Abgabe des Ausleihformulars von der Geschäftsstelle der Sächsischen Landesvereinigung für Gesundheitsförderung ausgeliehen werden.

*Protokollführung: Eileen Reichelt*

## 3.8 SCHAFFENSKRAFT UND KREATIVITÄT

### 3.8.1 FORUM H: Alter SCHÖPFERISCH leben

#### H1: Im Alter schöpferisch sein

*Moderation: Monika Bauer, Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit (EAfA)*

In Leipzig, der langjährigen Wirkungsstätte von Johann Sebastian Bach, und am Beispiel seiner Kunst der Fuge wird dieser Forenblock zeigen, dass Wissen, Erfahrung, Experimentierfreude und Neugierde die Grundlage von Kreativität im Alter sind.

*Am Rednerpult und am Flügel:*

*Prof. Dr. Andreas Kruse, Direktor des Instituts für Gerontologie, Universität Heidelberg*

#### H2: Schöpferisch bleiben bis zum Lebensende

*Moderation: Gabriele Trull, AG Evangelische Krankenhaus-Hilfe e.V. (EKH);*

*Elisabeth Heinecke, Evangelisches Seniorenwerk*

Auch wenn der Tod für jedes Lebewesen unabänderlich ist, verdrängen wir gern den Gedanken an die eigene Endlichkeit. Mit dem Bild eines Koffers für die letzte Reise werden Anregungen gegeben, sich bewusst auf diese letzte Lebensstrecke vorzubereiten und sie kreativ sowie im christlichen Sinne schöpferisch zu gestalten.

*Heinz-Peter Rüffin, Dipl.-Pädagoge, Geschäftsführer der Eduard-Bay-Stiftung, Montabaur, Vorsitzender Hospizverein Westerwald*

#### H3: Schöpferischer Umgang mit dem eigenen Alter

*Moderation: Ulla Lessmann, freie Journalistin für Hörfunk (WDR) und Print, Schriftstellerin und Moderatorin, Köln*

*Referentin:*

*Dr. Carolin Kollwe, wissenschaftliche Projektleiterin der Ausstellung „FaltenReich“, GRASSI Museum für Völkerkunde zu Leipzig, Staatliche Ethnographische Sammlungen Sachsen*

#### *Podiumsgespräch über Einblicke in die Ausstellung „FaltenReich – Vom Älterwerden in der Welt“ mit:*

- Dr. Hans-Jürgen Fischbeck, Kommunität Grimmnitz e.V., Joachimsthal
- Anne Rosel Förster, Magdeburg, ehem. geschäftsführende pädagogische Leiterin Roncalli Haus e.V.
- Hans Stapperfenne, Brandenburg a. d. Havel, Pastor i.R., Evangelisches Seniorenwerk, Projekt „BrotZEIT“
- Roswitha Verhülsdonk, Ehrenvorsitzende der BAGSO

*Verantwortlich: Bundesforum Katholische Seniorenarbeit (BfKS); Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit (EAfA)*

In guter ökumenischer Zusammenarbeit haben acht weitere BAGSO-Verbände mitgewirkt: Evangelisches Seniorenwerk e.V. (ESW), Katholische Bundesarbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung (KBE), Kolpingwerk Deutschland, Seniorenvereinigung CJD, Katholische Arbeitnehmerbewegung (KAB), Misereor-Initiative „Einfach anders altern“, AG Evangelische Krankenhaus-Hilfe (EKH), Deutscher Evangelischer Frauenbund e.V.

## H1: Im Alter schöpferisch sein

*Der Vortrag von Prof. Andreas Kruse stand unter der Überschrift:*

### Grenzsituationen und schöpferische Kräfte in den letzten Jahren des Lebens – eine biografische Sicht auf das Werk von Johann Sebastian Bach

Beeindruckend war das musikalische Spiel von Prof. Andreas Kruse am Flügel in Kombination mit einem sehr authentischen Vortrag. Der Gerontologe Kruse zeigte sich zudem als exzellenter Kenner der Musik, der nicht nur fachlich, sondern auch persönlich überzeugte und mit seinem Vortrag seine eigenen Überzeugungen als Christ nicht verbarg.

Prof. Andreas Kruse verdeutlichte an Johann Sebastian Bachs „Kunst der Fuge“, dass Menschen auch dann, wenn sie körperlich geschwächt sind, einen starken seelisch-geistigen Antrieb zeigen können, der sich nicht selten in dem Verlangen ausdrückt, in den letzten Wochen oder Monaten des Lebens persönlich bedeutsame Vorhaben und Aufgaben abzuschließen und damit kreative Potenziale zu verwirklichen.

### Potenzialität und Perfektibilität

Die „Kunst der Fuge“, ein aus vierzehn Fugen und vier Kanons bestehendes Werk, wird von den Musikwissenschaftlern übereinstimmend als ein Hauptwerk von Johann Sebastian Bach und als Ausdruck höchster Experimentierfreude, Komplexität und Kreativität eingestuft. Die Arbeiten an der Fertigstellung der „Kunst der Fuge“ erstreckten sich zwar über die letzten sieben Lebensjahre Bachs. Doch ist davon auszugehen, dass er – trotz des fast vollständigen Verlusts seines Augenlichts – dieses Werk erst kurz vor seinem Tode abgeschlossen



Foto: Dieter Grundmann

Monika Bauer bedankt sich herzlich bei Prof. Andreas Kruse für seinen eindrucksvollen Vortrag.

und gerade im letzten Lebensjahr umfassende Erweiterungen an diesem Werk vorgenommen hat. Prof. Kruse verdeutlichte, wie Bach hierbei Kompositionstechniken, die er bereits früher verwendete, im Alter aufgegriffen und weiterentwickelt hat.

Kruse belegte dieses Vorgehen mit den Begriffen „Potenzialität“ (eine Idee, die das Leben durchzieht, wird immer intensiver) und „Perfektibilität“ (sie wird immer weiter vervollkommen).

### Göttliche Ordnung

Die „Idee“, die das Leben Johann Sebastian Bachs durchzieht, und sich in seiner Musik widerspiegelt, ist es, die „Göttliche Ordnung“ aufscheinen zu lassen. Der Referent stellte dar, wie der christliche Glaube für Johann Sebastian Bach und sein Werk, für sein schöpferisches Handeln und seine Kreativität von essenzieller Bedeutung war. Dazu erzählte Kruse sehr anschaulich aus der Biografie Bachs und ergänzte dies immer wieder durch sein Klavierspiel.

Das Leben Bachs war von schweren Lebenssituationen gezeichnet. Bereits früh hat er extreme Verluste erlebt, mit zehn Jahren wurde er Vollwaise. Sehr früh zeigte sich allerdings auch seine Begabung, wie sein schöpferisches Handeln und er begann zu Komponieren. Im hohen Alter begann er, mit seinen Werken experimentell zu arbeiten. Seine letzte Lebensphase war durch Begrenzungen geprägt: erblindet, an Diabetes und einer Nervenentzündung leidend, lebte er zurückgezogen und körperlich extrem geschwächt.

### Die Ordnung des Lebens und die Ordnung des Todes

Johann Sebastian Bach war von der Theologie Martin Luthers geprägt. Der Gedanke „mitten im Leben sind wir vom Tod umfungen“ und seine Umkehr „mitten im Tode sind wir vom Leben umfungen“ prägten ihn entscheidend.

Diese beiden Aspekte seien, so Prof. Kruse, entscheidend für die Interpretation des Bachschen Werkes. Es ging Bach in seinem Werk stets darum, diese beiden „Ordnungen“ – die Ordnung des Lebens und die Ordnung des Todes – miteinander zu verbinden. Früh damit im Leben zu beginnen, war aber nicht nur zentrales Motiv für J.S. Bach, sondern ist auch entscheidend für das Alter.

Zur Verdeutlichung spielte Kruse aus Bachs „Concerto Italiano“. Ein heiterer, freudiger Charakter als Ausdruck extremer Lebensfreude (erster und dritter Satz) verbindet sich im Wechsel zwischen Dur und Moll mit einem Verweis auf und mit einem Erinnern an die Endlichkeit im zweiten Satz.

Eindrücklich vermittelte Prof. Kruse die „Botschaft“ Bachs – und die Teilnehmerinnen und Teilnehmer spürten, dass es Kruses ureigene, tiefe Überzeugung ist: die essenzielle Aufgabe des Lebens besteht darin, die Ordnung des Lebens mit der Ordnung des Todes in Einklang zu bringen: „Den Tod im Leben groß zu machen, ohne darüber depressiv zu werden.“

Als weiteren „Beleg“ für seine These spielte Prof. Kruse eine „Chaconne“, einen leichten, natürlichen Tanz – ein weiteres bedeutsames Werk neben der „Kunst der Fuge“.

Biografischer Hintergrund aus dem Leben Bachs: Bei der Rückkehr von einer Konzertreise erfuhr Bach vom Tode seiner ersten Frau Maria Barbara Bach, mit der zusammen er sieben Kinder hatte, von denen allerdings nur vier überlebt haben. Ein Jahr später heiratete Bach seine zweite Frau Anna Magdalena Bach. Kruse deutete den tänzerischen und gleichzeitig extrem melancholischen Charakter dieses Stückes so, dass Bach den Tod seiner ersten Frau nie verwunden habe. Gleichzeitig spricht Bach in seiner Komposition das „Göttliche“ an (durch die Verwendung der sogenannten „Achsentonart“) und zeigt schöpferische Kraft in einer Phase tiefer Trauer.

### Entwicklungspotenzial in Grenzsituationen

Zum Schluss seiner Ausführungen ging Prof. Kruse auf das Entwicklungspotenzial in Grenzsituationen ein, ebenfalls eine Herausforderung des Alters, die er am Beispiel Bachs illustrierte.

Das Entwicklungspotenzial in Grenzsituationen wird besonders anschaulich vom Heidelberger Philosophen Karl Jaspers (1932) beschrieben. Er charakterisiert Grenzsituationen als Grundsituationen der menschlichen Existenz. Sie sind nicht zu verändern, sondern erfordern die Veränderung des Menschen. In Grenzsituationen kann ein Moment der Bestimmung durchscheinen.

Auch hier wieder der Beleg durch die Musik Bachs: Innerhalb der „Kunst der Fuge“, der insgesamt vierzehn Variationen über das ursprüngliche Thema, ist der letzte Satz unvollendet geblieben. Hier ist das Thema kaum noch zu hören und vermittelt den Eindruck, Bach habe sich in sich selbst zurückgezogen, verschwinde in sich selbst.

Bach komponierte hier seinen eigenen Namen B-A-C-H zum Thema und führt ihn über einen Triller – quasi als Vorbereitung auf eine „besondere Nachricht“ – in die „Göttliche Tonart“ über. In bemerkenswerter Weise verstand es Prof. Kruse, diese „Botschaft“ Bachs zu deuten. Entgegen der gängigen Interpretation, Bach sei über der Komposition gestorben, deutete Prof. Kruse das abrupte Ende der 14. Fuge als bewusste Absicht Bachs, mit der er sich „vor seinen Schöpfer“ hinstellt. Er gebe zu erkennen, dass er sich selbst in das Göttliche



aufgehen sehe, und weise zugleich darauf hin, dass alles Leben fragmentarisch ist und – außer in Gott – nie vollendet sein könne.

Zum Abschluss intonierte Prof. Kruse am Flügel den Lieblingschoral Johann Sebastian Bachs „Jesus bleibet meine Freude“. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren emotional und existenziell berührt, was sich in lang anhaltendem Applaus ausdrückte.

Der eindrückliche Appell dieses ersten Forumsteils, die Ordnung des Lebens und die Ordnung des Todes miteinander zu verbinden, schaffte beste Voraussetzungen für den anschließenden zweiten Block.

## H2: Schöpferisch bleiben bis zum Lebensende

**Gabriele Trull** von der AG Evangelische Krankenhaus-Hilfe (EKH) begrüßte die Teilnehmenden, den Referenten Heinz-Peter Rüffin und die Tanzgruppe des Dachverbandes Altenkultur (Leipzig) unter der Leitung von Mascha Kaufmann. Die Tanzgruppe eröffnete das Forum mit einer Tanzvorführung und stimmte damit auf das Thema ein. Begleitet von meditativer Musik wurden tänzerisch Dinge in einen „Koffer für die letzte Lebensreise“ gepackt.

Anschließend entwickelte Heinz-Peter Rüffin das Thema der Vorbereitung auf die letzte Lebensphase mithilfe zweier Zitate:

1. „Endlich leben, um endlich zu leben.“  
(aus privater Einladung)
2. „Lass mich nicht Hörer sein des Wortes, sondern Täter sein.“  
(aus dem Gotteslob)

Nun waren die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Forums selbst gefragt. Es bildeten sich neun Gruppen, die Plakate mit dem Bild eines aufgeklappten leeren Koffers erhielten. Anhand dieses Bildes befassten sich die Gruppen mit



Foto: Dieter Grundmann

Im Foyer des Congress Centers wurde mit einem Plakat gut sichtbar zum Forum H eingeladen.

der Frage: „Wie bereite ich mich auf die letzte Lebenssituation vor? Was packe ich in diesen leeren Koffer?“

Der Moderator **Heinz-Peter Rüffin** wies darauf hin, dass der Tod für die Anwesenden „noch keine Wirklichkeit, aber reale Möglichkeit“ sei, und verwies hierbei auf die Arbeit der Hospizbewegung. Unter diesem Fokus stand der Austausch der Ergebnisse der Gruppenarbeit.

*Folgendes wurde von den Gruppen auf den Plakaten schriftlich festgehalten:*

### Gruppe 1

- Interessante Gespräche in der Gruppe, dabei „Koffer gepackt“
- Eingepackt: Gesangbuch, Flöte, Piccolo zur Begrüßung „drüben“, Weihnachtspyramide, deutschen Baum, Brot und Wein

### Gruppe 2

- Eher materialistische Betrachtungsweise
- Wichtige Fragen:
  - Was wird mit unserem Besitz?
  - Wohin können wir ihn geben? Wie bereiten wir das vor?
  - Pflegebedürftigkeit, rechtzeitige Regelung, Aktualisierung der Verfügungen
  - Vorbereitung der eigenen Beerdigung, Vorauszahlungen, ggf. auf Treuhandkonto, Verbraucherberatung befragen

### Gruppe 3

- Kofferpacken ist auch durch Angehörige oder Freunde möglich
- Schilderung von Beispielen aus dem eigenen Umfeld

### Gruppe 4

- Diskussion über die Gewichtung von Rationalität und Emotionalität – Schwergewicht wird auf Letzterer gesehen
- Naturerlebnisse / Tanz / Musik sind wichtig
- „Klangerlebnisse“
- „Versöhnung zum Schluss“ und erste Schritte dazu seitens des Davongehenden
- Respektierung von Berührungen

### Gruppe 5

- Was ist genau gemeint? Packen für die Zeit davor, während der Zeit oder danach?
  - Eine Mischung ist vermutlich richtig
  - Nähe, Musik, Bach – Choräle
  - Holzkreuz, bunte Bibel
  - Beistand durch Handhalten
  - Erinnerungen, z. B. durch Tagebücher
  - Abschied in engem Kontakt
  - Schmuck dabei, weil sonst auch immer getragen

### Gruppe 6

- Vernünftige Bestattung
- Psalmen, Choräle
- Bilder
- Irischer Segen
- Licht / Helligkeit.
- Neugier: Was passiert wie und wann?
- Gelegenheit zum Abschied

### Gruppe 7

- Unentschieden, ob man nichts oder viel mitnimmt
- Strickzeug
- Musik, gelernte Lieder
- Fotos
- Warme Decke
- Welche Erinnerungen lasse ich zurück
- Telefon
- Schmerzfreiheit
- Familienprobleme gelöst

### Gruppe 8

- Diskussion eher emotional geführt
- Computer
- „Familienring“
- Lesebuch
- Rosenkranz
- Sanfter Übergang in Begleitung (wie erreiche ich den?)
- Wo kann in dieser Phase Politik helfen?

### Gruppe 9

- Diskussion über die Frage: „Was nehme ich mit, was ist entbehrlich?“
- Dinge geordnet hinterlassen
- Wie können wir als Begleiter schöpferisch im Sinne des Sterbenden sein?

Zusammenfassend betonte Heinz-Peter Rüffin, dass im Mittelpunkt der letzten Lebensphase der sterbende Mensch steht, wobei nicht nur seine körperliche, sondern auch seine soziale Situation von wesentlicher Bedeutung ist. Auch seelische Fragen und die Reflexion des eigenen Lebens sind wichtig.

*Zum Abschluss wurden Fragen aus dem Kreis der Teilnehmenden aufgegriffen und folgende Aspekte thematisiert:*

- Der Sterbende ist nicht mehr der, der er war, aber er ist der, der er jetzt ist.
- Jenseits der verbalen Ebene sind Berührungen sehr hilfreich.
- Politik sollte grundsätzlich nichts machen außer der Schaffung von guten Rahmenbedingungen.
- Hinweis auf Hospizausbildung
- Der „sanfte“ Übergang durch entsprechende Begleitung ist wichtig, vor allem zur Bewältigung von Angst.

**Elisabeth Heinecke** vom Evangelischen Seniorenwerk e.V. (ESW) beendete das Forum mit einem Dank an die Teilnehmerinnen und Teilnehmer.

Beeindruckend in diesem zweiten Teil des Forums H, das sich mit dem schwierigen Thema „Sterben“ befasste, war die Bereitschaft zur Offenheit und zum persönlichen Gespräch in den Kleingruppen und der eindrucksvolle Austausch im Plenum, das fachkundig und gesprächsbereit war. Dem Moderator Heinz-Peter Rüffin gelang es, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer zur Gruppenbildung und zum Gespräch zu motivieren. Die positive Atmosphäre wird vielleicht am besten durch die Worte einer Teilnehmerin beschrieben, die sinngemäß sagte: Es liegt hier im Forum, schon durch den ökumenischen Gottesdienst und den Vortrag von Prof. Kruse etwas in der Luft – das macht es leicht, sich mit dem Thema Sterben zu befassen.

### H3: Schöpferischer Umgang mit dem eigenen Alter

*Die Veranstaltung wurde moderiert von Ulla Lessmann, freie Journalistin für Hörfunk (WDR), Print, Schriftstellerin und Moderatorin, Köln.  
Inhaltliche Impulse gab die Kuratorin der Ausstellung  
„FaltenReich – Vom Älterwerden in der Welt“, Dr. Carolin Kollewe.*

*Am Podiumsgespräch nahmen teil:*

- Dr. Hans-Jürgen Fischbeck, Kommunität Grimmnitz e.V., Joachimsthal
- Anne Rosel Förster, Magdeburg,  
ehem. geschäftsführende pädagogische Leiterin Roncalli Haus e.V.
- Hans Stapperfenne, Brandenburg a. d. Havel, Pastor i.R.,  
Evangelisches Seniorenwerk, Projekt „BrotZEIT“
- Roswitha Verhülsdonk, Ehrenvorsitzende der BAGSO

Im Anschluss an die Veranstaltung hatten die Teilnehmenden die Möglichkeit, mit einem Shuttle-Bus zum GRASSI Museum zu fahren und von der Kuratorin durch die Ausstellung „FaltenReich – Vom Älterwerden in der Welt“ geführt zu werden.

#### **Erster Impuls: „Respekt“**

Der 60. Geburtstag gilt in China als „Langlebigkeitsgeburtstag“. Deshalb schenken die Söhne ihren Vätern einen „Langlebigkeitssarg“. **Dr. Carolin Kollewe** präsentierte ein Prachtexemplar aus der Ausstellung. Mit diesem Geschenk verbindet sich der Wunsch, dass der Sarg noch lange nicht benötigt wird, und das Versprechen, den Vater über seinen Tod hinaus zu respektieren.

Der Vergleich mit anderen Kulturen sollen in dieser Ausstellung und in der Veranstaltung zum Nachdenken anregen: Wie wurde und wie wird z. B. das vierte Gebot – „Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren“ – das sich in der Bibel an die erwachsenen Kinder richtet, im Alltag umgesetzt? Knigge empfahl 1788, dass die Jüngeren die Älteren und die Älteren die Jüngeren respektvoll behandeln.

*Notizen aus dem Podiumsgespräch:*

**Roswitha Verhülsdonk:** Ich hatte als Politikerin Respekt vor den Menschen – und ich habe Respekt erfahren als Person, nicht als Mitglied der Politikerkaste.

**Hans Stapperfenne:** Als Pastor bin ich zu Respekt verpflichtet. Respekt wurde früher eingefordert. Brauchen wir heute neue Regeln oder färbt das Vorbild ab?

**Anne Rosel Förster:** Wie wichtig Regeln für das Miteinander sind, die auch das Anderssein tolerieren, habe ich als Sonderschulpädagogin in der DDR und als pädagogische Leiterin des Roncalli Hauses erfahren.

### **Zweiter Impuls: „Engagement und Spielräume“**

#### **Neue Rollen für Großmütter**

Wunschomas und Wunschgroßmütter unterstützen z. B. in Leipzig und in Bottrop junge Familien. Eine Frau in Südafrika versorgt mit ihrer kleinen Rente vier Enkelkinder, nachdem die Eltern an Aids gestorben sind. 60 % der Aidswaisen leben bei den Großeltern.

*Notizen aus dem Podiumsgespräch:*

**Roswitha Verhülsdonk:** Ich muss mir Freiräume schaffen für die Enkelkinder. Für mein Engagement bekomme ich viel zurück. Vor vierzig Jahren habe ich mit morgendlichen Turnübungen begonnen und ich verlasse nie das Haus, ohne geübt zu haben. Körper, Geist und Seele müssen beteiligt sein.

**Hans Stapperfenne:** Ich engagiere mich mit „Brotzeit“ für „Brot für die Welt“. Dafür habe ich neuen Mutmachgeschichten geschrieben. Ich erhole mich bei Holzarbeiten im Keller.

**Dr. Hans-Jürgen Fischbeck:** Die Kommunität ist gelebter Spielraum. Wir verwirklichen in unserem Umfeld die Vision einer anderen Wirtschaft mit einer „Zeitbank“ und lokalem Geld.

**Anne Rosel Förster:** Beim Übergang in den Ruhestand ist ein Loch entstanden. Jetzt arbeite ich als Krankenhausseelsorgerin und in einem Weiterbildungswerk, das ich gegründet habe. Ich habe mir vorgenommen, Klavier spielen zu lernen.

### **Dritter Impuls: „Familienbande“**

Andere Kulturen opfern den Ahnen. Das „Wissen über Geschichte“ wird von den Alten für die Zukunft weitergegeben.

*Notizen aus dem Podiumsgespräch:*

**Dr. Hans-Jürgen Fischbeck:** Ich bin in Tansania geboren und zur Schule gegangen. Die älteren Menschen in Tansania wissen, dass das Leben der Eltern über das eigene Leben hinausragt.

**Roswitha Verhülsdonk:** Geprägt haben mich die Erfahrung und mutige Haltung des Schwiegervaters, der 1934 von den Nazis gefangen genommen wurde – und weißhaarig und ohne Zähne zurückkam.

Zum Abschluss lud die Moderatorin **Ulla Lessmann** das Publikum ein, sich mit Fragen und Statements zu beteiligen. Ein Beitrag verwies auf den Anfang des Tages: Kreative Ideen sind bis ins hohe Alter zu verwirklichen. Beispiel: Ein 87-Jähriger hatte in Bayreuth die Idee für ein neues Projekt: Christen schaffen Wohnraum.

*Protokollführung: H1/ H2/ H3: Birgit Altmeyer, Monika Bauer und Elisabeth Heinecke*

► **Zusammenfassende Ergebnisse:**

Es ist zu wünschen, dass

1. ... immer mehr Unternehmen und Betriebe, Kommunen und Kirchen das Erfahrungswissen und die innovative Schaffenskraft der älteren Mitarbeitenden entdecken und neu schätzen lernen und Wege zur Beteiligung – auch mit Einschränkungen und Grenzen – ermöglichen.
2. ... die vielen selbst organisierten kulturellen Aktivitäten erforscht und für eine künftige Altersbildung genutzt werden. Die Entwicklung neuer altersspezifischer Bildungsangebote soll gefördert werden.
3. ... in Kommunen und Kirchen das Verständnis und die Unterstützung wachsen für dieses kreative Engagement wachsen und mehr Handlungsfreiräume gewährt werden.
4. ... die Vorbereitung auf das eigene Lebensende und ein selbstbestimmtes Gestalten der letzten Lebensstrecke Kräfte freisetzt für das Leben.
5. ... Kirche und Gesellschaft mehr hospizliche Räume anbieten, in denen Menschen individuell sterben können und ihre Menschenwürde gewahrt bleibt.

Im Leben kommt es vom Anfang bis zum Ende darauf an, die Ordnung des Lebens und die Ordnung des Todes in Einklang zu bringen und das eigene Lebensthema zu finden und zu verwirklichen.

## 3.8.2 Biografiearbeit mit älteren Menschen

*Verantwortlich: Kolpingwerk Deutschland*

*Referenten: Waltraud und Werner Stricker*

Ziel dieses Workshops war es, die Methode der Biografiearbeit vorzustellen und Möglichkeiten ihres Einsatzes in der Seniorenarbeit bzw. in der generationenübergreifenden Arbeit zu diskutieren. Es sollte dazu angeregt werden, Schätze der Erinnerung zu heben und sie als Kraftquelle zu nutzen. Das vorgestellte Projekt entstand im Arbeitskreis „Lebensgestaltung über 50“ des Kolpingwerkes Diözesanverband Augsburg.

### 1. Biografie und Biografiearbeit

Biografie bezeichnet die Lebensgeschichte einer Person. Vom Wortstamm aus dem Griechischen bedeutet „bios“ Leben und „graphein“ schreiben. Eine Biografie ist kein Abbild der Wirklichkeit. Lebensberichte werden aus unterschiedlichen Quellen gespeist:

- Erinnerungen an persönlich Erlebtes,
- Übernahme von Erzählungen anderer,
- Verbindung zu allgemeinen Zeitbildern,
- persönliche Interessen, Werte, Einstellungen.

Der eigentliche Sinn der Biografiearbeit besteht darin, den älteren Menschen über die Begegnung mit ihrer Geschichte ein neues Verständnis für die Gegenwart zu ermöglichen und Perspektiven für die Zukunft zu eröffnen.

- „Im Alter wacht die Kindheit auf.“ – Das Langzeitgedächtnis wird besser.
- „Wurzeln und wachsen“ – Woher komme ich und wie geht es weiter?
- „Erzählen braucht die Resonanz des Zuhörers.“
- Gefühle müssen erahnt und verstanden werden.
- Dreiklang von „Erinnern – Erleben – Erwarten“ – Erinnern mit Bezug auf die heutigen Herausforderungen und den Zukunftsträumen Raum geben.
- Bedeutung der Sehnsucht für unser Leben.

In der Umsetzung der Biografiearbeit tauchen oft folgende Schwierigkeiten auf:

- laufendes Wiederholen der Erzählungen,
- geringe Selbst-Wertschätzung,
- mangelnde Erzählkultur,
- Angst, etwas von seinem Innenleben preiszugeben.

## 2. Methoden der Biografiearbeit

Der Einsatz der Biografiearbeit in der Seniorenarbeit setzt geistig aktive Menschen voraus, die ein Interesse an der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft haben. Es bieten sich Erzählrunden oder Erzählcafés an:

- zu bestimmten Themen (z. B. Ereignisse im Lebenslauf, Feste im Jahreskreis), anhand von Fotos aus dem eigenen Leben, mithilfe eines Gegenstandes (Ring, Spielzeug) oder einer Zeitleiste, durch Berichte oder Erzählungen und in Verbindung mit Gedächtnistraining.

Besonders reizvoll ist die Biografiearbeit in generationenübergreifenden Zusammenhängen, um Jung und Alt oder auch mittlere und ältere Generationen anhand bestimmter Gesprächsanlässe zusammenzubringen. Das können sein:

- Erzählrunden und Gedankenaustausch zu bestimmten Themen (Schule früher und heute, Feste im Jahreskreis, Spiele früher und heute); lebensgeschichtliches Erzählen zwischen Enkeln und Großeltern; Kinder-/Jugend-/Seniorenparty; Modenschau „Früher – Heute“ und Lebensstationen.

Auch in einem Pflegeheim kann mit dieser Methode gearbeitet werden:

- Bilder aus der Kindheit und Jugend betrachten
- Gegenstände erfassen und begreifen lassen
- Übergangsobjekte (Stofftier, Puppe, Schmusedecke)
- Aktivierung des Geruchsinns (Weihnachtsplätzchen)
- Lieder aus der Jugendzeit singen
- Gedichte aus der Kindheit vorlesen
- Spiele aus der Jugendzeit spielen
- Einbeziehen in Alltagssituationen (Kuchen backen)

## 3. Praktische Anregungen für den Einstieg

Es wurden Arbeitsblätter zu den folgenden Themen vorgestellt:

Wohnen, Küche, Hausarbeit, Einkaufen, Essen, Versorgung, Schule, Weihnachten, Ostern, Spiele, Freizeit, Wasser und Hygiene.

Folgende Impulsfragen sind möglich:

- Wie hat diese Erfahrung Sie in Ihrem Leben geprägt?
- Was möchten Sie den Jugendlichen mitgeben, Ihnen wünschen?

Auf einer DVD sind Fotos zu den einzelnen Themenbereichen aus verschiedenen Zeitabschnitten gesammelt, die als Gesprächsanlässe in der Arbeit genutzt werden.

Seitens der Teilnehmenden wurde die Methode als sehr geeignet bewertet, sowohl mit Senioren als auch generationenübergreifend zu bestimmten Themen zu arbeiten.

*Protokollführung: Waltraud und Werner Stricker*

## 3.8.3 Dialog – Die kreative Kommunikation

*Verantwortlich: Projektbüro „Dialog der Generationen“*

*Moderation: Volker Amrhein, Projektbüro „Dialog der Generationen“, Berlin*

*Mitwirkende: Dr. Martina Hartkemeyer, Adolf Reichwein-Gesellschaft, Osnabrück*

Generationenprojekte scheitern nicht selten daran, dass die Akteure einander nicht verstehen oder in ihrer Kommunikation auf Hindernisse stoßen, die sie nicht ohne Hilfe meistern können. Ziel des Workshops war es daher, gemeinsam über die Grundlagen eines gelingenden Dialogs nachzudenken und diese miteinander zu erproben. Nach einer kurzen Begrüßung durch Volker Amrhein eröffnete die Referentin Dr. Martina Hartkemeyer die Veranstaltung

zunächst mit einem Input-Referat über die theoretischen Grundlagen des Dialogs. Anschließend traten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer über die von der Referentin vorgestellten Dialogprinzipien selbst in einen Dialog.

Häufig scheiterte ein Dialog daran, so Dr. Hartkemeyer, dass „die eigene Meinung mit allen Mitteln verteidigt“ wird und „Argumente wie Waffen gesammelt werden, während man sich selbst hinter einer Verteidigungsmauer verschanzt“. Der *Dialog* werde dann mit einer *Diskussion* verwechselt, bei der es in der Regel lediglich darum gehe, seine eigene Meinung durchzusetzen, d. h. seinen Diskussionspartner zu überzeugen. Im Gegensatz dazu gehe es beim Dialog vielmehr darum, „ein besseres Verständnis des zugrunde liegenden Konfliktes“ zu entwickeln, indem man seinem Dialogpartner aufrichtig zuhört und gleichzeitig seine eigenen „Gefühle, Bedürfnisse und inneren Muster“ reflektiert. Kurz: Beim Diskutieren fokussieren wir ein bestimmtes Ziel und verengen dabei unseren Blick; in einem aufrichtigen Dialog weiten wir ihn und erzielen damit einen „Gewinn“ für alle.

Die Tradition des Dialog-Konzeptes entscheidend mitgeprägt hat u. a. der Quantenphysiker David Bohm. Er begreift den Dialog als „beständiges Hinterfragen von Prozessen, Sicherheiten und Strukturen, die menschlichen Gedanken und Handlungen zugrunde liegen“. Darin liege die Hoffnung, so Dr. Hartkemeyer, „sich durch das Erkennen und Bewusstmachen von Strukturen und festgefahrenen Handlungsmustern neue Handlungsmöglichkeiten zu erschließen, mehr Freiheit zur Gestaltung von Kommunikationsprozessen zu erwerben und durch größere Bewusstheit der subjektiven Wahrnehmung weniger in Bewertungsautomatismen gefangen zu bleiben.“

Im Rahmen des Dialogprojektes ([www.dialogprojekt.de](http://www.dialogprojekt.de)) haben Dr. Hartkemeyer und ihre Kollegen „Kernfähigkeiten des Dialogs“ erarbeitet und auf zentrale Begriffe reduziert. Zu diesen Begriffen wurden anschließend von dem Künstler und Bildhauer Werner Ratering Bilder gestaltet, die zwangsläufig dessen Assoziationen implizieren, gleichzeitig den Betrachter aber auch zu eigenen Gedanken inspirieren sollen. Wie breit das Assoziationsspektrum mitunter ausfallen kann, konnte der zweite Teil des Workshops eindrucksvoll demonst-

rieren. Ergänzend zu den Bildern formulierte Dr. Hartkemeyer Fragen zu jeder Kernkompetenz, die zu einem regen Austausch ermunterten:

- *Suspendieren*: Wie kann es sich auswirken, wenn ich meine Meinung bewusst „suspendiere“?
- *Haltung eines Lernenden*: Wie beeinflusst eine interessierte, lernende Haltung mein Verhalten?
- *Beobachterin beobachten*: Was kann es für mich bewirken, wenn ich meine innere „Beobachterin beobachte“?
- *Von Herzen sprechen*: Was heißt es für mich, „von Herzen zu sprechen“?
- *Generatives Zuhören*: Wie kann ich durch „Zuhören“ im Dialog Neues generieren?
- *Verlangsamung*: Kann ich in der „Verlangsamung“ eine Chance für mich erkennen?
- *Erkunden*: Wie kann ich im Dialog eine „erkundende Haltung“ entwickeln?
- *Radikaler Respekt*: Was stelle ich mir unter einer Haltung des „radikalen Respekts“ vor?
- *Offenheit*: Was bedeutet für mich „Offenheit“ im Dialog?
- *Produktives Plädieren*: Was bedeutet für mich „produktives Plädieren“?

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer setzten sich teilweise sachlich-objektiv mit den Begriffen, Bildern und Fragen auseinander, in der Regel berichteten sie jedoch von ganz persönlichen Begebenheiten und Erfahrungen im Zusammenhang mit dem Dialog der Generationen. An den Reaktionen der Workshopbesucher wurde deutlich, dass diese zum Teil selbst von der Offenheit, dem „Sich-in-die-Karten-schauen-Lassen“ und – damit verbunden – dem großen Vertrauen, das sie sich gegenseitig entgegenbrachten, überrascht waren. Nicht zuletzt durch die Gespräche, die viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer auch im Anschluss an den Workshop noch miteinander führten, liegt die Vermutung nahe, dass der Besuch der Veranstaltung und die hier gesammelten Erfahrungen einen nachhaltigen Effekt haben werden.

*Protokollführung: Claudia Kuttner*

### 3.8.4 „Was ich dir noch sagen wollte – was ich dich noch fragen wollte“

*Verantwortlich: Dachverband Altenkultur e.V. – Geschäftsstelle Leipzig*

*Moderation: Roswitha Scholz*

Eine szenische Lesung zum bundesweiten Schreibaufwurf für Jung und Alt, begleitet von Musik und Tanz, gedacht als Gesprächsangebot über die Generationen hinweg

„Was ich dir noch sagen wollte – was ich dich noch fragen wollte“ gestaltete sich im wahrsten Sinne als Dialog zwischen den Generationen.

75 Gäste besuchten die Veranstaltung, ein Drittel hatte das 25. Lebensjahr noch nicht erreicht. Einige von ihnen hatten sich selbst am bundesweiten Schreibaufwurf beteiligt, so eine Gruppe von Altenpflegeschülerinnen und -schüler aus Leipzig. Dieser Personenkreis verfolgte mit besonderem Interesse die Lesung ausgewählter Autorenbeiträge aus dem gesamten Bundesgebiet, das Ganze wurde abgerundet durch Musik und Tanz.

Insgesamt wirkten 27 Akteure an der Präsentation mit, auch hier über alle Lebensalter hinweg.

Den Auftakt bildete **Maschas Ballett**, eine Gruppe des Dachverbandes Altenkultur, dessen Mitglieder etwa 850 Jahre auf die Bühne bringen, rund sechs Jahrzehnte die Jüngsten, mehr als acht die Ältesten.

**Gertraud Dörschel** aus der Gruppe schreibender Seniorinnen Leipzig erinnerte sich in „Träumerei“ an ihre Kindheit in Hinterpommern.

**Christa Bloch** von den „Jahresringen“ Berlin blickte mit ihrem Text „Auf dem Knochenplatz oder der adoptierte Vater“ auf eine Zeit zurück, die zur schlimmsten im vergangenen Jahrhundert gehört.

Eine bewegende „Zwiesprache mit einem Hundertjährigen“ ist der Chemnitzerin **Heidi Huß** gelungen, lange nach dem Tod des Vaters sucht sie das Gespräch mit ihm, trifft dabei aber auch immer wieder auf sich selbst.

Der Leipziger Maler **Johannes Burkhardt** wählte die strenge Form des Sonettes auf der Suche nach den eigenen Wurzeln.

Ein Tango von Maschas Ballett führte ins Heute.



Foto: Marie-Luise Marchand

Kreativität drückte sich hier in der tänzerischen Darbietung aus.

„Second life“ titelte **Johannes Burkhardt** einen Text, der sich mit den Gefahren von Werteverlusten beschäftigt.

Der 13-jährige **Ole Muth** aus dem Brandenburgischen mahnte Sensibilität im Umgang miteinander und Aufmerksamkeit füreinander im familiären Zusammenleben an – „Die Flammen sind los“.



Die Gedichte des Grafikers **Dirk Stammwitz** „angebot“ und „ein kind...“ sind ein Ja ans Leben auch unter Umständen existenzieller Bedrohung und subjektiver Gefährdung durch Krankheit.

Die Leipzigerin **Hildegard Hofmann** ließ in ihrem Text „Deutsch-Sowjetische Freundschaft“ eine Zeit lebendig werden, in der sie Lehrerin war und zu leben versuchte, was in vielen Losungen als Herzenssache ausgewiesen wurde. Diese Erinnerungen hinterließen vor allem bei den jungen Zuhörerinnen und Zuhörern einen nachhaltigen Eindruck.

**Heinz Pantzier** aus Templin gehörte lange Jahre der Norddeutschen Philharmonie an, gleichzeitig ist er seit Jahrzehnten ein gefragter Autor, vor allem im Niederdeutschen. Er brachte Gedichte und Gedanken zum Leben zu Gehör, die zu eigenem Tun auffordern. Ganz gleich, ob der 83-Jährige zur Flöte oder einem anderen Musikinstrument greift, ob er Texte übersetzt, Verse findet und passende Noten dazu, immer gelingt es ihm, andere mitzunehmen. Die Gespräche nach seinem kleinen Konzert mit literarischem Hintergrund bewiesen es auch dieses Mal.

Zu den eindrucksvollsten Beiträgen des Schreibauftrufes zählte **Katja Genedls** Geschichte „Das verlorene Gedächtnis“. Die junge Frau aus Wurzen, Studentin der Sozialpädagogik, schreibt über Mathilde, die in einem Heim lebt und Briefe verfasst, Briefe an irgendwen. Doch irgendwann gehen ihr auch die Buchstaben verloren...

**Doris Scherer** aus dem Schwarzwald setzte sich mit den Problemen auseinander, die entstehen können, wenn ein alter Mensch nicht mehr allein leben kann und die Familie sich nicht in der Lage sieht, ihn bei sich aufzunehmen. In fiktiven Monologen äußern Tochter und Mutter in der Nacht vor der Heimunterbringung ihre Gedanken, wägen ab, entfernen sich von einander, nähern sich einander wieder an.

Den Abschluss der Veranstaltung bildete Maschas Ballett mit einem Karate-Tanz, einer temperamentvollen Kampfansage an das Alter.

*Protokollführung: Roswitha Scholz*

## 3.9 ÄLTERE ALS VERBRAUCHERINNEN UND VERBRAUCHER

### 3.9.1 Ältere/Altersbilder in den Medien – Rock 'n' Roll im Rollstuhl?!

#### Erfahrungsaustausch für Macher von Senioren-Publikationen

*Verantwortlich: Deutsche Seniorenpresse Arbeitsgemeinschaft e. V. (dsp)*

*Mitwirkende: Andreas Reidl, Bundesvorsitzender dsp;*

*Birgit Nößler und Friedlies Reschke*

Nach drei kurzen Einführungsvorträgen von **Andreas Reidl**, **Friedlies Reschke** und **Birgit Nößler** wurde über die Darstellung von Altersbildern in den Medien, über die Themen, die älteren Leserinnen und Leser erreichen, und über die handwerkliche Gestaltung von „Senioren-Medien“ diskutiert.

Das Wichtigste zuerst: Ohne neue Altersbilder in den Medien wird sich wohl nichts ändern. Und noch eine Nachricht: Ein positives Bild vom Altwerden ist gut für uns selbst, denn es verlängert unser eigenes Leben, denn eine positive Einstellung zum Altern verlängert das Leben im Durchschnitt um siebeneinhalb Jahre. Diese Aussage stammt von Wissenschaftlern der Yale University. Der Einfluss des positiven Denkens sei sogar stärker als die Auswirkungen regelmäßigen Sports oder der Verzicht auf Tabakkonsum, schrieben die Forscher im „Journal of Personality and Social Psychology“. Es macht also viel aus, wie wir über das Alter berichten. Ein differenziertes Altersbild war den teilnehmenden Medienmachern wichtig, aber auch, dass vermehrt positive Altersbilder und Altersthemen über die Medien transportiert werden.

Woran liegt es, dass wir, wenn wir über 60- und 70-Jährige schreiben, immer Bilder von 90-Jährigen im Kopf haben? „Mit 67 sind wir zu alt zum Arbeiten“, so zumindest hat es die Plakataktion der Gewerkschaften postuliert. Es geht nicht darum, ob die Aussage des Plakates richtig oder falsch ist. Es geht um die Bilder, die mit dieser Aussage verbunden sind. Und es geht um die Frage, ob

die 65- oder 67-Jährigen so gesehen werden wollen, nämlich als verbraucht, als nicht mehr arbeitsfähig und als zu schwach, um noch Leistung zu erbringen. Ja, da ist es wieder, dieses Vorurteil: Die Alten gehören zum alten Eisen. Schlimme Bilder und noch dazu realitätsfern. So wollen weder die Alten von heute, noch die von morgen – WIR – gesehen werden, so das Ergebnis der Diskussion.

Dann schon lieber so: Mit 67 fit genug für eine „Sex-Szene“ auf der Treppe. Genau diese Szene bescherte der grandiosen Schauspielerin Christiane Hörbiger im Jahr 2006 die BILD-Titelschlagzeile „Sex-Szene im TV mit 67!“ Diese beiden Pole illustrieren die mediale Darstellung der Altersbilder, davon waren die Teilnehmerinnen und Teilnehmer überzeugt. **Friedlies Reschke** beschrieb typische Gegensatzpaare:

arm – reich,  
alt und krank – gesund und fit,  
pflegebedürftig – reisend,  
arbeitend – im Ruhestand,  
junge Eltern – Ur-Großeltern.  
Ihre Erkenntnis: Es gibt kein einheitliches Altersbild.

Altersbilder entstehen durch Bilder, Sprache und durch Erleben. Die Älteren in den redaktionellen Beiträgen kommen nicht ganz so gut weg. Hier dominiert tendenziell immer noch das Schreckgespenst Alter: *Rentnerschwemme, Krieg der Generationen, Überalterung, Deutschland auf dem Weg zum Greisenland, 90-jähriger Geisterfahrer verursacht Unfall*. Diese und ähnliche Schlagzeilen sind weitaus öfter zu lesen als Beiträge, welche die Chancen des demografischen Wandels oder die Potenziale des Alters preisen. Die Effekte der negativen Seite des Alters sind für die Journalisten und Verleger scheinbar positiv. Leider entspricht diese tendenziell negative Berichterstattung nicht den Wünschen der Leser, sie wollen „alles“. Alle Themen sind gemeint. Es geht um: Kindergeld und Pflegezusatz-Versicherung, Kauf und Vererben von Immobilien, Sport und Reisen, Essen und Trinken, Online – Offline, Partnerschaft und Berdigung, Gesundheit und Wellness, Regionales und Globales.

In der Werbung ist dies angekommen. Immer mehr Unternehmen setzen Models mit Falten und grauen Haaren ein. Egal ob ADAC, Fruchtzwerge, Allianz, Doppelherz, Fielmann, Nivea, Dove, die Postbank oder die Quelle Versicherung – alle wollen die ältere Generation als Kunden gewinnen. Das Bild der Älteren in den Werbespots setzt mittlerweile öfter das um, wovon viele schon lange sprechen: die Kompetenzen und nicht die Defizite des Alters zeigen.

Zum Schluss zeigte **Birgit Nößler** noch wie in Berlin in einzelnen Zeitschriften, Magazinen die Themen zielgruppengerecht umgesetzt werden. Im Rahmen der Diskussion ging es um Altersbilder im Sinne von Fotoaufnahmen ebenso wie um Fotorechte, die richtige Wortwahl, die Produktion von Printmedien und die Refinanzierung. Anhand von plakativen und gut gewählten Beispielen aus dem Berliner Raum, ergänzt um Beispiele der Teilnehmerinnen und Teilnehmer wurden die Themen ausführlich diskutiert.

*Das Ergebnis des Workshops lässt sich wie folgt zusammenfassen:*

Das Altersbild ist wesentlich differenzierter und heterogener. Einzelne Beispiele und Geschichten über Lebensleistungen Älterer helfen dabei, die vielen Facetten bewusst zu machen. Aber dies ist bei weitem nicht ausreichend, um einen grundlegenden Wandel herbeizuführen. Fest stand für die Teilnehmenden: Altersbilder und Altersklischees entstehen in den Köpfen. Sie werden in jungen Jahren geprägt vom Zusammenleben der Generationen, davon, wie Kinder Ältere erleben, die Großmutter, den Großvater, die Lehrerin, den Lehrer und andere „Alte“, die einen Eindruck bei ihnen hinterlassen.

Es geht nicht darum, unsere durch den demografischen Wandel geprägte Situation schönzureden. Es geht um die Frage des WIE in der Berichterstattung und Diskussion. Vor allem aber geht es darum zu begreifen, dass Alter wesentlich mehr positive Effekte hat, als heute dargestellt werden oder erkannt sind. Es geht darum zu begreifen, dass unsere Zukunft zu einem nicht unerheblichen Teil von Älteren bestimmt wird, das Alter – so wie es das Gros der Bevölkerung erleben darf und wird – eine Bereicherung für alle Generationen ist.

*Protokollführung: Andreas Reidl*

### 3.9.2 Senioren als Wirtschaftsmacht – kritisch und anspruchsvoll

*Verantwortlich: Liberale Senioren – Bundesverband*

*Moderation: Nora Jordan-Weinberg, Liberale Senioren*

*Mitwirkende: Klaus Büniger, Staatssekretär a. D.;*

*Dr. H. Werner Kammann, Unterabteilungsleiter „Ältere Menschen“ im BMFSFJ;*

*Prof. Dr. Claudius A. Schmitz, FH Gelsenkirchen, Unternehmensberater*

Nora Jordan-Weinberg eröffnete den Workshop mit einem kurzen Hinweis auf den schnellen Wandel der Gebrauchstechnik, der zu Problemen bei der Bedienung von Automaten, beim Lesen von Gebrauchsanweisungen und bei der mühsamen Bedienung einzelner Geräte führt.

Dr. Werner Kammann erläuterte den Stellenwert der Seniorenwirtschaft für das BMFSFJ: „Warum befasst sich das Ministerium mit Fragen der Seniorenwirtschaft?“ Bekannt ist, dass das Ministerium die demografische Entwicklung beobachtet und mit entsprechenden Untersuchungen begleitet. Unter der Regie des Ministeriums wird z. Zt. der 6. Altenbericht mit dem Themenschwerpunkt „Altersbilder in der Gesellschaft“ erstellt. Aus den Ergebnissen ergibt sich ein neues Bild vom Alter, das einen großen Einfluss auf das Konsumverhalten der Senioren hat und haben wird. Der Mensch fühlt sich heute ca. zehn Jahre jünger, als er ist, was sich in Konsumgewohnheiten, Fitness und Gesundheitszustand niederschlägt.

Das Ministerium sieht seine Aufgabe darin, dafür zu sorgen, dass diese Erkenntnisse in Maßnahmen und Produktherstellung einfließen. Wenn wir heute Produkte und Dienstleistungen voranbringen, die allen Generationen nutzen und gefallen, haben wir die Chance auch international Standards zu setzen.

Klaus Büniger begann mit einem Zitat der Bundeskanzlerin: „Ältere Menschen stehen in der Mitte der Gesellschaft. Je mehr ältere Menschen sich aktiv einbringen, desto besser für die Gesellschaft.“

Viele Seniorinnen und Senioren übernehmen neue Verantwortungsbereiche (Kirche, Sport, Familie, Ehrenamt, Politik etc.).

Gleichzeitig treten bei vielen älteren Menschen Probleme auf, die gelöst werden müssen, Fragen der Gesundheit, des Wohnens, der Mobilität und Betreuung.

Auf diesen Sachverhalt hat sich die Wirtschaft einzustellen. Im Begleittext zu diesem Workshop heißt es: „Wer die Älteren als Zielgruppe vernachlässigt, überlässt anderen den Erfolg.“ „Wo bleiben die attraktiven Angebote?“ wird an gleicher Stelle gefragt. Auf diese Frage gab Klaus Büniger eine allgemeine Antwort, die sich auf Erkenntnisse von Franz Böhm, Ludwig Erhardt, Walter Eucken und vielen anderen herausragenden Wirtschaftswissenschaftler stützt.

„Märkte, die durch wettbewerbliche Strukturen gekennzeichnet sind, sind in hohem Maße effizient und flexibel. Wettbewerb sorgt nicht nur für kostengünstige Produkte, sondern auch für Innovation und schließlich für wirtschaftliche Dynamik, für Beschäftigung und Wohlstand. Markt und Wettbewerb schaffen die attraktiven Angebote.“

Es gibt natürlich Ausnahmen, wo der Markt nicht so funktioniert, wie wir es uns wünschen. Diese Situation haben wir im öffentlichen Bereich, wo es keinen Wettbewerb gibt, z. B. im Infrastrukturbereich barrierefreie Gestaltung von Wegen, Treppen und Zugängen oder im Gesundheitsbereich. Hier bedarf es bestimmter Regeln, die vor allem ältere Menschen vor Übervorteilung schützen.

Prof. Dr. Claudius Schmitz bestätigte die Feststellungen seiner Vorredner. Die Konzeption der Produkte wird dieser Erkenntnis nicht gerecht, weil das Design von etwa 30- bis 35-Jährigen entwickelt wird, die aus Karrieregründen vorhandene Produkte erweitern, ergänzen und mit immer mehr Hightech ausstatten, sodass sie damit für alle Nutzerinnen und Nutzer in der Anwendung komplizierter werden. Es werden Geräte fort- und weiterentwickelt, die der Einzelne nur zu etwa 30 % bis 40 % nutzt. Hier muss die Wirtschaft reagieren.

Seiner Ansicht nach ist festzustellen, dass in der industrialisierten Welt etwa alle 50 Jahre eine grundlegende Änderung eintritt. So hatten wir die erste und zweite Industrierevolution, dann die Technik- und Kommunikations-Ära, nun stehen wir vor dem Gesundheits- und Wellness-Zeitalter. Produkte aus den Bereichen Dienstleistungen, Gesundheit und Wellness werden in den Industrienationen den Schwerpunkt bilden.

Der neue Begriff heißt: LOHAS (Lifestyle of Health and Sustainability).

Neue Werte, neues Bewusstsein, die Bedürfnisse der Menschen richten sich nach innen, eine Umkehr der Lebensweise nach Selbsterkenntnis, nach Stressfreiheit und Entschleunigung, Gesundheit, Nachhaltigkeit und Beständigkeit. Dies alles mündet in eine Nachfrage von wirtschaftlich, gesundheitlich und ökonomisch sinnvollen Produkten und Dienstleistungen.

Die Workshopbesucherinnen und -besucher diskutierten heftig über Gebrauchsanweisungen, Automaten und Kundendienst. An der Entwicklung neuer Produkte waren die Teilnehmenden zunächst nicht sonderlich interessiert. Erst nach den Ausführungen von Prof. Schmitz wurde auch darüber diskutiert.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Seniorinnen und Senioren kritische Konsumenten mit besonderen Wünschen sind. Technische Geräte sollen einfach zu bedienen sein, Dienstleistungen müssen auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten sein (z. B. Einstieg mit Koffer in einen ICE). Mit der demografischen Entwicklung nimmt auch der Trend „Geiz ist geil“ ab. Der ältere Mensch sucht nach Qualität. Ein Kleidungsstück sollte mehrere Jahre halten. Das gilt auch für die meisten Rentnerinnen und Rentner, die wenig Geld haben. „Ich bin zu arm, um billig zu kaufen,“ haben unsere Großeltern schon gesagt. Ferner ist der Trend zu spüren, wieder Freude beim Einkaufen zu erleben.

In diesem Zusammenhang kommt der Begriff Wellness (Wohlbefinden, Spaß und eine gute körperliche Verfassung) zum Tragen. Dies gilt aber nicht nur für die ältere Generation. Es wird wieder mehr Wert auf die Präsentation von

Dienstleistungen gelegt. Es war einmal früher „in“, Lebensmittel in den Kartons für den Verkauf zu belassen. Da waren die Produkte billiger. Das findet man heute weniger, die Präsentation ist wichtiger geworden.

Aus der Diskussion war zu entnehmen, dass der Kontakt der Produzenten zu den Seniorinnen und Senioren verbessert werden muss. Es liegt an jedem Einzelnen, passende und leicht zu bedienende Produkte zu verlangen, kritisch zu sein und die Hersteller anzuschreiben, damit die überhaupt merken, welche Probleme die Älteren mit dem Produkt haben. Das gilt auch für Lebensmittel, für Verpackungen, für Wohnbauplanung, für Läden und Geschäfte, Bahnhöfe usw. Wir dürfen nicht alles hinnehmen, was man uns vorsetzt. Hier sind auch die Seniorenorganisationen gefordert.

*Protokollführung: Andreas Sachtleben*

### 3.9.3 „60 na und? – Wer fragt, gewinnt!“

*Verantwortlich: Verbraucherzentrale Sachsen*

*Moderation: Monika Möstl, Leiterin des Beratungszentrums Leipzig*

*Die Veranstaltung wurde als offener Workshop gestaltet, der den Besucherinnen und Besuchern die Möglichkeit gab, während der Veranstaltung den Teil zu nutzen, der für sie von besonderem Interesse war.*

*Mitwirkende waren: Monika Möstl, Karin Gründel und Eberhard Burmann von der Verbraucherzentrale Sachsen und Claudia Sammler, Rechtsanwältin und Fachanwältin für Sozialrecht, Leipzig.*

Zu Beginn gab es den „Tatort Telefon“, in dem fast jeder schon einmal mitgespielt hat. Das Telefon klingelt, ahnungslos wird der Hörer abgenommen – und kurze Zeit später hat man einen Vertrag über Lottospielen, einen anderen Telefonan-

bieter oder eine Reise in der Tasche – oder im Ohr. Das will niemand und die wenigsten wissen, wie man sich dagegen wehren kann. Auf Nachfragen aus dem Publikum konnten wir auf Gesetzesänderungen bei unerwünschten Anrufen, auf das gesetzlich zustehende Widerrufsrecht bei Fernabsatzverträgen verweisen und den Rat geben, avisierte Gewinne nicht unbedingt ernst zu nehmen.

Vorsicht ist bei Kaffeefahrten geboten. Auch hier wird viel versprochen – vom schönen Ausflug in herrliche Gegenden Deutschlands, die „Landung“ erfolgt in einer abgelegenen Gaststätte und es gibt weder das avisierte leckere Mittagessen noch einen Präsentkorb zum Mitnehmen. Völlig überteuert sind die in einer aufdringlichen Art zum Kauf angebotenen Waren. Kauft man keine Waren, kann es schon passieren, dass die Rückfahrt nach Hause ausfällt.

„Wenn die Kröten flöten gehen“ – das ist in Zeiten der Finanzkrise nicht nur so daher gesagt. Immer wieder lautet die bange Frage: „Ist mein Geld noch sicher?“ Dabei spielt es eine große Rolle, wie jeder sein Geld angelegt hat – sicher auf dem Sparbuch bei der Bank, in Bundesobligationen oder, in der Hoffnung, doch mehr daraus zu machen, in Aktien und Fonds.

Angst ums Geld oder auch die Nutzung des Kontos durch Fremde bewog die Besucher bei der Frage – „bar oder Karte?“ So wird noch immer die Auffassung vertreten, dass eine erteilte Berechtigung zum Einzug einer Forderung per Lastschrift ungehinderten Zugang zum eigenen Konto bietet. Es darf der Berechtigte jedoch nur den geschuldeten Betrag vom Konto des anderen holen. Sollte allerdings ein unrechtmäßiger Geldeinzug vorliegen, kann der Kontoinhaber bis spätestens sechs Wochen nach Quartalsabschluss bei seiner Bank widersprechen. Der Betrag wird dann zurückgebucht. Bei gewissenhaften Kontrollen des Kontos ist eine unbefugte Nutzung nahezu ausgeschlossen.

Fast jeder hat eine Versicherung, in die er viel Geld steckt und manchmal wenig oder gar nichts herausbekommt. Auch für Seniorinnen und Senioren ist es wichtig zu wissen, welche Versicherungen unbedingt notwendig und welche eigentlich überflüssig sind. Der Finanzexperte **Eberhard Burmann** wies darauf hin, dass die Privat-Haftpflichtversicherung die wichtigste Versicherung ist,

die jeder haben sollte. Eine Hausratversicherung ist sinnvoll, eine Lebens- oder Unfallversicherung nicht mehr notwendig. Eine Versicherung sollte immer ein existenzbedrohendes Risiko absichern, kleine Risiken müssen nicht versichert werden. Die Verbraucherzentrale bietet Hilfe mit einem umfassenden Versicherungs-Check an. Hierbei wird geprüft, welche Versicherung gegebenenfalls nicht notwendig oder auch zu teuer ist und gekündigt werden kann.

Bei Auslandsreisen sollte unbedingt über einen Auslands-Krankenschutz nachgedacht werden, sofern dieser nicht schon vorliegt. Schwierigkeiten können beim Abschluss einer Versicherung entstehen, da nicht jeder Versicherer Neuverträge mit Älteren abschließt.

„Hoffentlich passiert mir nichts und ich bin auf die Hilfe und Unterstützung anderer angewiesen“, so denken viele. Aber dennoch kann jeder in eine Situation gelangen, in der er nicht mehr selbst über sich und sein Leben bestimmen kann. Rechtsanwältin **Claudia Sammler** wies auf die Bedeutung einer Patientenverfügung hin und stellte den Unterschied zur Betreuungs- und Vorsorgevollmacht dar. Mit einer Patientenverfügung setzen Patienten ihr Selbstbestimmungsrecht um. Von großem Interesse war die Frage: „Muss sich der Arzt daran halten?“ Wichtig ist, dass man seinen Willen mit eigenen Worten schriftlich formuliert. Gerade die neue gesetzliche Regelung verlangt, dass diese Festlegungen eine Auseinandersetzung mit der aktuellen Lebens- und Behandlungssituation erkennen lassen. Eine Patientenverfügung sollte jährlich bestätigt werden, denn grundsätzlich gilt für den Arzt der in einer solchen Verfügung geäußerte Wille. Sie muss aber nicht notariell beglaubigt werden.

Die Besucherinnen und Besucher des Workshops erhielten einen Gutschein der Verbraucherzentrale Sachsen, der sie zur Inanspruchnahme einer Beratung in allen Beratungseinrichtungen in Sachsen berechtigt.

*Protokollführung: Cornelia Böttcher*

### 3.9.4 Auf neuen Pfaden unterwegs in Europa

*Verantwortlich: BAGSO-Kontaktstelle Brüssel/Arbeit und Leben NRW*

*Mitwirkende: Elke Tippelmann, BAGSO; Jürgen Lange, Arbeit und Leben NRW; Marion Birkemeier, Nationale Agentur Bildung für Europa beim BiBB*

Europäische (Austausch-)Projekte von Senioren und für sie standen im Zentrum dieses Workshops. Diskutiert wurden Perspektiven für die Projektarbeit im Kontext europäischer Förderprogramme.

Dreiviertel der Senioren in Europa möchte nach der Pensionierung freiwillig aktiv werden. Nach einem aktuellen Flash Eurobarometer steht dieser Wunsch an erster Stelle bei der Lebensplanung der Älteren. Das schon seit Jahren virulente Thema Europäische Freiwilligendienste (für Senioren) gewinne dadurch enorm an Dynamik, so **Elke Tippelmann** (BAGSO) in ihrem einleitenden Vortrag zur europäischen Engagementpolitik für Ältere.

**Marion Birkemeier** von der Nationalen Agentur Bildung für Europa stellte die Möglichkeiten der Beteiligung älterer Menschen am EU-Programm „Lebenslanges Lernen“ vor und konzentrierte sich dabei auf die neuen GRUNDTVIG-Workshops und Senior Volunteering Projects (SVP). Diese neuen Aktionen wurden als „niedrigschwellige Einsteigerformen“ europäischer Zusammenarbeit eingeführt und verstehen sich als Antwort auf neuen Bildungsherausforderungen, die durch die Alterung der Bevölkerung entstehen.

Die Ermöglichung der Teilnahme von Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen als benachteiligt gelten – ausdrückliches Ziel der neuen Initiative für den europäischen Freiwilligendienst für Menschen ab 50 Jahren – stand auch im Zentrum des aus EU-Mitteln geförderten Projektes TRAMP (Transnational Mobility of older People – working in teamwork projects in crafts), das **Jürgen Lange** (Arbeit und Leben NRW) vorstellte. Handwerkliche und intergenerationale Arbeitsansätze im Rahmen eines deutsch-tschechisch-französischen Austauschprojektes waren der Schlüssel zur Überwindung kultureller und sprachlicher Barrieren der Teilnehmer.

#### ...die Grenzen überschreiten und Generationen verbinden

Erfahrene EU-Netzwerker riefen die Workshopteilnehmerinnen und -teilnehmer zur spontanen gemeinsamen Planung von Austauschprojekten auf, die Grenzen überschreiten und Generationen verbinden. Schwerpunktthemen waren:

- Generationen lernen von- und miteinander –  
**Iris Marreel** (Projektbüro „Dialog der Generationen“)
- Umwelt und Gesundheit –  
**Doris Wagner** (NaturFreunde Deutschlands e.V.)
- Alter und Kultur –  
**Almuth Fricke** (Institut für Bildung und Kultur, Remscheid)
- Sport und Bewegung –  
**Bärbel Schöttler** (Deutscher Turner-Bund)
- Senioren und neue Technologien –  
**Ger Tielen** (DEMIN-NL)

Die Ideenpalette der Teilnehmenden reichte von neuen Engagementformen im Kulturtourismus, gemeinsamen kulturellen Aktivitäten wie der Neugestaltung von Klostergärten in fremden Ländern, über Zeitzeugenarbeit und handwerkliche Aktivitäten von Jung und Alt in Schulen sowie neuen Aktionsformen, die Sport, Entspannung und Gesundheit verbinden, bis hin zum Austausch von Ideen zur Nutzung neuer Technologien – z. B. für sozial benachteiligte Seniorinnen und Senioren oder ältere Menschen in Pflegeeinrichtungen.

*Protokollführung: Elke Tippelmann*

## 3.10 ERLEBNIS INTERNET

### 3.10.1 Internet erleben – Erfahrungsaustausch gesucht

*Verantwortlich: BAGSO Service GmbH*

*Mitwirkende: Guido Steinke, Bettina Kloppig, BAGSO Service GmbH;  
Nina Reining, Kompetenzzentrum Technik-Diversity-Chancengleichheit;  
Jutta Croll, Stiftung Digitale Chancen*

Der Workshop informierte über Beteiligungsmöglichkeiten und Angebote für Multiplikatorinnen und Multiplikatoren im Rahmen der im Mai 2009 vom Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie (BMWi) gestarteten Initiative „Internet erfahren – gemeinsam durchs Netz“. Ihr Ziel ist es, den Menschen, die bisher wenige Berührungspunkte mit digitalen Angeboten haben, den Nutzen des Internets für ihr Leben zu zeigen – anknüpfend an Alltagssituationen.

Grundgedanke der Initiative ist, dass Menschen aus dem persönlichen Umfeld von Internetneulingen die wichtigste Hilfe beim Einstieg ins Internet sind. Diese Vorgehensweise wird auch von der ebenfalls vorgestellten Studie über die Wahrnehmung der Internetnutzung in Deutschland gestützt. Ein Ergebnis der durchgeführten Umfrage ist, dass Nichtnutzer aller Altersgruppen die Unterstützung durch Freunde, Familie oder Bekannte wählen würden, erst an zweiter Stelle liegt bei Befragten 50+ ein Internetkursbesuch.

*Internet erfahren* arbeitet deshalb mit Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartnern, die im Kontakt mit Internetneulingen stehen, nutzt bestehende und initiiert neue Netzwerke. Dazu gehören haupt- und ehrenamtliche Mitarbeitende aus Organisationen, Verbänden, Kommunen und Unternehmen ebenso wie einzelne Nutzerinnen und Nutzer, die bereits über Erfahrungen und Kompetenzen im Umgang mit dem Internet verfügen und diese weitergeben möchten.

Web 2.0-Angebote sind Bestandteil der Initiativen-Programme. Vorgestellt wurden der Weblog eines bereits aktiven Paten und die auf der SenNova freigeschaltete Web 2.0-Anwendung *www.alle.de*.

Der Bericht über einen kurz zuvor durchgeführten Kurs der Stiftung Digitale Chancen für ältere blinde und sehbehinderte Menschen in Zusammenarbeit mit dem „Deutschen Verein der Blinden und Sehbehinderten in Studium und Beruf“ (DVBS) wurde von einem anwesenden Workshopteilnehmer ergänzt.

Die Teilnehmenden berichteten von ihren Aktivitäten zur Förderung der kompetenten Nutzung von PC und Internet. Dazu gehörten lokale Initiativen engagierter Freiwilliger ebenso wie langjährige Programme von BAGSO-Verbänden.

Unter dem Aspekt der Nachhaltigkeit nahmen die Programm-Partner als Hausaufgabe mit, einen Katalog zu erstellen, der die Anforderungen eines Modellprojektes erfüllt. Basis dafür werden die Ergebnisse der verschiedenen Pilotprojekte sein. Als wertvoll in diesem Zusammenhang wurde eine mögliche Liste von organisatorischen Hilfen angesehen, die im Rahmen der Initiative erstellt werden kann.

Zusammenfassend zeigte sich bei den Diskussionen, dass eine Vernetzung vor allem auf lokaler Ebene essentiell für die erfolgreiche Umsetzung der Anliegen der Initiative ist.

*Protokollführung: Bettina Kloppig*

### 3.10.2 Intergenerationelles Lernen: Alt und Jung im Dialog

*Verantwortlich: Virtuelles und reales Lern- und Kompetenz-Netzwerk älterer Erwachsener (ViLE) e.V.*

*Mitwirkende: Hanna Müller, Brigitte Duong, ViLE e.V.;*

*Markus Marquard, KOJALA und ZAWiW der Universität Ulm*

Der Verein „Virtuelles und reales Lern- und Kompetenz-Netzwerk älterer Erwachsener“ (ViLE e.V.) führt gemeinsam mit dem Modellprojekt „Ulmer Lernnetzwerk KOJALA“ und dem Zentrum für Allgemeine Wissenschaftliche Weiterbildung (ZAWiW) der Universität Ulm Alt und Jung zusammen und ermöglicht neue Lernerfahrungen über die Generationen hinweg. Dabei werden nicht nur real neue Wege des gemeinsamen Lernens von Jung und Alt entwickelt, sondern auch neue virtuelle Lernformen erprobt und prozessbegleitend evaluiert. Unter intergenerationellem Lernen werden hier Lernprozesse verstanden, bei denen Jung und Alt voneinander, miteinander und übereinander lernen. Neben der Sach- und Fachebene spielen dabei Praxis und Handlungsorientierung ebenso wie die Beziehung zwischen den Generationen eine besondere Rolle. Alt und Jung können dabei ihre unterschiedlichen Perspektiven und Wissensressourcen einbringen.

Jüngere profitieren im Besonderen von der Praxis und Lebenserfahrung älterer Menschen, während Älteren oft spezielles Fachwissen nähergebracht wird und sie mit neuen Perspektiven und Denkweisen konfrontiert werden. Alt und Jung können auf diese Art und Weise voneinander profitieren. Die Lernarrangements und unterschiedlichen Themenschwerpunkte sind im Ulmer Lernnetzwerk KOJALA besonders weit gefasst.

Inhaltlich geht es um die Bereiche Natur und Technik, Lebens- und Berufsorientierung sowie Soziales, Geschichte und Kultur. In der Kooperation mit dem Verein ViLE kommt den virtuellen Lernprojekten eine besondere Bedeutung zu. Hier wird erprobt, inwieweit erfolgreich Formen des intergenerationellen Lernens auf den Erfahrungs- und Begegnungsraum Internet übertragen werden können. Neben der internetbasierten Kompetenzbörse von KOJALA sind

die virtuellen Lernprojekte gemeinsam mit ViLE eine besonders gute Möglichkeit, generationenübergreifendes Lernen im Internet zu erproben.

Vorgestellt wurden zwei virtuelle Lernprojekte: „Lesen kann Spaß machen“ und „Globalisierung und Nachhaltigkeit“.

#### Virtuelles Lernprojekt

##### „Lesen kann Spaß machen – besonders mit Lesepatinnen und Lesepaten“

Über ein halbes Jahr (2007/2008) wurden Schülerinnen und Schüler einer 9. Hauptschulklasse in Mannheim von Lesepatinnen und –paten aus ganz Deutschland betreut. Im Rahmen dieses virtuellen Lernprojektes wurden neue Elemente intergenerationellen Lernens erprobt: Neben der Vermittlung vielfältiger Kompetenzen – auch für die anstehende Hauptschulabschlussprüfung – wurde vor allem die Freude am Lesen und am Austausch mit Älteren auf eine neue und besondere Art geweckt. Die Schüler suchten sich ihre Bücher selbst aus – so entstand eine bunte und vielfältige Buchliste – und die Lesepaten wählten aus dieser Liste ein Buch und somit auch den Schüler.

Der erste Kontakt entstand über die internetbasierte Kompetenzbörse von KOJALA. Die Lesepaten und die Schüler präsentierten sich über ihre Visitenkarte, sodass sie schnell einen Überblick über die Teilnehmenden des Projektes bekamen. In der eigens eingerichteten Arbeitsgruppe bei KOJALA konnte man nicht nur die anderen Teilnehmenden, sondern auch einige Materialien und Arbeitsaufträge als erste Hilfestellung für das Bearbeiten der Bücher finden. Auch der geplante Verlauf des Projektes und die einzelnen „Meilensteine“ waren schnell zu finden. Die Schülerinnen und Schüler erhielten von ihren Paten Impulse und diskutierten über verschiedene Aspekte des selbst gewählten Buches. Aber es ging nicht immer nur um das Buch: Auch über Hobbys und Persönliches wurde gesprochen. Einige wenige Schüler nutzten zudem die Möglichkeit, sich über KOJALA auf den Visitenkarten bei den anderen Lesepaten umzusehen, und stellten vereinzelt weitere Kontakte her. Im Laufe des Projektes sammelten die Schülerinnen und Schüler alle Informationen, Mate-



rialien und E-Mails und fassten die wichtigsten Papiere in einem Portfolio zusammen. Die Paten unterstützten sie auch bei konkreten Aufgabenstellungen, wie z. B. sich in die Rolle von Buchfiguren hineinzusetzen, das Buch um weitere Kapitel zu ergänzen oder Briefwechsel zwischen verschiedenen Figuren aus den Büchern zu erfinden. Ziel war die intensive Auseinandersetzung mit dem Buchinhalt und dabei waren Fantasie und Kreativität keine Grenzen gesetzt. Die Deutschlehrerin animierte nicht nur die Schülerinnen und Schüler, sondern gab auch den Lesepaten hilfreiche Tipps und Anregungen, was sich als wichtig herausstellte.

Nicht alle Schüler waren mit dem gleichen Interesse und Engagement dabei. Auch die Bereitschaft, sich auf die Auseinandersetzung mit den Lesepaten einzulassen, war verschieden stark ausgeprägt. Um Motivation aufzubauen bzw. aufrechtzuerhalten, war der enge Kontakt zwischen den Lesepaten und der Projektbegleitung von großer Bedeutung. Die Lehrerin stand bei Problemen und Fragen bezüglich einzelner Schüler stets als Ansprechpartnerin zu Verfügung.

Ein regionales Treffen der Paten aus dem Raum Ulm im Oktober 2007 diente der gegenseitigen Information und ermöglichte einen Erfahrungsaustausch zwischen den Paten und der Projektbegleitung.

Bei der Vorbereitung der Schülerinnen und Schüler auf ein reales Treffen in Mannheim (22 Schüler und 12 Paten), um ihre Arbeit zum Abschluss des Projekts zu präsentieren, wuchsen viele Schülerinnen und Schüler über sich selbst hinaus. Über „flashmeeting“ wurden weitere Lesepaten aus verschiedenen Orten (Ulm, Senden und Frankfurt) per Online-Konferenz eingebunden. Das war für die Jugendlichen eine spannende Erfahrung. Nach einer ersten Vorstellungsrunde präsentierten drei Schülerinnen ihr Leseprojekt im Plenum. Danach stellten die restlichen Schüler ihre Buchprojekte in Kleingruppen vor. Präsentiert wurde mittels Wandzeitungen, Plakaten, Powerpoint Präsentationen, Portfoliomappen, Skizzen, Zeichnungen usw.. Im Anschluss bewerteten die Kleingruppen gemeinsam die einzelnen Präsentationen und kamen dabei intensiv ins Gespräch.

Die besondere Begeisterung und Motivation, die aus einem solchen Projekt entstehen kann; waren sowohl bei den Jugendlichen als auch bei den anwesenden Lesepaten deutlich zu spüren. Die Deutschlehrerin bemerkte bei einigen Jugendlichen ein starkes Engagement über deren sonstige Leistungen hinaus. Das Projekt kann als großer Erfolg betrachtet werden, denn viele Schüler erklärten, dass der Austausch und die Arbeit mit den Lesepaten hilfreich, interessant und spannend gewesen seien. Ebenso berichteten die Lesepaten, dass ihnen dieses Projekt viel Spaß gemacht habe. Einige betonten, dass sie bisher mit Hauptschülerinnen und Hauptschülern keinen Kontakt hatten und dankbar sind, einen neuen Einblick gewonnen zu haben.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass im Rahmen des virtuellen Leseprojektes den Schülern deutlich wurde, dass Lesen wirklich Spaß machen kann und dass es sehr motivierend und gewinnbringend ist, sich über das Gelesene mit anderen Menschen auszutauschen. Auch die Nutzung der neuen Medien hat sich bewährt. In einigen Fällen wurde auf das Telefon zurückgegriffen, um gute Beziehungen zwischen Jung und Alt aufzubauen, ein Großteil der Kommunikation lief aber über E-Mail, um das Besprochene auch für die Portfoliomappen der Schüler zu dokumentieren.

Berichtet werden konnte inzwischen über ein zweites virtuelles Leseprojekt zu dem preisgekrönten Jugendroman „Kalte Zeiten“. Gemeinsam diskutierten und arbeiteten Jugendliche einer 9. Klasse der Elly-Heuss-Realschule mit Senioren über die Internetplattform KOJALA. Begleitet wurde das Projekt auch von dem Autor Werner Toporski. Während in dem ersten Projekt die Buchauswahl zu Einzelpatenschaften führte, war es hier eher das jeweilige Interesse an einer Romanfigur, an einer Fragestellung oder einem bestimmten Kapitel. Durch ein ErzählCafé und andere reale Veranstaltungen wurden weitere Begegnungsanlässe geschaffen. Auch dieses Projekt konnte bei allen Beteiligten überzeugen und stärkte die Lern- und Lesemotivation der Realschüler nachhaltig.

### Virtuelles Lernprojekt Globalisierung und Nachhaltigkeit für Jung und Alt

Im Wintersemester 2008/2009 führte das ZAWiW eine Vorlesungsreihe per Videokonferenz zum Thema „Globalisierung und Nachhaltigkeit“ in Kooperation mit den Universitäten Bremen, Hildesheim, Mainz und Oldenburg durch. In drei hochkarätigen Vorlesungen wurden die Themen „Globalisierung, Weltfinanzsystem, Artenvielfalt und ökologischer Fußabdruck“ behandelt. Begleitend dazu fand ein virtuelles Alt-Jung-Projekt vom Ulmer Lernnetzwerk KOJALA in Kooperation mit dem ViLE-Netzwerk und den beteiligten Universitäten statt.

Oberstufenschülerinnen und -schüler zweier Gymnasien in Ulm konnten die Vorträge besuchen und anschließend mit Seniorstudierenden das Gehörte vertiefend diskutieren. Gemeinsam mit dem KOJALA-Team und den begleitenden Lehrerinnen und Lehrern erarbeiteten die Schüler zentrale Thesen, die dann über die virtuelle Lernplattform von KOJALA jeweils für zwei Wochen diskutiert wurden. Interessierte Schüler erklärten sich dabei bereit, die jeweilige Diskussionsrunde zu moderieren, die Vorträge und die Diskussion zusammenzufassen und Ergebnisse wiederum in das Forum einzustellen.

Diese Leistung wurde vonseiten der Schule als GFS-Arbeiten anerkannt. Die Jugendlichen und Senioren konnten so auf einem hohen wissenschaftlichen Niveau über die neuesten Erkenntnisse im Bereich Globalisierung und Nachhaltigkeit informiert werden und das neue Wissen in der Diskussion vertiefen. Die Älteren konnten ihr Wissen aus dem Berufsleben und aus ihren Studien im Rahmen des Seniorenstudiums einbringen.

Über alle Altersgruppen hinweg wurden dabei besonders Fragen nach dem Staatsbankrott, der persönlichen Verantwortung und globalen Folgen sowie der Frage des Bevölkerungswachstums diskutiert. Schwieriger taten sich die Teilnehmenden mit der Frage der Artenvielfalt und deren Bedeutung, aber auch mit der Frage nach eigener Selbstbegrenzung und dem Verursacherprinzip. In der Auswertung wurde von den Jugendlichen als besonders positiv eingestuft, dass sie die Universität kennenlernen konnten und auf einem sehr

hohen Niveau mit Themen vertraut wurden, die sie sonst in der Schule behandeln. Die Auseinandersetzung und Diskussionen mit den Älteren wurden teils als sehr positiv bewertet, teils aber auch kritisch hinterfragt. Insgesamt bewerteten sowohl die beteiligten Seniorstudierenden als auch die Schüler die Online-Ringvorlesung, aber auch das begleitende virtuelle Lernangebot für Alt und Jung als Bereicherung und äußerten Interesse, wieder an einem solchen Projekt teilzunehmen. Deutlich wurde bei dem Projekt, dass trotz der teils intensiven Diskussionen kaum persönliche Beziehungen zwischen Jung und Alt aufgebaut wurden. Im Vordergrund stand die inhaltliche und fachliche Auseinandersetzung. Möglicherweise liegt dies an dem hohen wissenschaftlichen Grad, der in den Vorlesungen vorherrschte, oder auch daran, dass das Projekt insgesamt nur sechs Wochen dauerte. Ein anderer Aspekt könnte das Alter der Schüler sein, die als Oberstufenschüler sich gegenüber den älteren Teilnehmenden sehr abgeklärt zeigten. Dies wird deswegen eine zentrale Fragestellung für ein kommendes vergleichbares virtuelles Lernprojekt sein.

*Protokollführung: Hanna Müller, Markus Marquard*

### 3.10.3 Senior-Online-Redaktion – [www.lerncafé.de](http://www.lerncafé.de)

*Verantwortlich: Virtuelles und reales Lern- und Kompetenz-Netzwerk älterer Erwachsener (ViLE) e. V.*

*Mitwirkende: Carmen Stadelhofer, 1. Vorsitzende ViLE; Ralph Schneider wiss. Mitarbeiter am ZAWiW der Universität Ulm; Horst Westphal, 2. Vorsitzender ViLE; Der vorgesehene Referent Uwe Bartholl war erkrankt, zugeschaltet per Videokonferenz (Flashmeeting): Dr. Erna Subklew, Margret Budde, LernCafé-Redakteurinnen; Gabriela Körting, ZAWiW*

#### **Hintergrund**

Das Zentrum für Allgemeine Wissenschaftliche Weiterbildung (ZAWiW) der Universität Ulm entwickelte 2000 bis 2002 im Rahmen eines vom Bundesmi-

nisterium für Bildung und Forschung (BMBF) geförderten Modellprojekts das erste Online-Journal für an Weiterbildung interessierte Seniorinnen und Senioren, das „LernCafé“, [www.lerncafe.de](http://www.lerncafe.de). In einem zweiten vom BMBF geförderten Modellprojekt wurden 2003–2006 in drei Ausbildungsrunden ältere Erwachsene zu Senior-Online-Redakteuren qualifiziert. Mithilfe von Modulen, die über das Internet vermittelt wurden, lernten sie, wie man virtuell zusammenarbeitet und z.B. über Schwerpunktthemen kommender Ausgaben entscheidet, wie Texte für eine Onlinezeitschrift geschrieben werden, was in Sachen Urheberrecht zu beachten ist, wie die Ausgabe eines LernCafés technisch umgesetzt wird, wie vorhandene Kompetenzen an neue Interessierte weitervermittelt werden können. Die E-Learning-Module wurden durch reale Treffen ergänzt.

Das LernCafé wird seit Mitte 2005 von ViLE herausgegeben. Seit Ende des Modellprojekts arbeiten die ehrenamtlichen Redakteurinnen und Redakteure unter dem Dach des Vereins ViLE weiter und erstellen alle drei Monate eine Ausgabe des LernCafés.

### **Vorgehensweise der Redaktion**

Um eine Ausgabe des LernCafés vorzubereiten, einigt sich die Redaktion auf ein Schwerpunktthema. Mittels des SOR-Diskussionsforums im Internet wird ein virtuelles Brainstorming zu möglichen Inhalten durchgeführt, an dem sich alle Redakteure beteiligen können. Die Redaktion bestimmt für eine Ausgabe mehrere „verantwortliche Redakteure“, die das Brainstorming zusammenfassen und einen roten Faden herausarbeiten. Danach wird aufgeteilt, wer welche Artikel übernimmt. Dann geht es an die Recherche, das Schreiben von Texten, das Suchen nach Fotos. Redigiert wird gegenseitig unter Zuhilfenahme der kooperativen Internetplattform „BSCW“. Dort stehen die Texte allen Redaktionsmitgliedern zur Verfügung, können Korrektur gelesen werden, um sie dann wieder auf der Plattform einzustellen. Sind diese Arbeiten abgeschlossen, erfolgt die technische Umsetzung, der Einbau der Artikel und der dazugehörigen Fotos auf die Website, wozu das Content-Management-System Joomla verwendet wird. Schließlich wird das neue LernCafé freigeschaltet und per Abonnementsnewsletter angekündigt. Rückmeldungen an die Redaktion sind über „Leserbriefe“ möglich.

### **Besonderheiten**

Das Modellprojekt SOR zeigte ein neues nachberufliches Lern- und Tätigkeitsfeld für ältere Erwachsene im Sinne bürgerschaftlichen Engagements auf. Es initiierte die ehrenamtliche (Zusammen-)Arbeit von Seniorinnen und Senioren aus ganz Deutschland, zum Teil sogar aus dem Ausland. Seit Ende des Modellprojekts arbeitet die Redaktion kontinuierlich weiter, was für den nachhaltigen Ansatz der Idee spricht. Es kamen seither auch einige neue Redakteure hinzu.

Die Kooperation läuft im Wesentlichen virtuell ab, d. h. über internetgebundene Medien, wie E-Mail, Mailingliste, Skype, Forum, BSCW und Flashmeeting. Dadurch ist die bequeme Teilhabe von zu Hause aus, aber auch von anderen Orten der Welt, wo das Internet verfügbar ist, möglich.

Das „Online-Journal“ für Senioren ist ein Vorbild für neue Internetzeitungen für Menschen im dritten Lebensalter. Innerhalb des europäischen Netzwerks „Learning in Later Life“ (LiLL) wurde 2009 z. B. das mehrsprachige „LiLL-Interactive-Magazine – A Newsletter for People in the Third Age“ neu entwickelt. Redakteure des Magazins sind Mitarbeiter von Institutionen der Seniorenbildung in Europa, aber auch ältere Menschen selbst.

### **Weblinks zur weiteren Information**

- Online-Journal „LernCafé“: [www.lerncafe.de](http://www.lerncafe.de)
- Modellprojekt „Senior-Online-Redaktion“: [www.senioren-redaktion.de](http://www.senioren-redaktion.de)
- Verein ViLE e.V.: [www.vile-netzwerk.de](http://www.vile-netzwerk.de)
- ZAWiW der Universität Ulm: [www.zawiw.de](http://www.zawiw.de)
- LiLL-Interactive-Magazine: [www.lill-magazine.net](http://www.lill-magazine.net)

*Protokollführung: Ralph Schneider*

## 4. PODIUMSVERANSTALTUNGEN

### 4.1 SYMPOSIUM „WIE WOLLEN WIR MORGEN LEBEN? – KOMMUNEN IM DEMOGRAFISCHEN WANDEL“

*Verantwortlich: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ); Zentrum für zivilgesellschaftliche Entwicklung (zze)*

Im Rahmen des öffentlichen Symposiums waren Besucherinnen und Besucher eingeladen, sich über das vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) geförderte Programm „Aktiv im Alter“ zu informieren. Das Programm gibt insgesamt 175 Kommunen die Möglichkeit, neue Wege einer beteiligungsorientierten Altenpolitik zu erproben und den örtlichen Bedarfslagen durch selbstorganisierte Projekte älterer Menschen zu entsprechen. Die ersten 50 aus Bundesmitteln geförderten Kommunen haben ihre Aktivitäten im Oktober 2008 begonnen. Im Juni 2009 starteten 100 weitere vom Bundesfamilienministerium geförderte Kommunen.<sup>1)</sup> Im Zentrum des Programms stehen die lokalen Bürgerforen unter dem Motto: „Wie wollen wir morgen leben?“

Im Vordergrund der Veranstaltung standen der sozialpolitische Hintergrund des Programms sowie praktische Erfahrungen mit seiner Umsetzung. Zu beiden Aspekten wurden Vorträge aus der Wissenschaft und auch aus der Begleitforschung zum Programm „Aktiv im Alter“ gehalten, die sowohl allgemeine als auch programmspezifische Trends vorstellten. Aus der Praxis vor Ort und über die konkreten Möglichkeiten der Partizipation älterer Menschen berichteten Vertreter der teilnehmenden Kommunen. Abgerundet wurden Theorie und Praxis durch ein Podiumsgespräch mit politischen Vertreterinnen und Vertretern auf Bundes-, Landes- und kommunaler Ebene zu Perspektiven von Engagement und Partizipation.

1) Zusätzlich erhalten 20 Kommunen aus Nordrhein-Westfalen eine Förderung aus Landesmitteln und fünf Kommunen externe Mittel.



Gesprächsrunde zur Gestaltungskraft von Kommunen: v.l. Dr. Gertrud Zimmermann (BMFSFJ), Michael Böhrer (Bürgermeister von Bautzen), Dr. Martina Wegner (zze), Peter Fettweis (MGFFI NRW) und Kathleen Regan (Bürgermeisterin von Kitzingen).

Foto: M. Dabdouh



Foto: Charlotte Sattler

Die Veranstaltungen des Deutschen Seniorentages boten Informationen aus erster Hand.

## Begrüßung

In seinem Grußwort stellte **Ministerialdirektor Dieter Hackler** heraus, dass Kommunen zunehmend ältere Menschen als Akteure und nicht nur als Hilfeempfänger berücksichtigen. Das BMFSFJ begrüßt diese Entwicklung und hat zur Unterstützung dieses Trends das Bundesprogramm „Aktiv im Alter“ aufgelegt. Dass sich über 500 Kommunen für eine Teilnahme beworben haben, ist ein deutliches Zeichen für die Bereitschaft zu einer demografiefesten Kommunalpolitik und einer Offenheit gegenüber einem Wandel im Altersbild. Erfahrungen der 50 in einer ersten Welle seit Oktober 2008 geförderten Kommunen belegen, dass bei älteren Bürgerinnen und Bürgern ein hohes Interesse an Engagement und Mitwirkung vorhanden ist. Politik und Verwaltung können dies durch die Unterstützung von Mitbestimmung und Mitgestaltung älterer Menschen weiter befördern.

## Fachvortrag: „Den demografischen Wandel gestalten – eine Herausforderung für Kommunen und die Bürgerinnen und Bürger“

Vor dem Hintergrund ihrer umfangreichen Forschungsarbeit betonte **Prof. Ursula Lehr** in ihrem Vortrag die Notwendigkeit, dass Kommunen sowie Bürgerinnen und Bürger sich auf den zunehmenden demografischen Wandel einstellen, indem sie ein neues Altersbild entwickeln. Sie sollen neue Maßnahmen gemeinsam mit den älteren Menschen ergreifen, um angemessen auf sich ändernde Bedürfnislagen einer älter werdenden Gesellschaft zu reagieren und so deren Lebensqualität zu sichern. Ausgangspunkt der Maßnahmen darf nicht nur Fürsorge sein, sondern die Maßnahmen müssen sich auch auf Einbezug, Aktivierung und Anerkennung älterer Menschen erstrecken.

## Aus der Praxis: Aktiv-im-Alter-Kommunen gehen neue Wege

Die Projektstandorte Berlin-Lichtenberg und Gelsenkirchen wurden ausgewählt, um exemplarisch für die 50 bisher durch das BMFSFJ geförderten Kommunen vorzustellen, wie das Programm „Aktiv im Alter“ und seine Programmbausteine vor Ort umgesetzt werden.



Dieter Hackler, Abteilungsleiter im BMFSFJ, betonte das hohe Engagement- und Mitwirkungspotential älterer Bürgerinnen und Bürger.

In Berlin-Lichtenberg wurde die für das Modellprogramm entwickelte 1.000-Wünsche-Box intensiv genutzt und über 600 Wünsche von Bürgerinnen und Bürgern aus dem Bezirk ausgewertet. Eine Befragung aller Bürgerinnen und Bürger über 55 Jahre sowie ein lokales Bürgerforum gaben Aufschluss über Veränderungswünsche. Auf Basis dieser Ergebnisse wird das Leitbild des Stadtteils um eine demografische Komponente erweitert. Die Einbeziehung der unterschiedlichen gesellschaftlichen Akteure und deren Sensibilisierung für den Umgang mit demografischen Herausforderungen ist ein wichtiges Anliegen. Zu dessen Realisierung werden der Ausbau vorhandener und bei Bedarf die Schaffung neuer Vernetzungsstrukturen im Bezirk angedacht.

In Gelsenkirchen wurde die bereits auf gesamtstädtischer Ebene etablierte Zukunftswerkstatt auch für einzelne Stadtteile durchgeführt, um so vor Ort Menschen ab 50 zur aktiven Mitgestaltung ihres Lebensumfelds zu bewegen. Zur Verankerung in den einzelnen Stadtteilen wurden Partner, wie ZWAR-Gruppen,

ein freies Theater, eine Kirchengemeinde und Wohlfahrtsverbände, gewonnen, die jeweils die Selbstorganisation im Stadtteil fördern und begleiten.

Neben der Beschreibung des bisherigen Projektverlaufs und erster Ergebnisse wurden auch die Herausforderungen geschildert, denen viele Kommunen während der Projektumsetzung begegneten. Vor allem die Gewinnung bislang nicht engagierter Menschen für ein bürgerschaftliches Engagement sowie die Schaffung nachhaltiger Strukturen über das Ende der Projektförderung hinaus sind bedeutsame Themen für die Projektverantwortlichen in den geförderten Kommunen.

### **Evaluation: „Aktivierende Kommunen für ein produktives Alter – Zwischenfazit zum Bundesprogramm ‚Aktiv im Alter‘“**

Prof. Thomas Klie vom Zentrum für zivilgesellschaftliche Entwicklung (zze), das die wissenschaftliche Begleitung des Programms „Aktiv im Alter“ durchführt, stellte in seinem Vortrag eine Typologie der 50 seit Herbst 2008 geförderten Kommunen vor. Diese illustriert die sehr heterogene Ausgangslage der Kommunen. Das Spektrum der Standorte reicht von „Einsteigerkommunen“, die sich aufgrund der Projektförderung erstmalig mit den Themen Engagement- und Partizipationsförderung befassen, bis hin zu Kommunen, die bereits über gute Strukturen in der Seniorenarbeit und der Engagement- und Partizipationsförderung verfügen.

Im Anschluss daran wurden erste Ergebnisse der im Mai durchgeführten schriftlichen Befragung vorgestellt, die klar zeigten, dass die wichtigsten Ziele für die bei „Aktiv im Alter“ teilnehmenden Kommunen die Motivierung älterer Menschen zur aktiven Teilnahme am Leben des jeweiligen Projektstandorts und eine verstärkte Vernetzung der Akteure sind.

In seinem Fazit betonte Prof. Klie den Nutzen, den Kommunen erreichen, wenn sie sich in Richtung „Bürgerkommune“ entwickeln und sich auf kommunaler Ebene auf politische Lernprozesse einlassen.

### **Podium: „Wie wollen wir morgen leben?“ – Gespräch zur Gestaltungskraft von Kommunen**

*Teilnehmende auf dem Podium:*

- Michael Böhmer, Bürgermeister von Bautzen
- Kathleen Regan, Abteilungsleiterin Jugend und Soziales im Landkreis Kitzingen und Bürgermeisterin von Kitzingen
- MR Peter Fettweis, Referatsleiter im Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration, NRW
- MR Dr. Gertrud Zimmermann, Referatsleiterin in der Abteilung 3 „Ältere Menschen“ des BMFSFJ und Projektleiterin von „Aktiv im Alter“

Bei dem von Dr. Martina Wegner (zze) moderierten Podiumsgespräch wurden das Potenzial, aber auch die Grenzen von politischen Maßnahmen auf Bundes- und Landesebene diskutiert, die die Partizipation und das Engagement von älteren Menschen fördern. Die partnerschaftliche Kooperation der Kommunen mit Bund und Ländern wurde als wichtige Voraussetzung genannt, die Kommunen wünschen sich hier u. a. Unterstützung in Form von Informationen und Anregungen. Mit Blick auf die Engagementstrukturen vor Ort zeige sich in den Kommunen, dass die Bürgerinnen und Bürger durchaus gewillt sind, sich einzubringen, wenn sie direkt angesprochen werden und ihnen adäquate Partizipationsmöglichkeiten geboten werden. Die kommunalen Gesprächsteilnehmer sahen die finanzielle Situation überraschenderweise nicht als Hindernis, sondern verwiesen auf Prioritätensetzung und die Vorteile der Kommunen durch die Beteiligung ihrer Bürgerinnen und Bürger.

Auf der Programmwebseite [www.aktiv-im-alter.net](http://www.aktiv-im-alter.net) finden Sie die während des Symposiums gehaltenen Vorträge sowie weiterführende Informationen über „Aktiv im Alter“.

*Protokollführung: Silke Marzluff*

## 4.2 FACHPODIUM „PRODUKTE UND DIENSTLEISTUNGEN FÜR EINE GESELLSCHAFT DES LANGEN LEBENS“

*Verantwortlich: Geschäftsstelle „Wirtschaftsfaktor Alter“*

Die deutsche Gesellschaft ist eine Gesellschaft des langen Lebens. Trotz dieser Tatsache gibt es derzeit noch wenig Produkte und Dienstleistungen, die den Bedürfnissen und Anforderungen älterer Menschen gerecht werden und zugleich den Ansprüchen an Design, Funktionalität und Handhabbarkeit entsprechen. Zwar bietet der Markt der generationengerechten Produkte und Dienstleistungen den Unternehmen eine große Chance, doch der Erfolg hängt davon ab, ob sie in der Praxis auch den Wünschen und Bedürfnissen dieser Zielgruppe entsprechen.

Das Fachpodium „Produkte und Dienstleistungen für eine Gesellschaft des langen Lebens“ griff diese Thematik auf. Es sprach sowohl die Fachöffentlichkeit als auch ältere Verbraucher an und bot Anregungen, Informationen und Praxisbeispiele zu generationengerechten Produkten und Dienstleistungen. **Prof. Dr. Gerhard Naegle** vom Institut für Gerontologie an der Technischen Universität Dortmund führte durch das Programm.

Begrüßt wurden die Teilnehmerinnen und Teilnehmer von **Ministerialdirektor Dieter Hackler**, Leiter der Abteilung „Ältere Menschen“ im BMFSFJ. Er stellte die Bedeutung älterer Menschen für Wirtschaft und Gesellschaft heraus und brachte dies in den Kontext der Initiative „Wirtschaftsfaktor Alter“. Er betonte die Notwendigkeit eines Paradigmenwechsels in der Diskussion über die Chancen einer alternden Gesellschaft und forderte ein neues bzw. aktuelles Bild vom Alter und Altern. Der Zugewinn an Lebensjahren bringt einen Gewinn für den Einzelnen, für die Gesellschaft und die Wirtschaft, wenn in der Gesellschaft mehr Möglichkeiten für eine aktive Teilnahme älterer Menschen geschaffen werden und die Wirtschaft mehr Produkte und Dienstleistungen zur Förderung eines langen und selbstständigen Lebens entwickelt. Die Marktmacht älterer Menschen ist jetzt schon Fakt: Die Kaufkraft der über 60-Jährigen beträgt derzeit rund 316 Milliarden Euro jährlich. Produkte und

Dienstleistungen zur Erhöhung der Lebensqualität älterer Menschen kommen dabei allen Altersgruppen – egal ob Jung oder Alt – zugute. Nach dem Motto „Hinter jedem generationengerechten Produkt steckt ein Stück mehr Lebensqualität“ kann die Wirtschaft in verschiedenen Bereichen aktiv werden und dazu beitragen, diesem Anspruch gerecht zu werden.

**Dr. Eckart Schnabel**, wissenschaftlicher Geschäftsführer des Instituts für Gerontologie an der Technischen Universität Dortmund, stellte die verschiedenen Facetten der Initiative „Wirtschaftsfaktor Alter“ vor. Die Initiative wird vom BMFSFJ und dem Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie (BMWi) getragen und durch weitere Aktivitäten der Bundesregierung ergänzt. Sie verbindet Senioren-, Wirtschafts- und Verbraucherpolitik. Ziel ist es, die Lebensqualität älterer Menschen zu steigern sowie zur Stärkung von Wirtschaftswachstum und Beschäftigung beizutragen. Konkret heißt dies, die Initiative möchte die Potenziale eines Marktes generationengerechter Produkte und Dienstleistungen aufzeigen und Impulse für eine innovative Entwicklung im Sinne des Universal-Designs geben. Auch sollen ältere Menschen ermuntert werden, selbstständig unternehmerisch tätig zu werden und in ihrer Rolle als Verbraucherinnen und Verbraucher gestärkt werden. Um diese Ziele zu erreichen, wurde eine Geschäftsstelle in Berlin eingerichtet. Sie koordiniert die Aktivitäten der Initiative, ist Ansprechpartnerin für Verbraucherinnen und Verbraucher, Unternehmen und Wissenschaft, stellt Informationen zur Verfügung und fördert den Dialog zwischen den verschiedenen Akteuren. Insbesondere im Hinblick auf die Ansprache der mittelständischen Wirtschaft arbeitet die Geschäftsstelle mit dem Rationalisierungs- und Innovationszentrum der deutschen Wirtschaft e.V. (RKW) zusammen.

**Jürgen Nadler**, Abteilungsleiter Produkttests I der Stiftung Warentest referierte zu „Tests für Senioren – Tests für kluge Verbraucher“. Er stellte Produktbeispiele vor, die im Rahmen der regulären Tests der Stiftung Warentest gemeinsam mit älteren Verbraucherinnen und Verbrauchern durchgeführt werden. Bei diesen Tests werden Produkte auf ihre Handhabbarkeit und Qualität geprüft und bewertet. Konkret bezog sich Jürgen Nadler auf die Bereiche Telefonieren, Hören und Sehen. Er kam zu dem Schluss, dass es einige hilfreiche Produkte

für ältere Menschen gibt, die den unterschiedlichen Ansprüchen gerecht werden. Sein Fazit: Der Markt für seniorenfreundliche Produkte ist noch unübersichtlich und die Orientierung eher schwierig. Zudem sind diese Produkte oft teuer und zeigen Schwachstellen bei der Handhabung und der Gebrauchsanleitung. Außerdem wird bei der Entwicklung von Standardprodukten immer noch zu wenig an ältere Verbraucherinnen und Verbraucher gedacht.

**Heike Nordmann** von der Verbraucherzentrale NRW beleuchtete in ihrem Vortrag den Markt für haushaltsnahe Dienstleistungen. Sie forderte einen präventiven Verbraucherschutz, d. h. mehr Qualität und Transparenz bei Angebot und Nachfrage haushaltsnaher Dienstleistungen. Heike Nordmann erläuterte unter anderem, warum haushaltsnahe Dienstleistungen für den Erhalt der Selbstständigkeit sehr wichtig sind und wie sie den Alltag älterer Menschen erleichtern. Sie erklärte, worauf ältere Verbraucherinnen und Verbraucher bei Verträgen mit Dienstleistern achten sollten. Die Verbraucherzentrale NRW ([www.vz-nrw.de](http://www.vz-nrw.de)) bietet dazu Qualitätskriterien und Checklisten für Personen, die sich für haushaltsnahe Dienstleistungen interessieren. Im Rahmen des Projektes „Haushaltsnahe Dienstleistungen“ finden Interessierte Kontaktdaten jener Dienstleister, die sich zur Einhaltung der Qualitätskriterien verpflichtet haben und damit der Forderung nach Transparenz gerecht werden. Eine Schiedsstelle wurde eingerichtet, um bei Unstimmigkeiten zwischen Auftraggeber und Auftragnehmer zu vermitteln.

Verbraucherinnen und Verbraucher sollten sich über ihre Erwartungen und Anforderungen vor Vertragsabschluss bewusst sein. Die Qualitätskriterien und die Plattform für haushaltsnahe Dienstleistungen bieten einen guten Ansatz, um mehr Transparenz und Qualität in den Markt zu bringen.

**Andrea Ferger-Heiter**, Projektleiterin „Demografie“ der Galeria Kaufhof GmbH, berichtete über deren Maßnahmen, sich auf die demografischen Veränderungen einzustellen. Das Unternehmen ist Mitunterzeichner der von der BAGSO initiierten „Berliner Erklärung – Unternehmen gestalten den demografischen Wandel“, einer Selbstverpflichtung von Unternehmen, den demografischen Wandel aktiv mitzugestalten.

Galeria Kaufhof konzentriert sich nicht nur auf die Erfüllung der Wünsche älterer Kundinnen und Kunden, sondern berücksichtigt auch die Bedürfnisse einer alternden Belegschaft. Andrea Ferger-Heiter erläuterte anhand konkreter Beispiele, wie die Filialen von Galeria Kaufhof durch Ladengestaltung und Warenpräsentation auf die Bedürfnisse älterer Konsumenten abgestimmt werden. So wurden unter anderem Wegweiser angepasst, Rolltreppen mit Sicherheitsmarkierungen ausgestattet, Sitzmöglichkeiten geschaffen sowie Umkleidekabinen vergrößert und besser ausgeleuchtet.

Im weiteren Verlauf stellte die Referentin Überlegungen zu einem bundesweiten Gütesiegel vor. Bereits heute existiere eine Vielzahl von Qualitätszeichen, anhand derer Produkte und Dienstleistungen auf ihre Nutzerfreundlichkeit getestet werden. Andrea Ferger-Heiter plädierte für ein möglichst bundesweites Siegel, um den Kundinnen und Kunden Orientierung zu geben und keine neuen Unübersichtlichkeiten zu schaffen.

Die Vertreter der Kommunen zeigten reges Interesse an den Überlegungen zu einem Gütezeichen und bestätigten, dass einzelne Kommunen sich bereits mit dem Gedanken beschäftigen, ein lokales Qualitätszeichen zum senioren-gerechten Service einzuführen. Das Publikum interessierte sich für die konkreten Kriterien der Seniorenfreundlichkeit und stimmte darin überein, dass ein entsprechendes Gütesiegel Jung und Alt zugute komme, da Maßnahmen, die für ältere Menschen Selbstständigkeit und Sicherheit bedeuten, für junge Menschen oft mit einem Mehrwert an Komfort einhergehen.

Gemeinsam mit den Teilnehmern diskutierte Jürgen Nadler Kriterien, anhand welcher die Tests für Produkte durchgeführt werden, während Heike Nordmann auf relevante Qualitätsaspekte für haushaltsnahe Dienstleistungen einging. Die Veranstaltung bot den Teilnehmerinnen und Teilnehmern praktische Tipps und Praxisbeispiele. Dennoch ist man sich einig: Die Entwicklung senioren-gerechter und generationenfreundlicher Produkte und Dienstleistungen steckt noch in den Kinderschuhen. Es bedarf weiterer Anstrengungen, Produkte und Dienstleistungen für die Gesellschaft des langen Lebens zu entwickeln.

*Protokollführung: Dr. Carolin Eitner*



### 4.3 ALTERSBILDER IN DER GESELLSCHAFT – ZWISCHENERGEBNISSE DES SECHSTEN ALTENBERICHTS

Verantwortlich: Geschäftsstelle der Sachverständigenkommissionen zur Erstellung der Altenberichte, Deutsches Zentrum für Altersfragen (DZA)

Derzeit wird von einer 14-köpfigen Kommission der Sechste Altenbericht der Bundesregierung zum Thema „Altersbilder in der Gesellschaft“ erarbeitet. 2010 wird der Bericht dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) übergeben und anschließend der Öffentlichkeit präsentiert. Im Rahmen des 9. Deutschen Seniorentages stellten folgende Mitglieder der Sachverständigenkommission erste Ergebnisse vor und diskutierten anschließend mit dem Publikum.

- Prof. Dr. Andreas Kruse, Vorsitzender; Universität Heidelberg
- Prof. Dr. Caja Thimm, Universität Bonn
- Prof. Dr. Andrea Gröppel-Klein, Universität des Saarlandes, Saarbrücken
- Prof. Dr. Clemens Tesch-Römer, Deutsches Zentrum für Altersfragen, Berlin
- Prof. Dr. Thomas Klie, Evangelische Hochschule Freiburg



Mitglieder der Altenberichtscommission präsentierten erste Ergebnisse: v.l. Prof. Dr. Clemens Tesch-Römer, Prof. Dr. Caja Thimm, Prof. Dr. Andreas Kruse, Prof. Dr. Andrea Gröppel-Klein, Prof. Dr. Thomas Klie.

Foto: Dieter Grundmann

Prof. Andreas Kruse, Vorsitzender der Altenberichtscommission, führte in das Thema „Altersbilder in der Gesellschaft“ ein. Er griff dabei einzelne Diskussionsstränge heraus und zeichnete wichtige Fragestellungen nach, von denen sich die Kommission bei der Erarbeitung des Berichts leiten ließ.

Zuallererst dürfe man nicht davon ausgehen, dass der Prozess des Alterns generell eine Phase des Rückgangs menschlicher Fähigkeiten und Fertigkeiten darstelle. Vielmehr sei mit in den Blick zu nehmen, dass es auch in diesem Lebensabschnitt durchaus möglich ist, Fähigkeiten aufrechtzuerhalten oder sogar noch zu verbessern. Ob man aber offen dafür sei, sich in allen Lebensphasen um Entwicklungsprozesse zu bemühen, hänge grundlegend auch von Altersbildern ab.

Prof. Kruse betonte dabei, dass es der Kommission jedoch nicht darum gehe, negative Altersbilder durch positive zu ersetzen, eine einseitig positive Perspektive auf das Alter(n) beschränke die individuellen Entwicklungsmöglichkeiten ebenso wie die negative Diskriminierung. Vielmehr komme es darauf an, das Alter(n) in seiner tatsächlichen Heterogenität zu betrachten und diesen Befunden die Altersbilder gegenüberzustellen, die in den unterschiedlichen Gesellschaftsbereichen vorherrschen. Auf diesem Wege sollten die unterschiedlichen gesellschaftlichen Akteure dazu bewogen werden, ihre eigenen Altersbilder und deren Bedeutung für Entscheidungsprozesse kritisch zu reflektieren.

Auch die Frage danach, inwieweit Altersbilder dazu beitragen, dass ältere Menschen aus der Gesellschaft bzw. aus der gesellschaftlichen Verantwortung herausgelöst werden, sucht die Kommission zu beantworten. In diesem Rahmen solle gleichsam erörtert werden, inwiefern Altersbilder bewirken, dass sich diese Menschen als Teil der Gesellschaft verstehen und aktiv zu dieser beitragen.

Anschließend wurden vier konkrete Themenbereiche des Sechsten Altenberichts schlaglichtartig vorgestellt.

Prof. Caja Thimm erläuterte, dass dem Thema *Medien* im Sechsten Altenbericht ein eigenes Kapitel gewidmet werde. Grund dafür sei die Rolle der

Massenmedien als Vermittler auch von Vorstellungen über das Alter und das (eigene) Älterwerden. An Beispielen demonstrierte sie, dass die mediale Darstellung des Alters stark polarisiert ist: Dem ewig-jungen Alter stehe – ebenso einseitig – das negative Bild des hinfalligen Alters gegenüber. Deutlich wurde zudem, dass die Medien durch das Setzen von inhaltlichen Schwerpunkten bei Altersthemen großen Einfluss darauf haben, wie Alter und Altern wahrgenommen, wie darüber gedacht und geredet wird.

Angerissen wurde mit dem Aspekt der neuen Kommunikationstechnologie ein zweiter Schwerpunkt des Medienkapitels. Vor allem das Internet präge die Zukunft für Kommunikation und Interaktion; an dieser müssten Ältere beteiligt werden, so Prof. Thimm.

Auch das Thema „*Konsumentenverhalten Älterer*“ wird im Sechsten Altenbericht eine Rolle spielen. **Prof. Andrea Gröppel-Klein** gab einen Einblick in die Fragestellungen, die die Kommission und die Forschung diesbezüglich beschäftigten. Sie machte deutlich, dass das Marketing noch vor wenigen Jahren stark durch Negativvorstellungen vom Alter geprägt war und dass auf diese Weise lange Zeit eine große Käufergruppe vernachlässigt wurde in ihren Wünschen und Konsumbedürfnissen, aber auch in ihrer finanziellen Wirtschaftskraft. Noch in den 1990er Jahren seien Ältere etwa als ‚Konsummuffel‘ betrachtet worden, die innovative Produkte ablehnten und denen die Kompetenzen zur Nutzung komplizierterer Produkte fehlten. Ziel müsse es sein, solche Mythen aufzudecken, eine Orientierung an realen Wünschen und Kompetenzen komme sowohl Konsumenten als auch Anbietern von Produkten zugute.

Auch der Zusammenhang von *Altersbildern und Gesundheit* wird im Sechsten Altenbericht thematisiert werden. **Prof. Clemens Tesch-Römer** erläuterte, dass die Vorstellungen vom eigenen Älterwerden die Gesundheit beeinflussen, und zwar stärker, als umgekehrt der eigene Gesundheitszustand das Altersbild mitbestimmt. Aus Daten des Deutschen Alterssurveys gehe hervor, dass sich insbesondere ein optimistisches Altersselbstbild positiv auf das eigene Gesundheitsverhalten und Wohlbefinden auswirkt.

Ein ebenso wichtiges Thema des Kapitels sei die Diskussion um die Vorenthaltung teurer medizinischer Behandlungen gegenüber älteren Menschen. Das Aufeinandertreffen finanzieller Zwänge und ethisch-sozialer Grundvorstellungen bedürfe einer kritischen Betrachtung, so Prof. Clemens Tesch-Römer.

**Prof. Thomas Klie** berichtete, dass im Sechsten Altenbericht auch das Thema „*Altersbilder in der Zivilgesellschaft*“ aufgegriffen werde. Zivilgesellschaft – das sei ein Handlungsraum, in dem – abseits von Staats-, Markt- oder Familienlogik – nach den Vorstellungen einer guten Gesellschaftsordnung gehandelt werden könne. Wichtig sei, diesen Raum der Selbst- und Mitgestaltung wahrzunehmen und zu nutzen, denn hier liegen Möglichkeiten, Verantwortung für sich wie auch für andere zu übernehmen und auf diese Weise gelingendes Altern zu ermöglichen und somit auch Altersbilder selbst zu gestalten.

In der anschließenden Diskussion wurde aus dem Publikum darauf hingewiesen, geschlechtsspezifische Unterschiede in den Altersbildern nicht zu vernachlässigen. Prof. Andreas Kruse versicherte, dass dieser Aspekt auch im Sechsten Altenbericht wieder eine zentrale Rolle spielen und als Querschnittsthema in die einzelnen Kapitel eingehen werde.

Darüber hinaus wurde angeregt, den Bericht auch für Nicht-Wissenschaftler verständlich zu halten. Die Kommissionsmitglieder machten deutlich, dass der Bericht selbst bereits in einer allgemein verständlichen Form verfasst werden soll. Zudem soll es eine Kurzfassung des Sechsten Altenberichts geben, bei der besonderer Wert auf die Verständlichkeit für ein breites Publikum gelegt werde.

*Protokollführung: Dr. Frank Berner*

## 5. AUSSTELLUNG SENNOVA

### 5.1 SENNOVA – SERVICE, QUALITÄT UND VERBRAUCHERSCHUTZ

Dr. Hermann Kues, Parlamentarischer Staatssekretär bei der Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und Ursula Heinen-Esser\*, Parlamentarische Staatssekretärin bei der Bundesministerin für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz eröffneten gemeinsam mit dem BAGSO-Vorsitzenden Walter Link sowie mit Vertretern der Wirtschaft die Ausstellung SenNova.

Dr. Hermann Kues hob die besondere Rolle älterer Menschen in der Gesellschaft hervor: „Sie haben Erfahrung und sie wissen gute Qualität und weniger gute Qualität besser zu unterscheiden. Entwicklungen, die für die älteren Menschen gut sind, sind auch für die jüngeren und die gesamte Gesellschaft gut.“

Ältere sollten diese besonderen Erfahrungen deshalb nicht nur in der Rückschau als Ergebnisse ihres bisherigen Lebens betrachten, sondern sie aktiv in die Gesellschaft einbringen.

Verständliche Informationen und gut handhabbare Produkte werden in besonderem Maß von älteren Menschen mit körperlichen Einschränkungen geschätzt, sie nutzen aber letztlich allen Verbrauchern. „Ältere wie jüngere Verbraucher benötigen Überblick und Information“, so Ursula Heinen-Esser, daher sei Verbraucherpolitik darauf gerichtet, Transparenz zu schaffen und die Rechte der Verbraucherinnen und Verbraucher zu stärken. In diesem Sinne ist Verbraucherpolitik ganz klar auch Seniorenpolitik.

In Halle 2 der Leipziger Messe drehte sich alles um das Thema „Älter werden“. Rund 230 Aussteller, darunter 90 Verbände und Vereine, gaben einen Überblick über innovative Produkte und Dienstleistungen für die Generationen 50plus.

\* Parlamentarische Staatssekretärin bis Oktober 2009.



Die offizielle Eröffnung der Ausstellung SenNova: v.l. PST Dr. Hermann Kues, PST Ursula Heinen-Esser, Dr. Ingo Hofacker (Deutsche Telekom), Theodor Waber (Generali Versicherungen), Dr. Thomas Grabowy (Pfizer Deutschland).

Foto: xxx



Information und Beratung am BAGSO-Stand. Die BAGSO-Mitarbeiterin Sabine Lacour im Gespräch mit einer Senientagsbesucherin.

Foto: Marie-Luise Marchand

„Wir wollen Anregungen geben, Gespräche anstoßen und mit der SenNova den Dialog zwischen den Verbrauchern und der Wirtschaft fördern“, so Dr. Barbara Keck, Geschäftsführerin der BAGSO Service GmbH. „Viele Aussteller berichteten uns von guten Gesprächen mit den Multiplikatoren der BAGSO-Verbände und älteren Verbrauchern. Das ist unser Ziel und darüber freuen wir uns natürlich.“

## SenNova – Thementag „Engagement“

### Gemeinsam füreinander aktiv sein...

... stand im Mittelpunkt des SenNova-Thementages „Engagement“ am 8. Juni 2009. Das Bühnenprogramm zeigte sich abwechslungsreich. Experten aus der Region informierten über die vielen Möglichkeiten der Mitwirkung, Aktive des Senior Experten Service berichteten von ihren Projekten im In- und Aus-



Foto: xxx

Preisträgerinnen und Preisträger des Schüler-Wettbewerbs „Wie ticken die Älteren?“

land und standen für Fragen zur Verfügung. Multiplikatoren gaben Tipps und Hilfen für die ersten Schritte zum Ehrenamt und die Sängerin Cindy Berger berichtete von ihrem Engagement im Alter.

Höhepunkt war die Preisverleihung zu dem Schüler-Wettbewerb „Wie ticken die Älteren?“. Junge Menschen an weiterführenden Schulen in Leipzig und Umgebung wurden im Vorfeld des 9. Deutschen Seniorentages aufgefordert, sich kreativ mit der Lebenssituation älterer Menschen auseinanderzusetzen.

Den ersten Preis gewannen Schülerinnen und Schüler der Projektgruppe der 84. Mittelschule in Leipzig für ihre ausgezeichnete und zum Teil auch kritische Fotodokumentation über das „Seniorenzentrum Clara Zetkin“.

Der zweite Preis ging an die 9. Klasse des Max-Klinger-Gymnasiums in Leipzig für ihre filmische Bearbeitung des Themas „Ältere und ihr freiwilliges Engagement“.

Den dritten Platz belegte die Freie Mittelschule Leipzig mit ihrem Beitrag zum Thema „Ältere in der Arbeitswelt“. Die Preise wurden von den Generali Versicherungen in München gestiftet. Auf der Ausstellung gaben Vertreter der BAGSO-Verbände und weiterer Organisationen Tipps, informierten und standen mit Rat und Tat zur Seite.

In allen Teilen Deutschlands engagieren sich viele Menschen für andere. Die Deutschen leisten 4,6 Milliarden Stunden ehrenamtliche Arbeit pro Jahr. Dies ist ein Ergebnis der aktuellen Studie „Engagementatlas 2009“ der Generali Deutschland. Schon seit der Gründung vor 184 Jahren hat sie ihr gesellschaftliches Engagement fest in der Satzung verankert und sieht dieses als eine wichtige Aufgabe an. Deswegen förderte die Generali Deutschland den Thementag „Engagement“ am 8. Juni 2009.

## SenNova – Thementag „Wohnen“

### Leben und Wohnen im Alter...

... ein Thema, das sich durch ein breites Spektrum auszeichnet. Ein Teil dieser Vielfalt konnte am Thementag „Wohnen“ am 9. Juni 2009 auf der SenNova-Bühne gezeigt werden. Ob Sicherheit in Haus und Wohnung, unterschiedliche Wohnformen, Energiesparen oder Leben mit neuen Medien – das Bühnenprogramm war vielseitig und durchweg gut besucht.

Vorträge der Polizei Sachsen und der Stiftung Warentest sowie Gesprächsrunden z. B. mit Professorin Ursula Lehr und Dr. Henning Scherf informierten und unterhielten. Aber auch kulturelle Bedürfnisse kamen nicht zu kurz: Die Oper Leipzig, die Lene-Voigt-Gesellschaft, die Leipziger Stepladies und die Linedance-Gruppe Fireboots begeisterten das Publikum. Neben dem Bühnenprogramm konnten sich die Besucherinnen und Besucher mit Experten u. a. über alternatives Wohnen austauschen, sich über ein sicheres und barrierefreies Leben informieren, Energiespartipps einholen oder sich einfach inspirieren lassen.

Besonders zu Hause möchten alle barrierefrei wohnen und leben. Neue Technologien können das Leben einfacher und komfortabler machen. Die Deutsche Telekom AG, Sponsor des Thementages, hat sich zum Ziel gesetzt, allen – aber besonders Älteren – den Zugang zu neuen Technologien zu erleichtern. Sie sollen bequem und unkompliziert von zu Hause aus genutzt werden können. So gibt es z. B. die Möglichkeit, sich per Fernvisite in den eigenen vier Wänden interaktiv medizinisch betreuen zu lassen. Das Unternehmen möchte durch sein Engagement in der Beratung von gehörlosen Kunden oder durch die Förderung des Thementages „Wohnen“ auf der SenNova 2009 dazu beitragen, allen Menschen die Teilhabe an den Innovationen der Informations- und Kommunikationstechnologie zu ermöglichen.

## SenNova – Thementag „Gesundheit“

### Gesund leben...

„Informiert, aktiv und bewusst“ lautete das Credo des SenNova-Thementages „Gesundheit“ am 10. Juni 2009. Expertinnen und Experten aus über 20 unterschiedlichsten Patientenorganisationen und aus den BAGSO-Verbänden informierten in Vorträgen oder Gesprächsrunden über unterschiedliche Krankheitsbilder, über Vorsorgemaßnahmen wie Betreuungsvollmacht und Patientenverfügung und gaben Empfehlungen für gesunde Ernährung und Bewegung. Auch alternative Ansätze wie die „Klangmassage nach Peter Hess“ oder „Lachen ist die beste Therapie – Clowns in Senioren- und Pflegeheimen“ stießen auf großes Interesse.

Die Aktiven Senioren Leipzig e.V. und der Bundesverband Seniorentanz e.V. gestalteten das begleitende Bühnen-Programm. In der Ausstellung konnten



Foto: Cornelia Dieme

Mit Schirm, Charme und Melone... Mitglieder der Aktiven Senioren Leipzig gestalteten das SenNova-Bühnenprogramm.

Besucherinnen und Besucher unter anderem ihre Hörfähigkeit testen, im Venen-Mobil die Gesundheit ihrer Venen überprüfen und auf dem Osteoporose-Parcours ihre Knochendichte messen lassen oder im Erlebnisgang der CBM Christoffel-Blindenmission den Alltag eines blinden Menschen nachvollziehen.

Die medizinischen, gesellschaftlichen und gesundheitspolitischen Herausforderungen sind heute so umfangreich und komplex, dass es vereinter Kräfte bedarf, um Lösungen zu finden und bereitzustellen. Die Zukunftsaufgabe „Gesundheit“ lässt sich nur meistern, wenn alle Beteiligten zusammenarbeiten. Ein wichtiger Partner in der Zusammenarbeit sind die Patientenorganisationen. Um den Dialog zwischen den Patientenorganisationen, Angehörigen und Patienten zu stärken, unterstützte der Arzneimittelhersteller Pfizer die Teilnahme von rund 20 Patientenorganisationen auf der SenNova 2009 und förderte den Thementag „Gesundheit“.

## 5.2 GENERATIONENINSEL

Mit Unterstützung der Lidl Personaldienstleistung GmbH Neckarsulm, Nintendo Deutschland und der Robert Bosch Stiftung Stuttgart, konnte auf der GenerationenInsel das enge Miteinander von Jung und Alt vorgestellt werden.

Neben Senioren, die die drei Tagesprogramme mitgestalteten, waren auch Jugendliche aus Projekten zu Gast. Die GenerationenInsel war ein stark frequentierter Anziehungspunkt. Dass mit Blick auf den demografischen Wandel das Miteinander der Generationen auch ein politisches Thema ist, verdeutlichten die Besuche des Parlamentarischen Staatssekretärs bei der Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Dr. Hermann Kues, sowie des SPD-Vorsitzenden Franz Müntefering.

### **Aus dem dreitägigen Programm:**

*Die Landesagentur Generationendialog Niedersachsen stellte die Projekte :*

- „Forum Gemeinschaftliches Wohnen“, Hannover

- „Brückenschlag“ mit generationenverbundenem Wohnen und
- moderne Wohnformen für hörbehinderte und nicht hörbehinderte Menschen des Deutschen Schwerhörigenbundes Halle-Neustadt vor.

Den Dialog mit Altenpflegeschülern präsentierte der Seniorenbeirat der Stadt Leipzig. Das Netzwerk der Stadt Leipzig „Generationen gestalten Gemeinsamkeit“ und das Projekt „Alt und Jung im Handwerk“ fanden interessierte Zuhörerinnen und Zuhörer.

Der Preisträger des Wettbewerbes „Bürger initiieren Nachhaltigkeit“, die Seniorenvertretung Magdeburg, mit der AG Generationendialog – präsentierte eine große Vielfalt von Aktivitäten.

Täglich stellten sich die Projekte „KOJALA“, „SeGel“ und „Ulmer-3-Generationen-Uni“ der Universität Ulm, ZAWiW vor.



Foto: Charlotte Sattler

Jung und Alt im Dialog: eine Teilnehmerin informiert über das Lidl-Projekt „Generationen verbinden“.

Das Kinder- und Jugendfilmzentrum Remscheid zeigte prämierte Filme zum Thema Alt/Jung und forderte alte wie junge Medienmacherinnen und -macher zur Teilnahme am Wettbewerb „Video der Generationen“ 2010 auf.

Weitere Projektvorstellungen:

- „Ge-Mit – Generationen miteinander im Freiwilligendienst“,
- „Spielen verbindet“, eine Wii-Olympiade in Mehrgenerationenhäusern, durchgeführt von Nintendo,
- das Lidl-Projekt „Generationen verbinden“ mit den drei ausgezeichneten Jugendgruppen DRK-Ortsverein Sülzetal-Osterweddingen, Jugendparlament Nuthetal, Ganztagschule Zoberberg.

Die Ideenbörse GenerationenInsel bot Gelegenheit, neben Foren und Workshops zum Thema die Vielfalt des Miteinanders von Alt und Jung außerhalb des Familienverbundes aufzuzeigen und darüber hinaus Mut zu machen für ein neues generationenübergreifendes Engagement.

Auch nach dem Seniorentag sind die Projekte unter [www.generationendialog.de](http://www.generationendialog.de) zu.

### 5.3 LEIPZIGER TREFF

In warmen Gelb- und strahlenden Blautönen gehalten, mit Handwerkskunst aus Seniorenhand dekoriert und einem bequemen Ohrensessel lockte der Leipziger Treff viele Besucher/-innen während der drei Messetage an. Die einfallreiche Standgestaltung mit Anschauungsmitteln für das selbstständige Wohnen, einer Parkbank, drei kleinen Bäumen oder einer Leseecke mit Großdruckbüchern machte den Leipziger Treff ästhetisch ansprechend und zugleich gemütlich. Als sinnvoll und nützlich erwies sich der Haupttresen als erste Anlaufstelle für die Gäste. So konnten sie bei Fragen zielgerichtet an einen Ansprechpartner weitergeleitet werden.

Der Informationsstand der Stadt Leipzig gab einen Überblick über die vielfältige Leipziger Seniorenarbeit.

*Er gliederte sich in vier Bereiche:*

- Unter „*Lebhaft im Alter*“ wurden Möglichkeiten des ehrenamtlichen Engagements gezeigt und auf Treffpunkte in den Begegnungsstätten hingewiesen. Die Leipziger Museen, Städtischen Bibliotheken und die Volkshochschule präsentierten hier ihre seniorenspezifischen Angebote.
- „*Sicher im Alter*“ ging auf Beratungs- und soziale Unterstützungsleistungen durch Ämter und die finanzielle Absicherung ein.
- „*Gesund im Alter*“ verwies auf die Vorteile von Bewegung und Sport, die gesundheitliche Vorsorge durch Impfungen, auf Selbsthilfegruppen und auf die Voraussetzungen für den Erhalt eines Schwerbehindertenausweises.
- „*Wohnen im Alter*“ erklärte die Handlungsschwerpunkte der geplanten Stadtentwicklung Leipzigs, insbesondere den barrierefreien Umbau von Wohnraum.

Der Leipziger Treff wurde von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Stadtverwaltung und ehrenamtlichen Mitgliedern des Seniorenbeirates mit viel Freude betreut. Damit war immer eine kompetente Beratung in gemüthlicher Atmosphäre möglich. Darüber hinaus bot sich die Möglichkeit der Vernetzung der Kolleginnen und Kollegen untereinander. Das engagierte Standpersonal versuchte, alle Fragen zu beantworten und verteilte aktuelle Informationsbroschüren. Viele Anfragen gab es an die Wohnberatungsstelle, an die Betreuungsbehörde oder zum Thema Pflegeeinrichtungen.

Die Mitglieder des Seniorenbeirates freuten sich über zahlreiche Gespräche mit Seniorenbeiräten anderer Städte, besonders aus den alten Bundesländern. Diese drückten ihre Hochachtung vor den Leistungen des Seniorenbeirates der Stadt Leipzig aus.

## Rahmenprogramm im Leipziger Treff

Der Leipziger Treff konnte zahlreiche Besucherinnen und Besucher durch das abwechslungsreiche Rahmenprogramm anlocken. Ein Loungebereich im Zentrum des Standes diente als Aktionsfläche für das Rahmenprogramm. Dieses lud zum Lachen und Entspannen, aber auch zu sportlichen Aktivitäten ein. Das machte den Leipziger Treff zu einem Ort der Begegnung.

So begeisterte der überregional bekannte Pfarrer Christian Führer die Gäste mit seiner Buchlesung über die Friedliche Revolution 1989. Sein Auftritt am Vormittag des ersten Messtages fand sehr große Resonanz und bescherte dem Leipziger Treff voll besetzte Stuhlreihen. Ähnlich große Aufmerksamkeit bekam der Leipziger Kabarettist Gunter Böhnke, welcher in unterhaltsamer Weise über die Eigenarten der Sachsen zu berichten wusste. Aber auch die informativen und spannenden Vorträge zu Leipzigs Stadtgeschichte oder zur Kaffeetrinkkultur lockten zahlreiche Menschen an den Stand der Stadt Leipzig. Das Lachen über witzige Anekdoten konnte auch an den Nachbarständen vernommen werden.

Abgerundet wurde das Programm durch musikalische Untermalung, Pantomime und sportliche Animation. Hauptsächlich weibliche Gäste machten beim Lachyogatraining, Pilates oder bei den seniorenrechtlichen Dehnübungen mit. Entspannung und Erholung brachten die Klänge eines Querflötentrios sowie eines Klarinettenisten. Eine Trommelgruppe, bestehend aus geistig behinderten Jugendlichen und ihren Betreuern, weckte die eventuell müde gewordenen Messebesucher in den Nachmittagsstunden durch ihren lauten Auftritt und ihre Begeisterung an der Sache auf.

Begleitet wurde das Rahmenprogramm durch ein Quiz, welches die Gewinner mit attraktiven, auf die Gastgeberstadt bezogenen Preise belohnte.

Die Gestaltung, Konzeption und das Programm des Leipziger Treffs erhielten von vielen Seiten Lob. Zudem schaffte die Aufteilung in vier Themengebiete eine verständliche Informationsstruktur ohne zu langweilen.

Der Leipziger Treff konnte dadurch bei seinen Gästen den Eindruck einer hilfsbereiten, engagierten und offenen Stadt hinterlassen. Insgesamt wurde den auswärtigen Besuchern ein positives und interessantes Bild von einer geschichtreichen Gastgeberstadt vermittelt.

Bürgermeister Thomas Fabian resümierte: „Der 9. Deutsche Seniorentag bot eine gute Mischung aus interessanten Veranstaltungen, der informativen Ausstellung SenNova und dem kulturellen Rahmenprogramm in der Stadt Leipzig. Es war uns eine Ehre, Gastgeber zu sein.“

Dieser Text wurde der Broschüre „Resümee zum 9. Deutschen Seniorentag in Leipzig“, herausgegeben von der Stadt Leipzig, entnommen.



Der Ausstellungsstand der Stadt Leipzig gab einen Überblick zu den vielfältigen Angeboten der Leipziger Seniorenarbeit.

Foto: FAIRNET



## 5.4 AUSSTELLER AUF DER SENNOVA <sup>1)</sup>

- 50plus Hotels (Österreich und Deutschland)
- **AG SPD 60plus**
- Algordanza Erinnerungsdiamanten
- Alippi GmbH, Sanitätshaus
- ANANKE Bestattungen
- **ARBEIT und LEBEN – Arbeitskreis für die Bundesrepublik Deutschland e.V.**
- Arbeiter-Samariter-Bund, Regionalverband Leipzig e.V.
- **Arbeiterwohlfahrt Bundesverband e.V. (AWO)**
- Arbeiterwohlfahrt Kreisverband Mulde-Collm
- Arbeiterwohlfahrt Leipzig-Stadt
- **Arbeitsgemeinschaft Evangelische Krankenhaus-Hilfe e.V. (EKH)**
- ATRO ProVita GmbH
- Autostadt in Wolfsburg
- AWIG e.V.
- AWO KV Nordsachsen e.V.
- AWO Landesverband Sachsen e.V.
- AWO Senioren- und Sozialzentrum gemeinnützige GmbH Sachsen West
- AXA
- A-Z Wohlfühlhotels
- Bad Bocklet
- **BAGSO e.V. und BAGSO Wirtschaftsdialog**
- **BAGSO GenerationenInsel**
- Barmenia Krankenversicherung a.G.
- Bausch & Lomb / Dr. Mann Pharma
- **Bayerisches SeniorenNetzForum e.V.**
- **BDZ – Deutsche Zoll- und Finanzgewerkschaft – Ständiger Ausschuss „BDZ Senioren“**

1) BAGSO-Mitgliedsverbände sind fett markiert.

- Berghotel Friedrichroda
- Bestattungshaus Hölzig
- Bestattungshaus Pietät Pfeifer (Leipzig und Rochlitz)
- BGL Nachbarschaftshilfeverein e.V.
- Biocomfort
- Biographiezentrum
- BOSO
- Bremerhaven
- Brillenservice Forth
- Bund der Versicherten e.V.
- **Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesseniorenvertretungen e.V. (BAG LSV)**
- **Bundesarbeitsgemeinschaft Seniorenbüros e.V. (BaS)**
- **Bundesarbeitsgemeinschaft Wissenschaftliche Weiterbildung für ältere Erwachsene (BAG WiWA)**
- **BundesInteressensVertretung der Nutzerinnen und Nutzer von Wohn- und Betreuungsangeboten im Alter und bei Behinderung e.V. (BIVA)**
- **Bundesforum Katholische Seniorenarbeit (BfKS)**
- Bundesinitiative Daheim statt Heim e.V.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ)
- Bundesselbsthilfeverband für Osteoporose e.V.
- **Bundesverband der Katholiken in Wirtschaft und Verwaltung e.V. (KKV)**
- **Bundesverband Gedächtnistraining e.V. (BVGt)**
- **Bundesverband Seniorentanz e.V. (BVST)**
- Caritasverband Leipzig e.V.
- CBM (Christoffel-Blindenmission Deutschland e.V.)
- Comfort
- Computer-Schule, mobil
- DA CAPO
- **Dachverband Altenkultur e.V.**

- Dachverband der Gerontologischen und Geriatriischen Gesellschaften Deutschlands e.V. (DVGG)
- dbb beamtenbund und tarifunion
- Deutsche Alzheimer Gesellschaft e.V.
- Deutsche Bahn AG
- Deutsche Epilepsievereinigung e.V.
- Deutsche Fibromyalgie Vereinigung e.V.
- Deutsche Gesellschaft für AlterszahnMedizin e.V. (DGAZ)
- Deutsche Gesellschaft für Hauswirtschaft e.V. (dgh)
- Deutsche Krankenversicherung AG
- Deutsche Postbank AG
- Deutsche Rentenversicherung
- Deutsche Schmerzliga e.V.
- Deutsche Seniorenpresse Arbeitsgemeinschaft e.V. – dsp
- Deutsche Telekom AG
- Deutsche Venen-Liga e.V.
- Deutsche Vereinigung Morbus Bechterew e.V.
- Deutscher Allergie- und Asthmabund e.V.
- Deutscher Blinden- und Sehbehindertenverband e.V. (DBSV)
- Deutscher Bridge-Verband e.V.
- Deutscher BundeswehrVerband e.V. (DBwV)
- Deutscher Olympischer Sportbund (DOSB)
- Deutscher Schwerhörigenbund e.V. (DSB)
- Deutscher Senioren Ring e.V.
- Deutscher Turner-Bund (DTB)
- Deutscher Verein der Blinden und Sehbehinderten in Studium und Beruf e.V. (DVBS)
- Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V.
- Deutsches Auswanderhaus Bremerhaven

- Deutschlandradio
- DGB-Reisen
- Diakonisches Werk Innere Mission Leipzig e.V.
- DMSG LV Sachsen e.V.
- Doppelherz
- dpv – Parkinson Vereinigung e.V.
- DSG Deutsche Seniorenstift Gesellschaft
- Duscher Bestattungen
- Düsseldorfer Versicherung
- EFI Deutschland e.V.
- Eisenmoorbad
- Emporia Telecom
- ERF Medien
- „Erfahrung ist Zukunft“ – eine Initiative der Bundesregierung zum demografischen Wandel
- Erfurt Tourismus & Marketing GmbH
- EURAG Deutschland – Bund der älteren Generation Europas
- Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit in der EKD (EAfA)
- Evangelisches Seniorenwerk e.V. (ESW)
- Fakten & Tipps Edition 50plus
- Feierabend AG
- Fielmann AG
- FILMPARK Babelsberg
- FONIUM Deutschland GmbH
- Forum Gemeinschaftliches Wohnen e.V. – Bundesvereinigung (FGW)
- FRELU – Hergert GmbH
- Friedwald GmbH
- Fujitsu
- G.P.S. Ortungssysteme Saveness

- Geberit, Dusch WC
- Generali Versicherungen
- Generationenkolleg Alt und Jung im Handwerk
- Gesellschaft für Gehirntaining e.V. (GfG)
- Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft – GEW
- Görlitz-Tourist
- Greenpeace e.V. Team 50plus
- GRÜNE ALTE
- Hamburg Mannheimer Versicherungs-AG  
(Organisation für Verbandsgruppenversicherungen (ovG))
- Heilbad Jachymov
- HelpAge Deutschland e.V.
- HIRO LIFT
- Hotel Bären
- Hotel am Fichtelberg
- Hotel Edelweiss
- Immokasse GmbH
- **Industriegewerkschaft Bauen – Agrar – Umwelt (IG BAU)**
- Initiative IN FORM
- Initiative Auge e.V.
- Initiative Internet erfahren – gemeinsam durchs Netz
- Insenio UG
- Interessengemeinschaft für Behinderte
- **JAHRESRINGE – Gesamtverband e.V.**
- JENTSCHURA International GmbH
- Jugend- und Altenhilfverein e.V.
- **Katholische Bundesarbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung – KBE**
- **Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands, kfd – Bundesverband e.V.**
- **Kneipp-Bund e.V.**

- KnowWare
- Knüll-Touristik e.V.
- **Kolpingwerk Deutschland**
- **komba gewerkschaft**
- **Kommunikationsgewerkschaft DPV (DPVKOM)**
- Kuratorium Deutsche Altershilfe
- **Kuratorium Wohnen im Alter gAG (KWA)**
- **Lange Aktiv Bleiben – Lebensabend-Bewegung (LAB)**
- Leipziger Messe
- Leipziger Verkehrsbetriebe (LVB) GmbH
- Leipziger Wohnungs- und Baugesellschaft
- **Liberale Senioren LiS – Bundesverband**
- Lidl Dienstleistung GmbH & Co. KG
- LINDA Apotheken
- Lohnsteuerhilfe für Arbeitnehmer e.V. –  
Lohnsteuerhilfverein – Sitz Gladbeck
- Lohnsteuerhilfverein Vereinigte Lohnsteuerhilfe e.V.
- Magdeburg Marketing
- Malteser Hilfsdienst e.V.
- Maternus Altenheim GmbH & Co. KG
- **MigräneLiga e.V. Deutschland**
- Mosel (Kröv – Kinheim – Reil)
- Mosel Vielfalt Erleben  
(Tritthenheim – Neumagen-Dhron – Piesport – Minheim)
- MTS Medication Technologies GmbH
- Müritz-Akademie des ÜAZ-Waren/Grevesmühlen e.V. (Mediabus)
- Nationale Agentur Bildung für Europa beim BIBB
- **Nationales Netzwerk älterer Frauen e.V.**
- **NaturFreunde Deutschlands e.V.**

- **Netzwerk Osteoporose e.V.**
- Nintendo Deutschland
- Oper Leipzig
- Paritätischer Sachsen
- Peter Hess Institut
- Pfizer Deutschland GmbH
- phäno
- playfit GmbH
- Private Trauerakademie Fritz Roth
- Reiseland Frömmigen GmbH
- Rheuma-Liga Sachsen e.V.
- Rotkäppchenland
- Saale Reha-Klinikum Bad Kösen
- Sachsenmilch AG
- Sächsische-Oldtimer-Busflotte GmbH
- Sächsisches Staatsministerium für Soziales
- SAH Leipzig gGmbH
- Sanitätshaus Alippi GmbH
- Sanofi Pasteur MSD Deutschland
- Seehotel Templin
- **Senior Experten Service (SES)**
- **Senioren Union der CDU Deutschlands**
- **Seniorenarbeitsgemeinschaft der Partei DIE LINKE**
- Seniorenzentrum Althen
- **SENIOREN-LERNEN-ONLINE (SLO)**
- **Senioren-Union der CSU**
- **Seniorenverband BRH – Bund der Ruhestandsbeamten, Rentner und Hinterbliebenen im dbb**
- Senioren-Wohnpark

- **Seniorpartner in School e.V. – Bundesverband**
- SIGNAL IDUNA Gruppe
- Sklerodermie Selbsthilfe
- **Sozialverband Deutschland e.V. (SoVD)**
- **Sozialverband VdK Deutschland e.V.**
- **Sozialwerk Berlin e.V.**
- sport-creativ
- Stadt Leipzig (Leipziger Treff)
- Stiftung Deutsche Schlaganfall-Hilfe
- Stiftung ProAlter
- Stiftung Warentest
- Terramundi
- TIPTOP-Hotels
- Tourismusgemeinschaft Silbernes Erzgebirge e.V. / Bergstadt Freiberg
- Tourismusverband Stubai-Tirol
- Unabhängige Patientenberatung Deutschland
- **UNIONHILFSWERK e.V.**
- Universität Leipzig
- Unsere Zeiten
- **Verbraucherzentrale Sachsen**
- **Verein der in der DDR geschiedenen Frauen e.V.**
- Via-Spiele Verlag, Elfriede Pauli
- **Virtuelles und reales Lern- und Kompetenz-Netzwerk älterer Erwachsener e.V. – ViLE-Netzwerk**
- **Volkssolidarität Bundesverband e.V.**
- Waldhotel Stephanshöhe
- WBG Kontakt e.G.
- **wohnen im eigentum e.V.**
- Wohnungsgenossenschaft Transport eG

## 6. WEITERE HÖHEPUNKTE

### 6.1 KULTURELLES RAHMENPROGRAMM

Ergänzend zu den Diskussions- und Informationsveranstaltungen gab es eine Vielzahl kultureller Angebote.

Schon frühmorgens am Eröffnungstag begrüßte der Frauenchor der Volkssolidarität Leipzig unter der Leitung von Thomas Pammler musikalisch die Gäste des Deutschen Seniorentages im Eingangsbereich des Congress Centers Leipzig.

Der Bundesverband Seniorentanz lud die Besucherinnen und Besucher an den weiteren Veranstaltungstagen zum Mittanzen ein. Mit Rhythmus und Musik wurden Alt und Jung zur Bewegung animiert.

Das Leipziger Tanztheater stellte in einer Videopräsentation das Tanzprojekt „Pflegestufe IV“ vor.



Foto: Charlotte Sattler

Zum Auftakt des Deutschen Seniorentages sang der Frauenchor der Volkssolidarität Leipzig...



Foto: Dieter Grundmann

... den Abschlusspunkt der 3-tägigen Veranstaltung setzte das Konzert des Polizeiorchesters Sachsen.



Foto: Cornelia Dieme

Vertreterinnen des Seniorentanzes gaben engagiert nähere Auskünfte zur Videopräsentation.

Reges Interesse bei den Besucherinnen und Besuchern weckten die Fotoausstellungen im Congress Center, die an allen drei Tagen präsentiert wurden. Eine Ausstellung des Senior Experten Service zeigte Bilder und Texte zum weltweiten Engagement in der nachberuflichen Lebensphase. Die Organisation HelpAge Deutschland stellte zum Thema „Stille Heldinnen – Afrikas Großmütter im Kampf gegen HIV/Aids“ aus und zeigte damit das Engagement afrikanischer Großmütter für ihre verwaisten Enkelkinder.

Das Ausstellungsprojekt des Leipziger Künstlers Ulrich Forchner widmete sich dem Thema „Älterwerden in einer großen Stadt“.

Den Abschluss des kulturellen Rahmenprogramms bildete das Konzert des Polizeiorchesters Sachsen unter Mitwirkung von Horst Wawrzynski, dem Leipziger Polizeipräsidenten, der Tipps zum Thema Sicherheit und Prävention gab. Das von Torsten Petzold geleitete Orchester, das in Leipzig regelmäßig Konzerte gibt und bereits eine große Fangemeinde besitzt, begeisterte auch die Gäste aus dem übrigen Bundesgebiet.



Foto: Marie-Luise Marchand

Die Präsentation des Künstlers Ulrich Forchner gab einen Überblick zum Altern in Leipzig.

## 6.2 ÖKUMENISCHES RAHMENPROGRAMM

Schon im Juni 2008 – ein Jahr vor dem 9. Deutschen Seniorentag – wurden die Kirchengemeinden Leipzigs über die Großveranstaltung informiert. Es wurde überlegt, inwieweit und in welcher Form sich die Kirchengemeinden beteiligen wollten.

In Mitteldeutschland versammeln sich in den Kirchengemeinden eine beachtenswerte Anzahl von Seniorinnen und Senioren. Konkrete Zahlen sind: In 53 Evangelischen Kirchengemeinden des Kirchenbezirkes Leipzig sind rund 69.000 Mitglieder und davon sind rund 26.000 Senioren. Hier findet mit Sicherheit der höchste Anteil an Seniorenveranstaltungen statt, der in der Stadt angeboten wird.

Die Bereitschaft sich für den Seniorentag zu engagieren, war sofort da. Es musste sich ein Kreis ehrenamtlich tätiger Personen zusammenfinden, die die Vorbereitungen miteinander planten, unterstützten und organisierten.

Einerseits wurde innerhalb der Kirchengemeinden für den Deutschen Seniorentag geworben, andererseits konnte die BAGSO und die Stadt Leipzig davon überzeugt werden, dass eine inhaltliche Beteiligung der Kirchengemeinden zu einer Gesamtbereicherung des Programmes führt. Dankbar wurde die Unterstützung und Beratung bei den Vorbereitungen durch das Evangelische Seniorenwerk. Durch die Hilfe konnten manche Hürden überwunden werden.

Das Motto des Seniorentages „Alter leben – Verantwortung übernehmen“ wurde für uns zum Anstoß, über die Rolle der älteren Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche nachzudenken und zukunftssträchtige Impulse für Neuansätze aufzunehmen.

So entstand der Wunsch nach einem „Raum der Stille“ im Congress Center Leipzig. Der Kirchenbezirk Leipzig hatte die Möglichkeit, sich am Messestand des Evangelischen Seniorenwerkes zu beteiligen.

Die drei großen Innenstadtkirchen (Thomaskirche, Nikolaikirche, Evangelisch-Reformierte Kirche) wurden als Orte der Besinnung, des Nachdenkens und der Impulse für alle Besucherinnen und Besucher geöffnet.

In der Thomaskirche fand der sehr gut besuchte und kreative Ökumenische Gottesdienst statt. Die Evangelisch-Reformierte Kirche öffnete sich für ein zauberndes Frühlingskonzert.

In der Nikolaikirche konnte eine Podiumsdiskussion zum Thema: „Verantwortung zwischen den Generationen“ unter dem Titel: „Netzwerk aus Jung und Alt“ organisiert werden. Etwa 600 Besucherinnen und Besucher fanden nach einem ausgefüllten und langen Veranstaltungstag den Weg abends in die Nikolaikirche.

*Für das Podium hatten sich namhafte Leipziger Persönlichkeiten gefunden:*

- Prof. Dr. Gunda Schneider-Flume, Autorin des Buches: „Alter- Schicksal oder Gnade“
- Lothar Vierhock, Propst der Katholischen Kirche
- Martin Henker, Superintendent der Evangelischen Kirche
- Stefan Hüneburg, langjähriger Geschäftsführer des Leipziger Hospizes „Villa Auguste“
- Sophie Wenzel, Abiturientin
- Henrike Schmidt, Schülerin.

*Die Moderation übernahm Prof. Dr. Turre.*

Gerade die Spannung zwischen den Äußerungen von Menschen mit einem sehr hohen Erfahrungsschatz und den frischen spontanen Aussagen der jungen Menschen heutigen Fragen und Problemstellungen bildete einen großen Reiz. Auch die Zuhörer wurden gegen Ende in die Diskussion mit hinein genommen und beteiligten sich äußerst lebhaft.

Die Botschaft der Veranstaltung war eindeutig: Im Miteinander der Generationen gibt es durch die alternden Gesellschaft einen großen Umbruch. Alle

Kräfte sollten mobilisiert werden, ein gelungenes Miteinander weiterzuführen oder auch Innovatives für Jung und Alt gleichermaßen Förderliches zu suchen und für unsere Gesellschaft durchzusetzen.

Die Aufgabe der Kirche besteht darin, Orte anzubieten wo solche Probleme angesprochen werden können und wo unterschiedlichste Menschen an Problemlösungen arbeiten und diese der Öffentlichkeit weitergeben können.

*Die Podiumsdiskussion hatte folgende inhaltliche Struktur:*

### 1. Analyse: Die alternde Gesellschaft

- persönlich: Alter – Last oder Gnade
- gesellschaftlich: Die demografische Verschiebung – Die vier Generationen

### 2. Das Miteinander der Generationen: Konflikt oder Partnerschaft

- die jeweils andere Perspektive der Jungen und der Alten
- gegenseitige Abgrenzung als Normalsituation in Gesellschaft und Kirche
- Gründe der Konflikte und für eine Partnerschaft

### 3. Das Potential der Alten und der Jungen

- die Alten: Vermittler von Erfahrungen, Zeit zum Zuhören, Berater
- die Jungen: innovativ, experimentierfreudig, auf Erkundung

### 4. Gelungene Modelle des Miteinander

- generationenübergreifende Kindertagesstätten
- Leseveranstaltungen von Alten für Junge, Enkel für Großeltern am Computer
- Leihgroßeltern, Einsätze von Zivildienstleistenden und Freiwilligen in Pflegeheimen
- Gemeinde- und Stadtteilstiftungen

### 5. Familien als Orte gemeinsamen Lebens

- Groß- und Kleinfamilien, Veränderungen zwischen den Generationen
- gemischte Wohnformen, Konzentration von altengerechten Wohnungen?
- Autorität und Partnerschaft zwischen den Generationen

## 6. Schulen als Orte gemeinsamen Lernens

- Lehrer-Schüler-Verhältnis an Schulen und Hochschulen
- lebenslanges Lernen, Weiterbildung
- die Situation an Volkshochschulen und Berufsschulen

## 7. Verbindung durch Bildung und Kultur

- Bildungsinhalte: soziales Verhalten, Nachsicht, Höflichkeit, Geduld
- gemeinsames Erleben bei Sport, Musik, Theater, anderen Kulturveranstaltungen

## 8. Die Aufgaben der Kirchen

- Gottesdienste als Orte der Begegnung zwischen den Generationen, Gesprächs- und Bildungsangebote, Kranken- und Sterbebegleitung, Trauerarbeit
- gemeinsame Angebote für Junge und Alte

## 9. Erwartungen an die Politik

- keine Verdrängung der Altersprobleme, keine weitere Staatsverschuldung
- Förderung zivilgesellschaftlicher Aktivitäten
- Schutz der schwachen Jungen und der schwachen Alten

*Protokollführung: Anna Turre, Pfarrerin i.R., Leipzig*

## Raum der Stille – Ein Rückblick

*Kirche habe unter anderem die dringliche Aufgabe, „Räume offen zu halten für eine Begegnung mit dem Heiligen“ (Wolfgang Huber).*

Das war unser Anliegen als Kontaktstelle Kirche während des 9. Deutschen Seniorentages. Im „Raum der Stille“ fanden die Teilnehmenden, Besuchenden und auch Mitarbeitende des Seniorentages im Congress Center Leipzig (CCL) inmitten der vielen Veranstaltungs- und Ausstellungsräume einen Ort der Stille. Ein Seminarraum wurde eigens für diese Tage von uns eingerichtet. Er war täglich von 10 bis 18 Uhr geöffnet. In der Tagesmitte, um 12 Uhr luden

wir zu einem Mittagsgebet ein. Ein Bild und Texte gaben jeweils den Impuls zum Nachsinnen und Weitergehen. Mit dem Impuls wie mit den ausgelegten Texten wollten wir bewusst einen geistlichen Anstoß geben. Thematisch war der Tagungsort auf dem Messegelände gefüllt von zahlreichen Angeboten und Einladungen zur aktiven Altersvorsorge. Uns war es wichtig, in dem Zusammenhang auch ein Angebot der „Altersvorsorge“ zu machen und zu fragen: „Was kann ein Leben tragen? Was gibt Halt und Orientierung?“ Gleichsam „von der Wiege bis zur Bahre“.

Als Kontaktstelle Kirche Leipzig beim Evangelisch-Lutherischen Kirchenbezirk Leipzig waren wir während der Tage als Personen sowie mit geistlichen und geistigen Impulsen präsent. Hinweisschilder und ein Aufsteller in der Halle vor dem Raum, Ausstellungsbanner und -tafeln, ein Tisch mit Informationsmaterial und Karten, Fotos und Texte luden Vorübergehende zur Einkehr und Besinnung ein. An einer Pinnwand bekamen die Besucherinnen und Besucher die Möglichkeit, eigene Gedanken oder Gebete anzuheften.

In dem „geschützten“ Raum mit nur etwa 20 Sitzplätzen ertönte zeitweilig leise Musik. Nicht viel war nötig: ein Kreuz, ein Tisch mit Kerzen und einer Bibel und Menschen, die mit beteten und die Stille teilten, eine Tür, die man öffnen und hinter sich schließen konnte. Die Taschen und Werbeprospekte, das Tagungsprogramm verschwanden für kurze Zeit unter dem Stuhl. Lasten wurden abgelegt. Eine „Oase“ im Trubel und der Geschäftigkeit des Tagungsortes CCL nannten manche den Ort, an dem sie für kurze Zeit verweilten bevor sie wieder am Kongressgeschehen teilnahmen – mit einem Bild oder Text in der Hand oder im Herzen.

Einmal brachten Menschen einen Mann herein, dem es gesundheitlich schlecht ging. Hier, am Ort der Stille und des Gebetes, sank er auf einen Stuhl und wartetet auf die Sanitäter, die mit dem Rollstuhl kamen. Ein dafür geeigneter guter Ort.

Der „Raum der Stille“ – als offen gehaltener Raum zur Begegnung mit sich selbst – mit anderen und mit Gott, erstmalig im CCL so eingerichtet, erwies sich als ein ganz wichtiges und sehr gut in Anspruch genommenes Angebot.



Die Zeit des Mittagsgebetes hätte noch besser mit dem Veranstaltungsangebot abgestimmt werden können, weil die offizielle Mittagspause zwischen den Veranstaltungsangeboten zu einem späteren Zeitpunkt lag. Bei stärkerer Teilnahme wäre allerdings der kleine Raum an seine Grenze gekommen.

*Protokollführung: Angelika Biskupski, Pfarrerin, Kontaktstelle Kirche Leipzig*

### 6.3 3.000 SCHRITTE EXTRA – MITGEHEN AM MITTWOCH

Bewegter und entspannender Ausklang zum Ende des 9. Deutschen Seniorentages. Gemeinsam mit dem Parlamentarischen Staatssekretär bei der Bundesgesundheitsministerin, Rolf Schwanitz\*, wurden die Besucherinnen und Besucher zu einem 3.000-Schritte-Spaziergang eingeladen.

\* Parlamentarischer Staatssekretär bis Oktober 2009.



Foto: Mike Auerbach

Zahlreiche Besucherinnen und Besucher nutzten in der Mittagszeit die Gelegenheit, zu einem zügigen Spaziergang ums Messegelände.

„Mitgehen am Mittwoch – gemeinsam 3.000 Schritte extra“ heißt die Aktion der Kampagne „Bewegung und Gesundheit“, die seit dem Sommer 2007 überall in Deutschland Menschen am Mittwoch zu einem 3.000-Schritte-Spaziergang mobilisiert. Mehr als 300 Gäste folgten der musikalischen Aufforderung „Willst Du mit mir gehen“ und begleiteten Rolf Schwanitz sowie die stellvertretenden BAGSO-Vorsitzenden Helga Walter und Karl Michael Griffig durch den Leipziger Messepark. Mit dabei war auch die Mittwochsgruppe „Grünau MOVE“ des TSV Leipzig 76 e.V.

Vorab wurden am Stand des Infobüros Prävention Schrittzähler an die Teilnehmenden verteilt. Nach dem Spaziergang betrug der Gesamtzählerstand 100.000 Schritte und das „Mitgehen am Mittwoch“-Infopaket auf dem Leipziger Messegelände wurde reichlich nachgefragt.

Ziel der Aktion ist es, zu verdeutlichen, dass jeder Einzelne viel für ein gesundes und selbstbestimmtes Leben bis ins hohe Alter tun kann. Dies belegte auch die aktive Teilnahme der ältesten „Mit-Geherin“ mit über 80 Jahren.



Foto: Mike Auerbach

Die älteste Teilnehmerin am 3.000 Schritte extra Spaziergang mit Rudolf Schwanitz.

## 6.4 FOTOWETTBEWERB

Zu dem Motto des 9. Deutschen Seniorentages „Alter leben – Verantwortung übernehmen“ veranstalteten die BAGSO und die Feierabend Online Dienste für Senioren AG zusammen einen Fotowettbewerb. Es wurden 569 Fotos eingereicht und 33.400 Bewertungen online abgegeben.

### Das Siegerfoto von Barbara Warner aus Erlangen:

„Emil besuchte den ‚Bürgertreff Röthelheim‘ regelmäßig, er war für ihn eine Art ‚Familie‘. Er wohnte in einem Seniorenheim in der Nähe, in dem er Feste und Liedernachmittage organisierte, dort spielte er Ziehharmonika und rezitierte Texte von Ringelnatz und Heinz Erhard. Vor dem Treff ist eine kleine Anlage, dort spielen die Kinder aus der Nachbarschaft, bei denen Emil sehr beliebt war. Wenn sie ihn sahen, bestürmten sie ihn, ihnen etwas vorlesen und mit ihnen zu singen. Leider ist Emil kurz vor Weihnachten gestorben und er fehlt uns allen sehr.“



Foto: Barbara Warner

Das Siegerfoto von Barbara Warner.

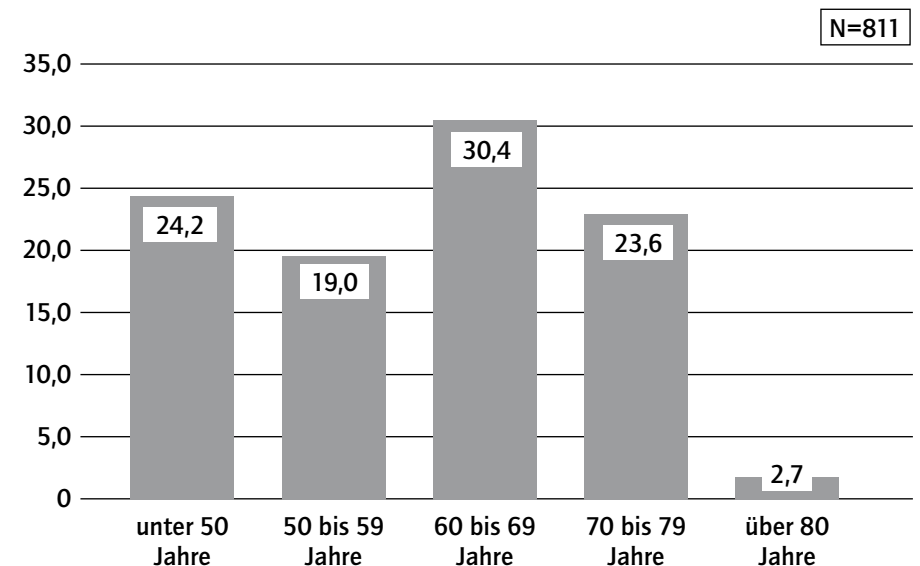
## 7. ERGEBNISSE DER BESUCHERBEFRAGUNG

Während des 9. Deutschen Seniorentages wurde eine Umfrage zur Bewertung der Veranstaltung durchgeführt. Die vorliegende Auswertung basiert auf einer Fragebogenerhebung in der Zeit vom 8. bis 10. Juni 2009, an der 811 Besucherinnen und Besucher teilnahmen. Die Stichprobenzahl ist nahezu doppelt so hoch, wie beim vorangegangenen Seniorentag in Köln (N=471).

Neben einer konkreten Bewertung der besuchten Veranstaltungen wurden die Seniorinnen und Senioren auch um eine Beurteilung der Räumlichkeiten und des Verpflegungsangebotes im Congress Center Leipzig gebeten.

Etwa ein Drittel (30,4 %) der befragten Besucherinnen und Besucher des Seniorentages war zwischen 60 und 69 Jahren alt. Auf dem Seniorentag in Köln 2006 nahm diese Altersgruppe 43,6 % ein.

### Altersstruktur der Besucherinnen und Besucher



In diesem Jahr waren es deutlich mehr Teilnehmende im Alter von 70 bis 79 Jahre (23,6 %) als in Köln (17,9 %). Auch der Anteil in der Altersgruppe der unter 60-Jährigen hat zugenommen. In Leipzig waren es 43,2 %, in Köln 36,1 %, wobei es sich bei den unter 50-Jährigen insbes. um Hauptamtliche, Studierende und Schüler handeln dürfte.

Etwa ein Drittel (32,3 %) der Seniorentagsgäste reiste aus dem Gastgeber-Bundesland Sachsen an. An zweiter Stelle liegt mit 12,2 % – trotz der großen Entfernung – das bevölkerungsreichste Bundesland Nordrhein-Westfalen.

### Äußere Rahmenbedingungen

Der überwiegende Teil (83,5 %) der Befragten konnte sich gut im CCL orientieren. Dieses sehr gute Ergebnis ist sicherlich auch dem erstmaligen Einsatz von freiwilligen Helferinnen und Helfern der Stadt Leipzig zu verdanken. Die Auszubildenden wurden als sehr freundlich und zuvorkommend gelobt. In Köln stimmten nur 45 % der Gäste einer guten Orientierung zu. Obwohl 73,9 % der Befragten das Verpflegungsangebot gut finden, merken viele ein zu hohes Preisniveau der Verpflegung an. Darüber hinaus wird ein gesundheitsorientiertes Speisenangebot (Gemüse, Salate etc.) vermisst. Grundsätzlich erzielt Leipzig eine eindeutig bessere Bewertung als Köln (dort äußerten sich 65 % eher negativ), da in Leipzig ausreichend Verpflegungspunkte angeboten wurden und es nicht zu Engpässen in der Versorgung gekommen ist.

### Qualitative Bewertung der Veranstaltungen

Hier liegt der prozentuale Anteil bei 79,8 %, die der Aussage „Die Veranstaltung war für mich eine persönliche Bereicherung“ zustimmen konnten. Die Ablehnung dieser Äußerung beläuft sich nur auf 4,7 %. Die Organisation und Zeitgestaltung der Veranstaltungen wird als ausgesprochen (89,1 %) positiv bewertet. Einerseits wird die Vielfalt des Themenangebotes ausdrücklich begrüßt, andererseits wird bedauert, dass durch Zeitüberschneidungen nur an einigen, ausgewählten Veranstaltungen teilnehmen werden konnte. Ein Lösungsvorschlag: Die Vielzahl der Angebote zu reduzieren, dafür die Workshopangebote am Folgetag wiederholen.

Bereits zum letzten Seniorentag 2006 merkten mehr als 30 % der Befragten eine bessere Einplanung von Diskussionszeitraum an. Dies sollte weiterhin für die Planung zukünftiger Seniorentage berücksichtigt werden. Denn der Austausch zwischen den Referierenden und den Teilnehmern ist für beide Seiten anregend und setzt für die Seniorenarbeit neue Impulse.

In Leipzig sahen 69,6 % der Teilnehmenden einen ausreichenden Zeitraum für Diskussionen an (Köln 65,4 %). 93,8 % der Befragten stimmten der Aussage „Die Auswahl der Themen war gut“ zu. Bei der Frage nach Themenwünschen wurde neben den Stichworten Wohnen im Alter, Demenz, finanzielle Sicherung vereinzelt auch die Themen „Sexualität im Alter“ sowie „ältere Migranten“ genannt.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass ähnlich wie beim vorangegangenen Seniorentag in Köln insbesondere die Auswahl der Themen in den Foren und Workshops, deren inhaltliche Gestaltung sowie die verständliche Präsentation durch die Referentinnen und Referenten eine weitreichende Zustimmung fanden. In fast allen Aspekten konnte ein Fortschritt erzielt werden.



Die Organisation des Deutschen Seniorentages lag fest in „Frauenhand“: v.l. Frauke Beeken, Belinda Ermler, Johanna Kaste, Heike Felscher, Dagmar Kratz, Brigitte Weideling, Dana Schestag, Gabriele Heinrich, Vera Klier, Dorothea Werner-Busse, Karin Siebertz, Christiane Schiller. Weiterhin gehörten zum BAGSO-Team in Leipzig: Gabriele Heinrich, Sabine Lacour, Dr. Guido Klumpp, Ursula Lenz, Elvira Barbara Sawade, Monika Pattis, Petya Plötzer, Anne von Laufenberg-Beermann, Susanne Wittig, Barbara und Jörg Witting.

Foto: FAIRNET



Veranstaltung gefördert von



Bundesministerium  
für Familie, Senioren, Frauen  
und Jugend

Freistaat  Sachsen  
Staatsministerium für Soziales

In Kooperation mit



Stadt Leipzig

Wir danken für die Unterstützung von



Medienpartner

LEIPZIGER VOLKSZEITUNG

Hören ist Wissen.\*

Deutschlandfunk

In Kooperation mit



Feier@abend.de  
Webtreff für die besten Jahre

[www.bagso.de](http://www.bagso.de)